This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

EX LIBRIS

Franz Dodes

STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
1963

Cabinett

historischer

Trauergemählde

und

Schreckens-Scenen.

Von

Franz Gräffer.

Ein Unbild aus des Schicksals Hand
Erhöhen wir durch Kunst zum Jammer.

Properz.

Wien, 1813.
Bey B. Ph. Bauer.

CT9998
G7

Dem

Hochwohlgebornen

Herrn Herrn

Johann Nepomuck

Edlen von Kalchberg,

Verordneten

der

hohen Landschaft Steyermark,

Curator

des

ständischen Joanneums

zu Grätz ꝛc.

E27902

!!

Ihnen, dem Hochgebildeten — dem weisen Denker — dem Mann des Wissens — Clio's und Thaliens würdigen Priester und Günstling — dem Busenfreunde der Kunst — Ihnen huldigt mein Geist in durchdrungener Ehrfurcht!

Sie, den wirksamen Beförderer des Wahren und Guten — den Mann des Edelmuthes, des echt Deutschen Gemüthes, der zärtlichen, der treuen Seele — Sie begrüßt mein Herz mit dem Feuer der ersten Liebe!!

Erfüllt von diesen Empfindungen, von dem süßen Andenken Ihres Umgangs beglückt, und beglückter noch durch die freundschaftlichen Erinnerungen, deren Sie mich

auch in der Ferne würdigen, weiß ich, bey einer beschränkten Sphäre, den Drang meines Innern nicht lebendiger zu offenbaren, als durch die lautere Widmung dieser Blätter.

Möchte es Ihnen, Vortrefflicher! gefallen, dieses schwache Merkmahl meiner Ergebenheit Ihrer gütigen Nachsicht werth zu halten! Und gewiß, dieß werden Sie, wenn Sie weniger die Gabe selbst, als ihren Beweggrund berücksichtigen!

Wien im December 1812.

Der Verfasser.

Cabinett
historischer
Trauergemählde.

Von

Franz Gräffer.

Vorrede.

Es iſt eine natürliche Eigenſchaft des menſchlichen Gemüths, von dem Außerordentlichen, von dem Wunderbaren, Erhabenen und Schrecklichen ganz beſonders gerührt und ergriffen zu werden; und die Gemählde tragiſcher Gegenſtände haben daher bey dem leſenden Publicum jederzeit einen wohlgefälligen Eingang gefunden.

Solche tragiſche Begebenheiten finden ſich jedoch in größeren hiſtoriſchen Univerſal-Werken ſelten mit der wünſchenswerthen Ausführlichkeit behandelt, oder nur

zerſtreut in kleineren gemiſchten Sammlungen.

Aus dieſen Gründen habe ich geglaubt, daß es der Leſewelt vielleicht nicht unwillkommen ſeyn werde, Schilderungen ſolcher Scenen in einem eigens dazu gewidmeten Werkchen beyſammen zu finden; und in dieſer Abſicht habe ich gegenwärtige Blätter entworfen.

Wenn es nicht kühn iſt, den Geſichtspunct zu beſtimmen, von welchem aus ich dieſe Darſtellungen betrachtet wünſche: ſo muß ich erinnern, daß ich mich von einer ſtreng äſthetiſchen Behandlung abſichtlich entfernt habe. — Anfangs bin ich zwar Willens geweſen, allen den vorliegenden Erzählungen die Diction wie bey Varus Tod zu geben; allein ich habe nachher dem Zwecke der Popularität gern meine Be-

quemlichkeit aufgeopfert, und mich eines einfacheren und schmuckloseren Vortrages befliſſen. —

Verdienſt kann ich bey dieſem Werkchen kein anderes haben, als das eines Wiedererzählers. — Die Facten ſind nach ihrer hiſtoriſchen Evidenz aufgegeben; und ich habe demnach nur in einer andern Form und in Zuſammenſtellung dasjenige geſchildert, was vor mir ſchon Viele gleichfalls nacherzählt hatten.

Mit dankbarer Offenherzigkeit geſtehe ich endlich, daß meine Hauptabſicht bey dieſer Arbeit dahin ging, einem Leſepublicum meine Aufmerkſamkeit für ſeine Wünſche an den Tag zu legen, welches meine kürzlich erſchienenen wiſſenſchaftlich-critiſchen Werkchen: Andeutungen über Leben, Geſchichte ꝛc., und

Arabesken für Freunde der Combination, mit so viel Nachsicht und Liebe aufgenommen hat. —

Wien im October 1812.

Der Verfasser.

Maria Stuart,

unglückliche Königinn von Schottland.

Wenn der Menschenfreund bey den Unthaten eines Nero oder eines Robespierre nur schaudernd verweilt, und in ihrem Sturze die Gerechtigkeit des Himmels bewundert: so wird er dieser unglücklichen Büßerinn eine Thräne des Mitleids nicht versagen können, wenn ihm schon ihre Jugendgeschichte die ahnungsvollen Versuchungen eines Verhängnisses darstellt, dessen Opfer sie gleichsam werden mußte. Schon als zartes Kind ein Spielball der Zwietracht mußte in der Folge das Weib desto eher den äußern Einwirkungen eines Schicksals erliegen, das nur für die kräftige Selbstständigkeit eines männlichen Geistes berechnet scheint.

Am achten Tage ihres Daseyns ward Maria Erbinn des Throns ihres Vaters, Jacobs des V. von Schottland, und schon warb um sie für seinen Sohn Eduard, Heinrich der VIII. von England. Ein feyerlicher Vertrag verhieß

ihm zwar Anfangs die Erfüllung seines Plans; doch bald lösete das Bündniß sich auf, und Heinrichs Zorn rüstete ein Heer der Rache, an deren Vollführung jedoch der Tod ihn hinderte.

Gereitzt von der Wichtigkeit des Entwurfs, säumte die Regentschaft des unmündigen Königs nicht, Schottland zu überfallen. Eduards Krieger drangen bis Edinburg vor. In dieser Noth kennt die Königinn Mutter keine andere Rettung als Frankreichs Beystand; ein kurzer Zeitraum, und Französische Hülfstruppen schirmen den Schottländischen Boden; Maria wird mit dem Dauphin Franz versprochen, und enteilt ihrem Reiche. —

Jetzt näherten sich die Plane der herrschsüchtigen Mutter ihrer Entwickelung. Nachdem sie sich vom Parlament als Regentinn hatte erklären lassen, vermählte man ihre sechzehnjährige Tochter mit dem Dauphin. — In dieser Zeit starb die Königinn Maria von England, und das neue Ehepaar widersetzte sich vergebens dem gefährlichen Schritte, Titel und Wapen eines Königs und einer Königinn von England in einem Augenblicke anzunehmen, wo Elisabeth, der Maria Schwester, von der Nation als Königinn ausgerufen wurde. —

Mariens Gemahl, nachdem er den, durch seines Vaters Hintritt erledigten Thron kaum

ein Jahr lang kraftlos verwaltet hatte, starb, und seine Witwe begab sich nach Lothringen, um in geräuschloser Ruhe ihren Empfindungen und dem Andenken ihres Mannes zu leben.

Während dieser Ereignisse loderte in Schottland die Fackel des Religionskrieges von der fanatischen Elisabeth siegreich dahin geschleudert. Die bedrängten Schotten versprachen sich Alles von Maria's Erscheinung; einige Große werden abgesendet, sie zu überreden, die harmlose Stille ihres Privatlebens mit des Purpurs Glanz zu vertauschen. Maria folgt den täuschenden Eingebungen ihres Herzens und ihres Anspruchs, und das entzückte Volk huldigt jubelnd seiner göttlichen Königinn. Der entscheidende Wurf war geschehen; Maria war gerichtet. —

Unter die zahlreichen Prüfungen, denen Maria auf dem gefährlichen Schauplatze ihres Glückes nun ausgesetzt war, gehörte die Wahl eines Gatten. Lange und vergebens warben Oesterreichs, Frankreichs und Spaniens Prinzen um die Hand der Junonischen Fürstinn, und umsonst drang Elisabeths Politik darauf, den Günstling Leicester zum Könige von Schottland zu erheben. Da erscheint Heinrich Darnley aus England wieder; ein Augenblick, und Maria's Herz entscheidet für den schönen, kräf-

ihre Gunst zu gewinnen. Es gelang. Unter der Maske des Tröſters, des Rathgebers, des Freundes erſchlich ſich Bothwell das Zutrauen der zugänglichen Fürſtinn; mit liſtiger Hand ſchürte er die Gluth ihrer Rache zur verzehrenden Flamme auf; und bald machte der Hof die fürchterliche Entdeckung, daß Maria noch etwas mehr als Bothwells Freundinn ſey.

So entſchieden und reif der Haß der Königinn gegen ihren Gemahl auch war: ſo wollte ſie es gleichwohl nicht wagen, den Vorſtellungen ihrer Rathgeber nachzukommen, welche es auf eine förmliche Eheſcheidung antrugen. Denn nicht nur, daß dieſe Maßregel der Königinn von England gegen ſie die Waffen in die Hände gegeben hätte, würde ſie vielleicht ſogar die rechtmäßige Geburt ihres Sohnes, und mit ihr ſeinen Anſpruch auf den Engliſchen Thron haben in Zweifel ziehen können.

Unterdeſſen hielt der König ſich, im Gefolge ſeiner mächtigſten Freunde, zu Glasgow auf. Wenn es ſeit dem niemanden einfiel, den Purpurloſen zu fürchten: ſo war es jetzt, wo man um ſo mehr Urſache haben mußte, zu beſorgen, daß er nach England flüchten werde, als er ſo eben von einer gefährlichen Krankheit geneſen war, deren Urſprung Maria's Feinde einer durch ſeine Gemahlinn veranſtal-

teten Vergiftung zuschrieben. — Alles lag jetzt daran, den verdachtvollen Heinrich zur Rückkehr zu bestimmen. Niemanden wollte dieß gelingen. Doch wer konnte Maria's Aufforderungen widerstehen? — Der Beleidigte vergaß seinen Unmuth, und lieferte sich selbst seinen Meuchelmördern aus. Auf dem Landhause des Propstes Kierkoffield in der Nähe von Edinburg versüßten ihm die täglichen Besuche Maria's das herbe Andenken seiner erlittenen Kränkungen, und er überließ sich nach und nach den heiteren Aussichten seiner neu gegründeten Herrlichkeit.

Eben kam die Königinn in der zehnten Nacht seiner Ankunft nach zwölf Uhr von ihm zurück in die Stadt, als der Pavillon des Königs mit einem entsetzlichen Pulverknall in die Luft flog. Heinrichs Leichnam lag entseelt im Parke. —

So sehr alle Umstände sich vereinigen konnten, die Königinn als die Urheberinn zu nennen, so wagte gleichwohl niemand ein bestimmtes Urtheil. Desto lauter aber verdammte man allgemein den Grafen Bothwell, theils wegen seines verdächtigen Benehmens vor und nach der Catastrophe, theils des Vortheiles wegen, der ihm durch des Königs Tod erwuchs, hauptsächlich aber aus dem Grunde, weil er, von

dem Lord Lenox, des Ermordeten Vater, öffentlich angeklagt, unter Maria's Schutz die Gerichtstage durch mancherley Künste immer hinton zu halten wußte. — Doch urplötzlich verstummen alle Stimmen der Anklage, alle Zungen der Gerechtigkeit sind gelähmt; eine starre Ueberraschung hält jedes Urtheil gefangen: Maria erklärt den Grafen zum Herzoge von Orkney; Maria — erklärt den Herzog — zu ihrem Gemahl, und der nähmliche Mund, der kürzlich den Mörder verfluchte, muß jetzt dem Könige huldigen.

Aber nicht lange währt die ungeheure Betäubung; nur wenige Augenblicke schlummert das Gefühl des Rechts, um mit allmächtiger Besinnung sich zürnend zu erheben. Selbst Maria's Freunde, die Großen der Nation, die Hefe des Volks, Alles verbündet sich gegen die Frevlerinn, und ein schnell zusammen gerafftes bereitwilliges Heer zwingt die Majestäten zur Flucht. Umsonst treiben sie in Dunbar feile Truppen zusammen, mit denen sie ihren Feinden entgegen ziehen; denn der größte Theil geht zu den Gegnern über. Nun ist Maria selbst der Rückweg abgeschnitten, sie ist umzingelt, jeder Ausweg zu entfliehen ist verschlossen. — In dieser Noth begehrt das entschlossene Weib eine Unterredung mit Kirkaldy

von Grange aus der Mitte ihrer Feinde, den sie allein ihrer Freundschaft noch werth hielt; und der Erfolg derselben ist, daß die Kühne sich ergibt, und sogar in die Trennung von Bothwell einwilligt, welcher nun die verbrecherische Krone mit dem Freybriefe eines Orkadischen Corsaren vertauscht, um einst im Dänischen Kerker sein Leben im Wahnsinne zu enden.

Unter den Aeußerungen der zügellosesten Verachtung wurde Maria erst in des Stadtvogts Haus, und dann in das an einem See einsam liegende feste Schloß Loch-Lewin gebracht. Gefaßt und unerschrocken, wie ihre Seele war, konnte sie doch dem rührenden Eindrucke nicht widerstehen, den auf diesem Wege eine ihr vorgetragene Fahne machte, auf der ihr verblutender Gemahl und ihr jammernder Sohn abgebildet waren. Endlich sah sie mit voller Standhaftigkeit dem Verfolge ihres Schicksals entgegen.

Lord Linsey überbrachte der Königinn bald den Beschluß der Barone des Reichs, in Folge dessen die Krone dem Prinzen unter der Regentschaft des Grafen Murray zugesprochen, und Maria von dem Throne gänzlich ausgeschlossen ward. Maria unterzeichnete diese

haft fort. Schon konnte Maria anfangen, sich günstigen Hoffnungen hinzugeben, als plötzlich Murray, Schottlands Regent, mit den seit dem unberührten Scheinbeweisen für die Ermordung ihres Gemahles auftrat, welche in nichts weiter als in den anspielenden Sonetten und Liedern bestanden, die das Volk in Edinburg nach jenem tragischen Ereignisse abgesungen hatte. Die Oberflächlichkeit, mit welcher der Prozeß geführt wurde, übersah die Unzulänglichkeit solcher Beweisgründe, ohne auf glaubenswürdigere Original-Urkunden zu dringen.

Maria vertraute einzig auf ihren Freund, den Herzog von Norfolk, mit welchem sie heimlich einen Briefwechsel unterhielt. Doch bald wurde der Unglücklichen auch diese Stütze entrissen. Der Herzog, durch die Hoffnung, Maria's Hand zum Lohne zu erhalten, entschlossen, sie zu befreyen, ward durch einige Theilnehmer an diesem Plane, welcher so weit gereift war, daß schon Truppen zur Ausführung bereit standen, verrathen, vor ein feyerliches Tribunal gefordert, von 24 Pairs zum Tode verdammt, und — hingerichtet. Das Volk trauerte um den geliebten Edelmann, und Maria verging in Jammer.

War Mariens Lage jetzt hülflos und elend, so wurde sie es noch mehr durch den allgemei-

ſter aufforderte, ihr Troſt, ihr Beyſtand, und das Werkzeug ihrer Befreyung zu ſeyn.

Eliſabeth ließ die Flüchtige zwar mit Auszeichnung zu Carlisle empfangen; doch fand Maria ſich in den Erwartungen von der Geſinnung ihrer Schweſter bitter getäuſcht. Eliſabeth ließ ihr bedeuten, daß ſie in der Sache Maria's ſo lange nichts Entſcheidendes thun könne, bis das öffentliche Urtheil des Volkes, das dieſe als Mörderinn ihres Mannes verdamme, völlig berichtigt wäre; ja ſelbſt eine perſönliche Zuſammenkunft müſſe ſie der Verdächtigen verweigern, und ſie könne Maria einſtweilen keine andere Gunſt gewähren, als ihr den Weg zu ihrer Vertheidigung zu öffnen.

Nach Bolton und dann nach Tutbury, unter der Aufſicht des Grafen Schrewsbury gebracht, gewahrte Maria nun mit Entſetzen den gänzlichen Verluſt ihrer Freyheit. An der Spitze der Commiſſarien ſtand der Herzog von Norfolk, längſt ſchon Maria's ſtiller Verehrer. Nachdem die Conferenzen in York ihren Anfang, und in London, wohin Eliſabeth ſie verlegte, ihren Fortgang genommen, verſuchte Maria neuerdings alle Mittel zu einer perſönlichen Unterredung mit ihrer Schweſter; aber vergebens. Die Conferenzen gingen unter Vermehrung der beyderſeitigen Commiſſarien leb-

nur um meines Sohnes Leben bin ich bekümmert. Nehmen Sie Sich seiner an; ich beschwöre Sie bey der Liebe einer Mutter zu ihrem Kinde, bey der Blutsverwandtschaft, in welcher Sie mit dem Unglücklichen stehen."

Bereits hatte Maria achtzehn Jahre vergebens nach Erhörung geseufzt, und ohne alle Antwort auf ihre wiederhohlten Briefe, ohne Aussicht auf Befreyung welkte die Gefangene, eine Beute des Grames, dahin. Oft zwar hatte sie es versucht, aus ihrem Jammerorte zu entweichen; allein Paulets strenge Wachsamkeit, und noch mehr Maria's eigener Unstern vereitelten alle ihre witzige Anschläge.

Doch der kühnste aller dieser Entwürfe wäre gleichwohl ohne den Scharfblick des Staats-Ministers Walsingham in Ausführung übergegangen. Nach dem klug berechneten Plan eines jungen Enthusiasten, Anton Babington, welcher sich durch Maria's Reitze dazu verleiten ließ, das Haupt einer Verschwörung zu werden, sollte eine fremde Armee in England landen, und Elisabeths Ermordung das Signal zu Maria's Freyheit seyn. Eine schnelle Hinrichtung bestrafte die Verschwornen.

Als man Maria in Untersuchung nahm, läugnete sie standhaft jede Verbindung mit den Verräthern, und begehrte die Vorzeigung ih-

rer Handschriften, indem sie mit einem feyerlichen Eid bekräftigte, daß nur ihre verhafteten Secretäre, Naue und Kurlenie, ihre Bevollmächtigung, dergleichen in ihrem Nahmen zu beantworten, mißbraucht haben könnten; und daß sie nie einen Anschlag gegen das Leben ihrer Schwester vorgefaßt habe. Dieses beschwor Maria wiederhohlt bey der Ungnade des Himmels, und keine Ueberredung vermochte es, sie zu einer nähern Aussage zu bewegen. Jetzt war der Prozeß aufgehoben; die Commissarien verhingen das Todesurtheil über Maria, und das Parlament bestätigte es.

Es ist bemerkenswerth, daß Elisabeth, die Königinn, keine dienstbare Hand finden konnte, sie von einer bereits öffentlich zum Tode verurtheilten Feindinn im Stillen zu befreyen. — Elisabeth konnte demnach nicht umhin, das verhängnißvolle Urtheil selbst zu unterzeichnen. Sie that es mit Fassung und raschem Zuge.

Verwundert hörte Maria ihr Todesurtheil an, doch ohne eine andere Bestürzung, als diejenige, welche eine solche Ankündigung nothwendig erwecken muß. Mit großer Fassung sprach Maria nach abgelesenem Spruch:

»Wenn die Vorsehung es so beschlossen hat: so füge ich mich auch in den Willen der Königinn, und höre gern auf zu leben.«

Und mit der ganzen rührenden Sanftmuth einer Christinn fügte sie nach einer Pause hinzu:

»Eine Seele, welche vor dem vorüber gehenden Schmerze eines herben Augenblicks beben könnte, verdiente nicht die Himmelsfreuden zu genießen."

Bey diesen Worten trat eine zitternde Perle in ihre umwölkten großen Augen; Maria legte die Hand auf die Bibel, und sprach weiter:

»Was Babingtons Anschlag betrifft: so erkläre ich nochmahls feyerlich, daß ich durchaus keinen Antheil daran gehabt habe."

Aller Herzen wurden weich bey dem rührenden und erhabenen Anblick der stillen Ergebung und der edlen Größe, welche sich in dem ganzen Wesen Maria's offenbarte. Nur zu einem einzigen leisen Zug von Unmuth ließ sie sich verleiten, als man ihr einen Beichtvater von ihrer Religion verweigerte, indem man erklärte, daß der Dechant von Peterborough dazu bereit sey, sie nach dem Geiste der echten Religion aufzurichten.

Jetzt traten die Grafen Kent und Schrewsbury, denen Elisabeth aufgetragen hatte, der Hinrichtung beyzuwohnen, ab; Maria hielt eine mäßige Abendtafel, und tröstete ihre wei-

nenden Domestiken mit den Worten: »Freuet Euch vielmehr, daß Eure Gebietherinn von dem Jammer erlöset wird, welcher die Menschheit umgibt!"

Nachdem Maria ihr Testament aufgesetzt, Geschenke unter ihre Leute vertheilt, und diese dem Hause Guise und dem Könige von Frankreich freundschaftlich empfohlen hatte, begab sie sich zur Ruhe, deren sie aber nicht lange genoß. Sie stand auf, bethete innig und lange, zog dann ein Trauerkleid von schwarzem Sammet an, und schmückte ihren Anzug mit ungemeiner Sorgfalt.

Es ist acht Uhr. Jetzt tritt der Oberrichter herein; Maria, gestützt auf ihre weinenden Frauen, folgt ihm in den Saal, in welchem sie in wenigen Minuten verbluten soll. An Maria's blendend weißem Halse schimmert ein Agnus Dei, und auf einem elfenbeinernen Crucifix, das sie in der Hand trägt, ruhen fromm ihre gesenkten Blicke.

Kaum hatte Maria den Trauersaal betreten: so fiel ihr Melvil, ihr alter Haushofmeister, schluchzend zu Füßen, und jammerte über das Unglück eines solchen Erlebnisses. Aber Maria neigte sich zu dem ehrwürdigen Greise, richtete ihn auf, und sprach:

»Sey getröstet, mein Melvil; verlasse ich

nicht eine Welt voll Unrecht und Kummer? Vertauſche ich ſie nicht mit den ewigen Freuden des Himmels? Zieh hin, alter Freund, nach Schottland, und verkünde meinen ſtandhaften Tod. Grüße meinen Sohn, und ermahne ihn, mit der Königinn von England in Frieden zu leben. Gott verzeihe meinen Feinden!"

Maria begehrte jetzt, daß drey männliche und zwey weibliche ihrer Bedienten ſie begleiten ſollten, und als der Graf Kent es verweigerte, ſagte ſie ihm mit ſtolzem Blicke:

»Mir, der nächſten Verwandten Eurer Königinn, mir, einer vermählten Monarchinn von Frankreich, einer geſalbten Königinn von Schottland, mir wollt Ihr das vorenthalten, was Ihr jeder andern Frau von geringerem Stande bewilligen würdet?!"

Hierauf geſtand man ihr die Begleitung zu.

Jetzt betritt Maria das ſchwarz ausgeſchlagene Blutgerüſt; die Schleppe ihres langen Kleides trug Melvil. Maria ſetzte ſich, und das Todesurtheil ward ihr vorgeleſen. Nun fiel ſie auf die Knie, und bethete inbrünſtig für ihre Kirche, ihren Sohn und ihre Schweſter. Darauf küßte ſie ihr Crucifix mit innig er Andacht, und als ihr Kent zurief: ſie möge Chriſtum doch lieber im Herzen als in den

Händen haben, entgegnete sie mit hoher Ruhe und Fassung: »Es ist unmöglich, ein solches Heiligthum in der Hand zu tragen, ohne es nicht auch tief im Herzen zu haben."

Maria winkte hierauf ihren Frauen näher zu kommen; sie thaten es, doch gleichzeitig die Nachrichter. Diesen rief sie mit majestätischem Ernst zu: »ich bin es nicht gewohnt, mich von solchen Dienern bedienen zu lassen."

Laut wehklagten jetzt Maria's Leute; sie aber hielt den Finger an den Mund, und erinnerte sie, sich ruhig zu verhalten.

Auf dem Schaffote stand ein schwarz beschlagener Block, vor dem ein Polster lag. Jetzt band eine von Maria's Frauen ihr das Tuch um die Augen, und mit fester Entschlossenheit legte die Büßerinn ihr Haupt auf den Block hin. —

— — Das blutende Haupt hielt der Henker den Zusehern vor.

»So müssen alle Feinde der Königinn Elisabeth enden!" rief der Dechant aus.

»Amen!" schloß der Graf Kent.

Hingerissen von der Schönheit Maria's, von ihrem Unglücke ergriffen, und erschüttert von dem entsetzlichen Schauspiele, hielt die Anwesenden ein starrer Schauer gefesselt; stier und lautlos standen sie um die Entseelte.

In einem bleyernen Sarg ward Maria's Leichnam in der Stiftskirche zu Peterborough feyerlich beygesetzt.

Urban Grandier,

Märtyrer des Fanatismus.

Wenn das traurige Schicksal dieses Mannes schon in geschichtlicher Hinsicht interessirt, und die Theilnahme des Menschenfreundes mächtig in Anspruch nimmt: so gewährt es nebstbey noch ein besonderes Interesse dadurch, daß es zur nähern Charakteristik eines der merkwürdigsten Männer jener Zeit, des Cardinals Richelieu, dient, durch dessen Privathaß Grandiers Fall eigentlich herbey geführt ward.

Grandier war ein Zögling der Jesuiten zu Bourdeaux, unter deren weiser und gelehrter Leitung er die seltensten Talente entwickelte. Seine Wissenschaften, seine Beredsamkeit, sein Eifer, verbunden mit einer einnehmenden Gestalt, und mit einer gewissen weltmännischen Feinheit des Geistes, erhoben ihn in

schnellen Stufengängen zum Pfarrer zu St. Pierre du Marché zu Loudün in der Provinz Poitou, und zum Domherrn des heiligen Kreuz-Capitels.

Die Auszeichnung seines Ranges und die Einträglichkeit seiner Pfründen zogen Grandier in der finstern Zeit des sechzehnten Jahrhunderts um so leichter häufige Widersacher zu, als sein aufgeklärter Sinn und die Freymüthigkeit seines Geistes mit den düstern und ängstlichen Formen der damahligen Cultur schneidend contrastirten. Doch liebten und schätzten ihn Viele; besonders waren die höheren Stände, und die Damen, die er durch sein gebildetes Wesen gewonnen, seine Freunde und Vertheidiger, und niemahls wäre Grandiers Ruhe von den Cabalen seiner kurzsichtigen Gegner gefährdet worden, wäre nicht ein Mann als sein erklärter Feind aufgetreten, dessen Winke über ganz Frankreich herrschten. Dieser Mann war Richelieu. —

Jedermann weiß, daß es unter Richelieu's politische Plane gehörte, durch mehrmahlige Entfernungen vom Hofe, dem Könige seine Unentbehrlichkeit fühlbar zu machen. Als Richelieu sich einst, da er nur noch Prior war, auf seine Priorey nach Coussoy im Loudünschen begab, veranlaßte eine Procession,

bey der ihm Grandier mit vollem Rechte den Vorrang abstritt, die erste Entzweyung zwischen diesen beyden Geistlichen; und während Grandier diesen Rangstreit als unerheblich bereits vergessen hatte, sann Richelieu's Ehrgeitz auf eine Gelegenheit zur Rache, die sich denn auch bald ereignete.

Einer von Grandiers heftigsten Gegnern war der Canonicus Mignon. Um die Zeit, als dieser zum Beichtvater der Ursulinerinnen erwählt wurde, ließen sich die übermüthigen jungen Nonnen aus langer Weile in den Sinn kommen, allerley Spuckereyen im Kloster auszuüben, und ihre Späße hauptsächlich an den abergläubigen alten Matronen zu versuchen. Eine dieser Matronen entdeckte in ihrer Beklommenheit dem Beichtvater Mignon ihre furchtbaren Gesichte, und beschwor ihn, diesem vermeintlichen Unfug des Satans zu steuern. In diesem abgeschmackten Mißverständnisse fand Mignons Groll gegen Grandier das leichteste Mittel, sich zu rächen, und statt die Nonnen von einem so unwürdigen Possenspiele abzubringen, wußte er sie noch mehr dazu aufzumuntern, indem er ihnen sogar die ausgesonnensten Fingerzeige angab, auf welche Arten sie ihren Spuck noch täuschender ins Werk setzen könnten. Die schändliche List ge-

lang, und es kam so weit, daß die Nonnen sich für wirklich Besessene hielten, und erklärten, daß der Teufel durch einen Rosenstrauß in sie gefahren sey.

Die Sache wurde nun ernsthaft, und man nahm die vom Satan geplagten Nonnen ins Verhör. Jetzt sagten sie aus, daß der böse Feind durchs Wasser zu ihnen gekommen sey, aber auch wieder durch Grandiers Tücke. Diese Aussagen machten besonders durch Mignons Ränke noch mehr Aufsehen, und die Exorcismen wurden in Gegenwart des Amtmanns zu Loudün und mehrerer Aerzte vorgenommen. Doch die Beschwörungen entlockten dem bösen Feind nur allgemeine Antworten, und wenn er in fremden Sprachen angegangen ward: so konnte man nichts weiter aus ihm bringen, als: nimia curiositas, „übertriebener Vorwitz." Und als endlich dieser wahrhaft dumme Teufel auf eine verfängliche Frage sich in einen gar auffallenden Sprachschnitzer verirrte, indem er statt Deus non vult, antwortete: Deus non volo: so mußte der Betrug sich bald selbst verrathen.

Dieser Unfug kam dem Bischofe von Bourdeaux zu Ohren; er durchschaute die Machinationen der Pfaffencabale, und erließ im Jahre 1633 Trotz der Ränke des Bischofs von Poi-

tiers und Grandiers andern zahlreichen Feinden, eine Verordnung, nach welcher die pfiffigen Exorcismen aufhörten, und das aufgebrachte Publicum die Urheber derselben mit Spott und Verachtung belohnte.

Mittlerweile war Richelieu Cardinal und Minister geworden, und herrschte nun über Frankreich als unumschränkter Gebiether. In seinen Planen lag es, alle feste Plätze und Schlösser des Königreichs, mit Ausnahme der an den Gränzen liegenden, schleifen zu lassen; und um die Burg zu Loudün zu demoliren, ward der Staatsrath Laubardemont dahin abgeordert. Laubardemont kommt an; Grandiers Feinde drängen sich an ihn, und schildern ihm diesen Mann nicht nur als einen Hexenmeister, sondern machen den Staatsrath auch glauben, daß dieser Geistliche der Verfasser einer beißenden Schmähschrift sey, welche kurz zuvor auf den Cardinal Richelieu gemünzt worden war. Laubardemont, ein feiler, elender Schmeichler, eine Creatur Richelieu's, welcher schon oft dessen heimliche blutige Befehle mit der blindesten, gewissenhaftesten Pünctlichkeit vollzogen, kann den Augenblick, wo seine Geschäfte in Loudün beendigt seyn würden, kaum erwarten, um seinem Herrn die Teufelsbannereyen und die Vermessenheit Grandiers ge-

gen die erlauchte Person Seiner Eminenz zu hinterbringen.

Laubardemont verließ Loudün, und seine Entfernung ist das Signal zu neuen Spuckgeschichten, zu neuen Exorcismen. Der Unfug nahm jetzt mehr als je überhand; Grandiers Feinde triumphirten, und um der Sache noch mehr Publicität zu geben, und alle Gemüther gegen den verhaßten Geistlichen aufzubringen, ließen sie von einem Franciscaner, Nahmens Lactanz, ein eigenes Buch unter dem Titel: La démonomanie de Loudun heraus geben, worin die Nahmen der bösen Geister und der Unglücklichen verzeichnet waren, welche von ihnen gepeinigt würden. Diese Schrift verfehlte die beabsichtete Wirkung nicht; die Leichtgläubigkeit jener finsteren Zeit gewann den Teufelsbannern den größten Theil des Publicums, und vermehrte die Zahl von Grandiers Gegnern. Jetzt ließ man auch auswärts alle Minen gegen Grandier springen; die Capuciner zu Loudün schrieben dem Pater Joseph in Paris, der Richelieu's rechte Hand war, daß Grandier das Pasquill: La cordonniére de Loudun verfaßt habe. Diese Kunde brachte dem Cardinal jene Demüthigung als Prior auf einmahl wieder fürchterlich ins Gedächtniß; und Laubardemont unterstützte treulich Richelieu's Rachsucht.

schuldigungen man mit keinem einzigen Beweis darthun konnte, völlig zu stürzen, anschaulicher zu machen, mögen hier einige Facta angeführt werden.

Der Superiorinn des Ursuliner-Klosters hatte man beygebracht, daß sie sieben Teufel im Leibe habe, und daß einer davon sie auf Verlangen zwey Fuß in die Höhe heben würde. Einige Mahle wurden die profanen Zuschauer wirklich getäuscht; allein bey einem wiederhohlten Versuche hatte einer aus dem Spectatorium den Einfall, sich näher zu überzeugen; er zog den Saum des Rockes etwas in die Höhe, und siehe, die Besessene stand auf den Zehen. Um diese Profanation, welche in Loudün schon hier und da Zweifel an der Echtheit der Exorcismen zu erwecken anfing, wieder gut zu machen, verstand sich Laubardemont selbst, einen unläugbaren Beweis von der Wirklichkeit der Grandierschen Beherungen und der Kraft des geistlichen Bannes dadurch aufzustellen, daß ihm sein Käppchen von dem Teufel Bebreit vom Kopf genommen, und ein Miserere lang in freyer Luft empor gehalten werden sollte. Doch auch dieses witzige Stückchen sollte mißlingen. Einer von den beobachtenden Zuschauern war in dem Augenblicke, da der Actus vor sich gehen sollte, ober der Kuppel der Kirche bey

einem Löchelchen beschäftigt, den dünnen Faden mit dem Häckchen, an welches das Käppchen hätte befestigt werden sollen, um von Laubardemonts Kopf in die Höhe gehoben zu werden, an sich zu ziehen!! Als noch mehr dergleichen Wunder vereitelt wurden, griffen die Exorcisten zu Machtsprüchen, und erklärten, daß der erste von den ungläubigen Zuschauern vom Teufel bis an die Decke der Kirche würde in die Luft geführt werden. Niemand getraute sich diesen tollen Drohungen auch nur mit einer Miene zu begegnen; der einzige Abbé Quillet wagte es, und forderte kühn den Teufel gegen sich heraus. Laubardemont, entrüstet, fertigte einen Verhaftbefehl gegen den Frevler aus, aber Quillet war bey Zeiten nach Italien entwischt. Die Unverschämtheit der Teufelsbanner ging endlich so weit, daß Laubardemont eine Verordnung anschlagen ließ, wodurch bey einer Geldstrafe von 10,000 Livres, und im ereignenden Falle sogar bey Lebensstrafe, verbothen wurde, über Besessene oder Beschwörer zu spotten!! Ja man forderte das Volk sogar auf, an die Macht des Satans und der Exorcismen mit Ueberzeugung zu glauben, weil der König, der Cardinal und der Bischof daran glaubten! Nichts ging über die Schamlosigkeit der

Nonnen; unter den unzüchtigsten Geberden verrenkten sie die Glieder, wälzten sich auf dem Boden umher, und gaben diese Stellungen als Wirkung fleischlicher Begierde an, zu denen sie durch Grandier verführt worden wären.

Nachdem diese Betriegereyen eine ziemlich lange Zeit gedauert hatten, fingen einige Nonnen an, sich diesen ferneren Spuckereyen zu widersetzen, erklärten laut, daß sie nur bestochene Werkzeuge des Bischofs von Poitiers und seines Anhanges seyen, und bathen flehentlich, sie von diesen schändlichen Rollen zu befreyen. Einer Nonne wurde eine Frage in Griechischer Sprache gemacht, auf die sie ganz offenherzig erwiederte: »Ich verstehe keine Sprache, die ich nicht gelernt habe: ich bin nicht besessen. Man plagt mich schon lange, daß ich vor den Leuten Verdrehungen und Grimassen machen soll; aber wenn mich Gott nicht gestärkt hätte, so wäre ich schon lange in Verzweifelung gerathen; denn ich bin recht unglücklich, daß ich diesen Leuten in die Hände gefallen bin!"

Es bedurfte nicht vieler solcher Erklärungen, um das durch den gränzenlosen Uebermuth der Beschwörer, und durch deren schamlose Erbitterung gegen Grandier aufgebrachte Publicum zu einer lauten Vertheidigung des

unglücklichen Gefangenen zu bewegen. Laubardemont hielt es daher jetzt für die höchste Zeit, gegen Grandier mit entscheidenden Maßregeln vorzugehen. Weder Grandiers schriftliche Widerlegungen und Vertheidigungen, noch die Verwendungen seiner Freunde vermochten etwas gegen die Unerbittlichkeit Laubardemonts und seines Anhanges, und am 18. März 1635 wurde Grandier folgendes Urtheil angekündigt: »Wir erklären Urban Grandier des Lasters der Zauberey, der Beherzung und teufflischer Besitzung einiger Nonnen dieser Stadt Loudün und einiger Laiinnen schuldig und überwiesen; wir verurtheilen diesen Grandier, vor der Hauptthür der St. Peterskirche, und der Kirche der heil. Ursula, mit bloßem Haupte, mit dem Strick um den Hals, und mit einer zweypfündigen brennenden Kerze in der Hand Buße zu thun, und Gott, den König und die Obrigkeit kniend um Verzeihung zu bitten. Er soll, wenn dieses geschehen, auf den heiligen Kreuzplatz gebracht, auf dem zu dem Ende errichteten Scheiterhaufen an einen Pfahl gebunden, und so, nebst seinem mit dem Teufel geschlossenen Pact, seinen magischen Charakteren, und seinem im Manuscript vorgefundenen Buche wider die Eheloſigkeit der Priester, lebendig verbrannt, seine Asche

aber in die Luft geſtreut werden; von Rechts und Commiſſions wegen." Grandier, welcher die ganze Zeit ſeiner Gefangenſchaft das Beyſpiel einer frommen Ergebung und des Muthes einer ſchuldloſen Seele gegeben hatte, vernahm auch dieſes Urtheil mit voller Standhaftigkeit und chriſtlicher Demuth. Er warf nach Ableſung desſelben einen wehmüthigen Blick gen Himmel, und wandte ſich zu ſeinen Richtern mit männlicher Haltung. »Meine Herren!" ſprach er mit ruhiger Stimme: »Ich rufe Gott den Vater, Sohn und heiligen Geiſt, und die heilige Jungfrau zu Zeugen an, daß ich nie ein Hexenmeiſter geweſen, und daß ich von keiner andern Magie weiß, als der in der heiligen Schrift enthaltenen. Ich entſage dem Teufel und ſeinem Weſen; ich bekenne unſern Heiland, Jeſus Chriſtus, und flehe ihn an, daß ſein Blut mir zu gute kommen möge. Sie aber, meine Herren, beſchwöre ich, mäßigen Sie die Strenge meiner Hinrichtung, und bringen Sie meine Seele nicht zur Verzweifelung."

Bey den letzten Worten ward Grandier plötzlich weich, und brach in Thränen aus. Doch dieſe Thränen, dieſes Schluchzen, ausgepreßt von einer mißhandelten unſchuldigen Seele, ſtatt die Commiſſäre zum Mitleid zu

ſtimmen, erregte nur ihren Zorn, der ſich in den unmenſchlichſten Läſterungen und Thätlichkeiten gegen Grandier äußerte. Früher ſchon hatte man dem Wundarzt Fo[illegible]eau den Auftrag gegeben, an Grandiers Körper die Teufelszeichen zu unterſuchen, und ihm die Nägel von den Fingern zu reißen. Doch dieſer menſchenfreundliche Mann hatte ſich einer ſo barbariſchen Zumuthung widerſetzt, obgleich zum Unglück des Gefangenen; denn ein anderer Wundarzt, aus der Zahl von Grandiers Feinden, hatte ihm, um die Merkmahle des Teufels zu entdecken, mehrmahls die Sonde ins Fleiſch geſtoßen. Jetzt brachte man Grandier auf die Folter, um ihn zum Geſtändniß ſeiner Mitſchuldigen zu zwingen. Da er nichts bekennen konnte: ſo wurden die Martern verdoppelt, und beſonders an den Beinen ſo unbarmherzig angebracht, daß ſie berſteten und das Mark aus den Knochen ſpritzte. So oft Grandier ohnmächtig wurde, brachte man ihn durch neue Qualen wieder zur Beſinnung.

Man ging noch weiter; denn Grandiers Feinde hatten beſchloſſen, durch wiederhohlte und ausgeſonnene Martern ihr Opfer dergeſtalt zu peinigen, daß ihm nur ſo viel Lebenskraft übrig bliebe, um den Scheiterhaufen zu beſteigen. Jener teufliſche Wundarzt ließ den

Unglücklichen auf eine Folterbank binden, machte ihm an allen Theilen des Körpers Einschnitte ins Fleisch; in diese Einschnitte ließ er Branntwein gießen, und diesen anzünden; die entsetzlichen Wunden wurden zugeheilt, um aufs neue wieder aufgerissen zu werden, und — doch weg von den Bildern einer höllischen Bosheit, die des Menschenfreundes Herz nur gegen die Gerechtigkeit der Vorsehung in Aufruhr bringen könnten!

Jetzt nahte der Augenblick heran, wo dieser Märtyrer der Unschuld den schwachen Rest seiner Lebenskraft vollends aushauchen sollte. Der Tag der Hinrichtung war da. Grandier sehnte sich nach seiner Auflösung, kaum hatte er die Kraft noch, zu bethen. Er bath um den Beichtvater Grillaut, seinen Freund. Man verweigerte ihm das, und drang ihm einen seiner wüthendsten Gegner, den Pater Lactanz, dazu auf. Doch wußte Grillaut auf dem Todeswege an Grandier hin zu kommen, und tröstete ihn mit der Vorstellung des bittern Todes des Erlösers; und Grandier gewann seine Fassung wieder.

Der Zug war jetzt auf dem Richtplatze angelangt, und das umstehende Volk verfiel auf einmahl in eine tiefe Stille, um die Anrede, zu welcher, auf Versprechen des Gerichtsvogts,

dem Verurtheilten Zeit gelassen werden sollte, zu vernehmen. Allein die Boßheit der Mönche ruhte auch in diesem letzten Augenblicke nicht; eben wie Grandier den Mund öffnen will, um zu sprechen, schütten sie ihm, unter heiligen Ceremonien, eine so große Menge Weihwasser über das Gesicht, daß er beynahe daran erstickt. Grandier versuchte es zum zweyten Mahle zu reden; doch in demselben Augenblicke drückte ihm ein Mönch einen Kuß auf den Mund, und schlug ihn mit einem großen Crucifix von Eisen, das zu dieser himmelschreyenden Absicht mitgebracht worden war, unter dem Vorgeben, es ihm küssen zu lassen, mit solcher Heftigkeit auf Nase und Mund, daß Grandier blutete!!

Noch hatten Haß und Fanatismus an diesem unglücklichen Opfer nicht ausgetobt, das Schrecklichste erwartete den mißhandelten Grandier noch. Der barmherzige Gerichtsvogt hatte beschlossen, Grandier, ehe der Scheiterhaufen angezündet würde, zu erdrosseln; doch als er den Strick dazu ergreift, siehe, da war ein Knoten darin, der ihn unbrauchbar machte; die Mönche hatten abermahls diese Boßheit verübt. Gleichwohl versuchte Grandier, den Strick höher hinauf zu ziehen, um dem Henker die Erdrosselung möglich zu machen; aber

in dem Augenblicke fuhr der Pater Lactanz dem armen Sünder mit einem angezündeten Strohwisch über das Gesicht, und schrie ihm mit erbitterter Stimme zu: »Nichtswürdiger, willst du nicht in dich gehen, und dem Teufel entsagen?" Grandier stammelte: »Ich habe mit dem Teufel nichts zu schaffen, ich entsage ihm, und bitte Gott, daß er mir barmherzig seyn wolle." Der Pater Lactanz, entrüstet, daß Grandier noch reden könne, wartete nicht ab, bis der Henker seine Schuldigkeit that, sondern zündete geifernden Mundes, in der größten Hast, damit der Henker ihm ja nicht zuvor komme, den Scheiterhaufen mit eigenen Händen an. Diese schauderhaft grimmige That veranlaßte ein unwilliges Gemurmel unter den Umstehenden; nur Laubardemont und die Seinigen triumphirten über die Geistesgegenwart und Thätigkeit ihres teuflischen Consorten, und Grandier rief mit sterbender Stimme aus: »Wo bleibt das Versprechen, so man mir gethan? Pater Lactanz, es ist ein Gott im Himmel, der Richter seyn wird zwischen dir und mir!" Dann bethete Grandier mit himmelwärts gerichteten Blicken: „Deus meus ad te vigilo miserere meo!" Weiter konnte Grandier nicht reden; denn die gierigen Capuciner goßen ihm alles Weih-

wasser, das sie in der Nähe fanden, ins Gesicht! Plötzlich lodern die Flammen hell auf; es war zu spät, den armen Sünder zu erdrosseln, niemand konnte hinzu; denn die Thätigkeit des Pater Lactanz hatte an mehreren Orten des Scheiterhaufens zugleich Feuer angelegt! —

Grandier verbrannte bey lebendigem Leibe; ein entsetzliches Opfer der blinden Wuth Richelieu's und seiner verdammungswürdigen Werkzeuge. Und diese, die Menschlichkeit entsetzende, alle Vorstellungen von Boßheit und Fanatismus übersteigende, gräßliche Begebenheit ereignete sich zu einer Zeit, die man in Frankreich die aufgeklärte nannte, und unter der Regierung eines der weisesten, der genialsten und humansten Könige; zu einer Zeit, in welcher alle andere Staaten Europens schon längst von Aberglauben und Barbarey zurück zu kommen angefangen, ging dieses empörende Schauspiel in Frankreich, dem Lande der vorherrschenden Cultur, vor sich!

Als der abscheuliche Laubardemont von Loudün abreisete, seines tyrannischen Herrn Rachsucht durch die Erzählung der vollgültigen Vollstreckung seines Befehls zu stillen, fluchte ihm das Publicum laut und öffentlich nach, und streute folgendes Gedicht aus, das am

Tage vor Grandiers Hinrichtung entworfen worden:

Vous tous, qui voyez la misère
De ce corps, qu'on brûle aujourd'hui,
Apprenez, que son commissaire
Mérite mieux la mort, que lui!

Varus Tod

und

Untergang des Römischen Heeres.

Um der Freyheit köstliches Heiligthum rangen Teuts Söhne unaufhörlichen Kampfes während eines Zeitraums von sechzig Jahren mit Roma's usurpatorischen Legionen. Zwar oft erschüttert, niemahls aber gestürzt, standen sie aufrecht, ein hehres Kraftvolk, im stolzen Selbstgefühl ihrer rauhen Würde. Die kriegerischen Anstrengungen eines Cäsar, Agrippa und Vinicius konnten nur vergebens seyn; denn an diesem gigantesken Heroen-Bunde erlahmten des Waffenruhms Wunder, und umsonst rührte der eherne Faustgriff offner Ge-

walt an dem Felsengebäude Germanischer Tapferkeit.

Doch! was der Zwang dieser Gewalt nicht vermag, soll den witzigen Künsten einer schlauen Politik gelingen, um dieses Riesenkörpers unbezwingliche Nerven vom Geist aus zu zügeln. —

Die Cäsaren verstanden es, den stolzen Sinn dieser Söhne der Freyheit mit dem listigen Gaukelspiel Römischer Staatskunst zu überflügeln, und ihren Nacken unter das täuschende Joch einer prächtigen Knechtschaft zu beugen. Berückt von den Truggestalten einer eitlen Bundesgenossenschaft sah man die Blüthe des Deutschen Adels geschäftig in den Pflanzschulen der Römischen Bildung; und hingerissen von den hohlen Herrlichkeiten einer schimmernden Weltstadt; von den lockenden Schwelgereyen schnöder Sinnlichkeiten vergiftet, begaben sich die Betäubten allmählich der Würde ihrer Abkunft, während das Vaterland unter dem geheimen Zepter Römischer Miethlinge seufzte.

Dieser Miethlinge schlauester, kühnster, und glücklichster war Varus, ein Mann, gemacht, Völker aufzulösen, zu stürzen durch ihre eigene Entzweyung, zu deren Erzeugung sein Geist ihm die Ränke, zu deren Ausbrei-

tung seine Macht die Mittel ihm lieh. Varus, nachdem er als Statthalter in das reiche Syrien arm gezogen, und das arme Syrien reich verlassen hatte, wußte unter dem Himmel der Germanischen Gleichheit bereits die fesselnden Formen der gesellschaftlichen Unterschiede zu wecken, und das stolze Gefühl einer unbekümmerten Freyheit durch das Schlangengewinde der Römischen Rechtspflege zu ersticken. Noch war der Begriff einer selbstständigen Völkerschaft in dem Busen dieser Deutschen nicht lebendig, und diese Selbstständigkeit verstand der arglistige Varus nun um so leichter gänzlich zu entnerven. Es gelang. Varus triumphirte, und Rom huldigte dem großen Künstler.

Aber nur niedergehalten ist diese Urkraft, nicht erdrückt. — Wenn sie auch erloschen scheint in den Gemüthern des ganzen Vereins: so haben sich die matten Strahlen der Einzelnen in der Seele eines einzigen Mannes zum allmächtigen Funken gesammelt. Es ist Hermann, Sohn Sigmars, Fürsten der Cherusker, den des Vaterlandes Elend feurig ergreift, und entzündet zum großen Werk der Erlösung. Hermann, von den Jammern seiner Brüder aufgestachelt, verläßt die große Herrscherstadt, um, Zeuge ihrer schmählichen Knechtschaft, seinem Entschlusse den letzten Vollendungs-

ſchwung zu ertheilen. Vertraut mit den Feinheiten des Hofes verſteht es Hermann, das Zutrauen des argloſen Varus zu gewinnen, und auf den Beſitz desſelben bauet er ſeinen kühnen Entwurf. Hermann iſt geſchmückt mit den Decorationen der Römiſchen Ritterwürde; ſeine Klugheit und Majeſtät ſichern ihm Eingang bey den Gemüthern der Deutſchen Edlen an Varus Hofe; Hermann erforſcht, er findet ſie ſeiner großen Sache empfänglich, und bey des Opfermahles Feyer, in Thuiskons heiligem Haine, jedem Römer verſchloſſen, ergeht der einſtimmige Schauerſchwur für Freyheit, Rettung und Rache.

Hermann hatte ſeinen hochherzigen Plan unter den Genüſſen eines üppigen Hoflagers, und den Liebesreitzen ſeiner Thusnelde zu verſchleyern gewußt; allein Segeſt, ſein Schwiegervater, noch erbittert über den Raub ſeiner Tochter, eilte, dem Varus das Heldenbündniß zu verrathen. Doch Hermann mit der gewandten Faſſung großer Geiſter, ſelbſt den Unfall zum Werkzeuge des vorgeſteckten Zieles zu formen, lenkte die Mitwiſſenſchaft des Römiſchen Statthalters zu einem Feldzug gegen Marobod, des Marcomanniſchen Herrſchers Sohn, der da Aufruhr geblaſen haben ſoll gegen die Germanen, diesſeits des Rheins.

Nun ziehen die Deutſchen Edlen in ihre Heimath zurück; ihre Ankunft iſt das Zeichen zum lauteſten Abfall; das Römiſche Geleite wird niedergemacht; es ſchwört ſich jede Deutſche Bruſt feyerlich los vom Römiſchen Joche, und das Horn der Empörung erſchallt in allen Dörfern und Auen.

Varus brach jetzt auf mit ſeiner ſtreitentflammten Kriegsſchaar, begleitet von einem Troße von Gerichtsleuten, Wagen und Laſtthieren ohne Zahl. Sein Geſetzruf war Unterwerfung; und die Ruhe, welche er auf ſeinem Wege allenthalben antraf, war dem Getäuſchten der gültigſte Bürge eines glänzenden Erfolges. Sclaven glaubte er zu treffen, unterdeſſen jegliche Bruſt nur Zorn und Rache kocht. So ſchritt er mit dem Vorgefühl des Siegers den Teutoburger Wald hindurch, und die Drangſalen dieſer Wüſteney ſollten ihm nur dazu dienen, den bevor ſtehenden Triumph zu verſüßen. Aber immer gräulicher wurde die Wildniß; überall Abgründe, Dickicht und Moräſte; nirgends ein Ausweg, nirgends ein Führer. Endlich, endlich, Dank den Göttern, entdecken ſich kleine Abtheilungen gewaffneter Deutſchen, und ein ſchmetternder Jubel verkündet ſeinen Legionen die rettende Erſcheinung.

Aber welch ein entsetzlicher Wechsel! — Ein wüthender Angriff unter einem Hagel von Wurfspießen und Pfeilen erklärt dem betroffenen Varus das grause Räthsel, und schonungslos herein bricht der eiserne Ernst. Auf diesem fremden, moorigen Boden, in diesem unwegsamen Gestripp, verblaßt bey des Heeres Erschöpfung der Glanz der Römischen Tactik, und Varus eilt mit dem letzten Aufgeboth seiner abgespannten Kraft, offenen Raum zu gewinnen, um einen so ungeheuern Trug blutig zu vergelten. Es gelingt ihm; eine breite Fläche nimmt ihn ungestört auf, aber in dem Augenblick, da er sich anschickt, seine zerrissenen Linien zu ordnen, sind keine Deutschen mehr sichtbar. —

Varus schlug sein Lager, und zornentflammt über Hermanns Tücke, beschloß er das unglückliche Tagewerk mit Befehlen zur Verschanzung. Allgemein war des Heers Entkräftung, und überwältigt von den Wehen dieses verhängnißvollen Tages brachen ganze Reihen gleichzeitig zusammen, bis des Schlafes Bley sie wohlthätig umfing.

So demüthigend betrogen kennt der ergrimmte Feldherr keine geringere Rache, als die gänzliche Vernichtung seiner frevelnden Gegner. Beschlossen ist der kecke Wurf; da

steht der Gigant ihn zu vollführen. Ausgelöscht ist das Andenken der gestrigen Schmach, ein neuer heroischer Geist hat sich entzündet, ihm ist keine Schranke. Dieser Gigant verwirft die Hoffnung, weil er nur an die Gewißheit glaubt; denn seiner Glieder Reichthum ist das Pfand des glänzenden Ausschlages, und das Temperament der Nemesis streicht er in seiner geschlossenen Rechnung aus. Wird es seyn, daß er die Deutschheit erdrückt, oder ist es, daß das Geschick des Rhodischen Leuchtthurms auf ihn lauert? —

Unterdessen hatte Hermann seine Männer um sich versammelt. Ein Gott der Rache, wie er majestätisch unter ihnen stand, bedurfte es außer seines Anblickes nicht des Aufrufs Begeisterung, um den Zorn dieser Braven zum brennenden Enthusiasmus zu steigern. Hermann rief zum Aufbruch, und mit des Blitzes Schnelle eilten die Anführer auf wohl bekannten Nebenwegen den Römern entgegen.

Während dessen befahl Varus, das Gepäck in Brand zu stecken; er stellt jetzt seine Reihen; er winkt; und der ungeheure Koloß wogt racheschnaubend vorwärts.

Gleich den wuthentbrannten Gemüthern der Deutschen Helden zürnt jetzt der Himmel. Ein grimmiger Nordsturm und strömende Güsse

eröffnen das gräßliche Schauspiel, dessen blutige Scenen sich allmählich zu entfalten beginnen.

Die Schaaren des Varus, stutzend auf keinen Feind zu stoßen, hatte der Weg bereits in die Holzung geleitet. Muthig schritten sie vorwärts; denn in lichter Ferne zerreißt der Waldung Flor, und eine weite Fläche dämmert ihnen entgegen. Aber schon zuckte der Vergeltung Geißel über den Häuptern der Frevler, und in wenigen Momenten soll das verhängnißvolle Loos geworfen seyn.

Umschlossen von des Forstes magischer Nacht verdoppelten die Römer ihren Zug, um den offenen Platz zu gewinnen, auf dem sie ihre Gegner erwarten wollen. Jetzt langen sie an, und erneuern ihre unterbrochene Ordnung. Aber in diesem Augenblicke rasseln die Deutschen Männer wetternd heran. Eine zweydeutige Ueberraschung, wie wenn es um Mitternacht urplötzlich tagt, lag über den Linien der Legionen, sie waren gerichtet; aber des Feldherrn muthvolle Befeuerung bezwingt den erschütternden Eindruck. Jetzt mit des verwundeten Ebers Erbitterung stürzen die Deutschen auf die betroffenen Römer. Ihr anfänglicher Widerstand beschleunigt nur ihr Verderben; denn die Deutschen kämpfen für Freyheit und

Recht. Dünner werden die Reihen des Varus, seine Cohorten sind zerstückelt, und allgemein ist der Verwirrung Rausch. Eine schimpfliche Flucht ist seine einzige Rettung, aber selbst diese wird durch die Hitze der Verfolgung erschwert, und die unaufhörlichen Beunruhigungen der thätigen Sieger schneiden den Römern selbst die alleinige Hülfe der Verschanzung ab. So bringen die Geschlagenen eine qualvolle Nacht hin, um einem noch grausameren Tag entgegen zu reifen.

Denn — er ist der Sterbetag des Römischen Heeres, und seines stolzen Ruhms.

Erfüllt von den Schreckbildern des vergangenen Tages, und von Folterahnungen gegeißelt, ordnete der verzweifelte Feldherr die muthlosen Gefährten seines besudelten Waffenglanzes, und versuchte es, ihre gesunkene Hoffnung durch der Beredsamkeit Zauber wieder zu beleben.

Da sauset Hermann heran. — Der Römer panischer Schreck schränkt sich auf einen matten Widerstand ein; der Deutschen unerbittlicher Zorn wirft alle Linien über, und eine zügellose Verzweiflung ergreift die Geschlagenen. Mitten im Wetter des Kampfs, unter des Handgemenges fürchterlichem Gemetzel, trifft Varus ein Schlag auf das Haupt; er sinkt

vom Roſſe. Aber er ermannt ſich nur, um Zeuge von der völligen Niederlage der Seinen zu ſeyn. Varus, um der Gefangenſchaft Schmach oder der Sühnopferung zu entrinnen, ſtürzt des Wahnſinns Furie ins eigene Schwert, und die meiſten Anführer geben ſich ſelber den Tod. Haubold, ein gemeiner Deutſcher, gewahrt den Leichnam des Varus; er ſchlägt ihm den Kopf ab, und überbringt dieſen dem Manobad, der Marcomannen Feldherrn, welcher ihn dem Kaiſer Auguſt zuſchickt. Vollkommen iſt die Niederlage der Römer; denn was dem Gemetzel entkommt, fällt der Knechtſchaft oder den Rachegöttern anheim.

»Die Römer,« ſagt Barré, »verloren in dieſer Schlacht drey Legionen, drey Haufen Reiterey, und ſechs Cohorten (Hülfsvölker). Die Deutſchen bemächtigten ſich nach dieſer Niederlage gar leicht des Schlachtfeldes, und brauchten weiter keine Mühe, als zu plündern, und die Ueberwundenen niederzumachen.«

Dieſe ewig denkwürdige Schlacht fiel vor in der Grafſchaft Lippe, unweit Paderborn an der Weſer, wo jetzt Detmold liegt.

Jacob von Molay's trauriges Ende

oder

der Sturz des Tempelordens.

Jahrhunderte lang hatte der wohlthätige Orden der Tempelherren geblüht. Urplötzlich 1312 wird er durch die Kirchenversammlung zu Vienne, unter dem Vorsitze des Papstes Clemens des V., für immer aufgehoben. Und die Veranlassung, das Recht zu einer so gewaltthätigen Verfügung? — Nachstehende Facten mögen diese Frage im Wesentlichen beantworten.

Ein Bürger aus Beziers in Frankreich, Nahmens Squin von Florian, wendete sich an einen königlichen Beamten, und bath ihn, ihm eine Audienz bey dem Könige zu verschaffen, welchem er Dinge von der Wichtigkeit einer ganzen Provinz zu entdecken habe. Philipp läßt ihn vor, und vernimmt mit Erstaunen, daß ein gewisser Tempelherr, welcher großer Verbrechen wegen gefangen saß, ihm in

der Beichte *) die gräulichſte Schilderung von der Aufführung der Tempelherren gemacht habe. Räubereyen, Todtſchläge und fleiſchliche Wollüſte aller Art ſeyen gar nichts Ungewöhnliches; entſetzlich aber ſey die Forderung, die der Orden an jedes neue Mitglied mache; dieſes müſſe nähmlich dem Glauben an Chriſtus gänzlich entſagen, und zum Beweis ſogar das Crucifix anſpucken. Endlich wären bereits die meiſten Ritter Mahomedaner geworden, und hätten das gelobte Land heimlich an die Ungläubigen verkauft und verrathen.

Dieſe Entdeckungen, ſo verdächtig ihre Wahrheit auch ſeyn mochte, behaupteten auf Philipps Orthodoxie gleichwohl einen mächtigen Eindruck, und er konnte die Zeit kaum erwarten, um zu Lyon bey ſeiner Zuſammenkunft mit dem Papſte dieſem die ſo ungeheuren Bezüchtigungen mitzutheilen. Clemens nahm dieſe Beſchuldigungen mit Gleichgültigkeit auf, und da er, Trotz Philipps Aufforderung, auch im nächſten Jahre ſich zu keiner entſcheidenden Maßregel entſchließen wollte: ſo ließ Philipp unterm 13. October 1307 den Befehl ergehen, den Großmeiſter und alle Tempelherren im Fran-

*) Zu der damahligen Zeit war es einem Miſſethäter, der den Tod verdient hatte, nicht geſtattet, einem Geiſtlichen zu beichten.

zösischen Gebieth schnell gefangen zu nehmen. Dieser auffallende Befehl ward ungesäumt vollzogen, und die Martern der Tortur sollten den unglücklichen Tempelherren Geständnisse von Verbrechen abdringen, deren sie sich nicht schuldig wußten.

Gegen den betroffenen Großmeister, Jacob von Molay, wurde eine eigene Commission niedergesetzt, und Wilhelm von Nogaret, ein kühner, barbarischer Mann, war Präsident derselben. Auf die Frage, was er zur Vertheidigung seines Ordens zu sagen wisse, entgegnete Molay: »Ich wollte dieses gern thun, und würde mich vom Herzen freuen, die Unschuld meines Ordens den Augen der ganzen Welt anschaulich zu machen; aber ich bin ein ungelehrter Ritter; ich kann weder schreiben, noch lesen, und bitte, daß mir verstattet werde, mich des Beystands einiger Räthe von Einsicht zu bedienen, obgleich man mir nicht vier Pfennige gelassen hat, wovon ich die Kosten eines so weitläufigen Prozesses bestreiten könnte."

Jetzt las man ihm Geständnisse von ungeheueren Unthaten vor, die er früher zu Chinon, wo man die Folter vergebens an ihm versucht hatte, gemacht haben sollte. Molay, durch diese Boßheiten überrascht, fuhr krampfhaft zusammen, und rief, indem er sich kreuzigte,

mit lauter Stimme aus: »Wenn die drey Cardinäle, vor denen ich zu Chinon habe erscheinen müssen, und die mein Verhör und Interrogatorium unterschrieben haben, von anderm Stande wären, so wüßte ich wohl, was ich zu sagen hätte." Und als die Commissarien seine Geduld mit den kaltblütigsten Bezüchtigungen aller Art noch mehr reitzten, ließ sich Molay von dem Drange seines gerechten Selbstgefühls zu dem unmuthigen Ausrufe hinreißen: »Sie verdienen eben die Todesstrafe, womit die Saracenen und Tartarn alle Lügner und Falsarien hinrichten, denen sie den Bauch aufhauen, und den Kopf abschlagen lassen."

Mit Entsetzen sah Paris bald nach diesem Verhöre neun und funfzig Tempelritter, und unter diesen selbst einen Almosenier des Königs, vor dem Thore Saint Antoine — bey lebendigem Leibe langsam am Feuer rösten! — Diese muthigen und gerechten Seelen wurden umsonst, noch mitten in den Flammen versucht, einen grausamen Tod mit einer neuen Freyheit und Amnestie zu vertauschen, wofern sie ihre Bekenntnisse widerrufen würden. Sie starben den schönen Tod für die Sache der Wahrheit heldenmüthig, und ihren Ueberzeugungen treu bis zum letzten Athemzuge; während Philipp und die Clerisey — triumphir-

ten; ersterer aus Habsucht, letztere aus Fanatismus.

Nicht nur in Paris, sondern in allen Provinzen Frankreichs wurden die Tempelherren auf nicht minder grausame Arten hingerichtet. Die vornehmsten Beamten des Ordens waren den hohlen und läppischen Beschuldigungen, mit denen man ihn überhäufte, mit den gründlichsten Vertheidigungen, mit der unerschütterlichsten Standhaftigkeit begegnet; der Großmeister war weder durch Drohungen und Martern, noch durch das schreckliche Schicksal seiner Ordensglieder von der Behauptung ihrer Schuldlosigkeit abzubringen. Alles, was er wider sich und die Seinigen gestand, waren kleine unerhebliche Vergehungen, die von der Fälligkeit der menschlichen Natur unzertrennlich, aber keineswegs befleckend für die Würde des Ordens waren. Umsonst waren die Verwendungen anderer Biedermänner des Königreichs; was konnten sie auch bewirken? der Untergang des Ordens war ja beschlossen! — Mit gleichem Heldenmuthe hauchten die neuen Schlachtopfer einer empörenden Politik ihre Seelen aus; kein Widerruf kam über ihre Lippen. Der Bischof Lodeve, ein gleichzeitiger Historiograph, sagt: »Es ist doch etwas Erstaunungswürdiges, daß diese unglücklichen Männer, die

man mit den grausamsten Todesarten hinrichtete, weiter nicht die mindeste Ursache von der Widerrufung ihres gemachten Bekenntnisses angaben, als dieses: sie schämten sich, und bereueten, daß sie, wegen der unaussprechlichen Schmerzen der Tortur solche Verbrechen eingestanden hätten, deren sie, wie sie behaupteten, ganz und gar nicht schuldig wären."

Doch, durch diese Hinrichtungen waren Philipps Plane noch nicht gesättigt; denn noch bestand ja der Orden selbst. — Unaufhörlich wurde der Papst von dem ungeduldigen Könige gereizt, aufgefordert, bestürmt; lange widerstand er aus Humanität, noch länger aus Indolenz. Endlich am 22. May 1312 erließ er in der Kirchenversammlung zu Vienne das Aufhebungsurtheil, das mit folgenden Erklärungen schloß: »Und ob Wir gleich nicht nach den gewöhnlichen Formalitäten der Rechte gesprochen haben, so verdammen Wir sie doch hiermit durch vorläufiges Erkenntniß und Kraft Unserer apostolischen Gewalt; behalten auch Uns und der heiligen Römischen Kirche das fernere Verfahren über die Personen und Güter der Tempelherren vor."

Ein langes ahnungsvolles Jahr hatte Molay mit den vornehmsten Beamten des Ordens in ihren Gefängnissen der Entscheidung ihres

verhängnißvollen Schicksals entgegen geharrt. Ohne Verhör, ohne Vertheidigung, ohne Aussicht, machten sie bereits ihre Rechnung mit dem versöhnenden Himmel. Endlich entschloß sich Clemens, neuerdings bestürmt durch Philipps Aufforderungen, das bereits ausgesprochene Urtheil vollziehend zu bestätigen.

Der unglückliche Großmeister, der Bruder des Dauphins von Viennois, und der Großprior von Frankreich, wurden plötzlich vor eine Commission gefordert, an deren Spitze zwey vom Papst dazu bestimmte Cardinäle standen. Der Erzbischof von Sens und mehrere andere Französische Prälaten waren Beysitzer. Man ließ diesen Bezüchtigten die Wahl zwischen einem aufrichtigen Geständnisse ihrer Freveltaten, oder einer erbärmlichen Hinrichtung. Auf dem Kirchhofe, mitten unter dem herzu geströmten Volke hatte man ein hohes Gerüst aufgeschlagen; auf dieses stellte man die drey Gefangenen, und drang in sie, zu bekennen. Während dessen die Henkersknechte dem Gerüste gegen über beschäftigt waren, einen Scheiterhaufen zu errichten, wiederhohlte ein päpstlicher Legat auf der Kanzel der Cathedral-Kirche die Anklage der Unthaten, die man den Tempelherren aufgebürdet.

Das Volk, aufgereitzt von den ergrimm-

ten Richtern, schrie jetzt den drey Unglücklichen wüthend zu, ihre Schandthaten zu bekennen, und wies dabey drohend auf den bereits errichteten Scheiterhaufen. Molay's Gefährten waren feig und niedrig genug, Alles zu gestehen, was sie schon früher bekannt hatten; sie geberdeten sich wie Memmen, und flehten um Gnade. Dieser Anblick bringt Molay's Selbstgefühl in Aufruhr; er schüttelt fürchterlich seine Ketten; mit männlichem, stolzem Schritte nähert er sich dem Rande des Gerüstes, und mit erhabenem Anstand erhebt er sein nachdrücklich Wort: »Es ist höchst billig, daß ich an einem so schrecklichen Tage und in den letzten Augenblicken meines Lebens die ganze Boßheit der Lügen an den Tag bringe, damit ich der Wahrheit den Sieg verschaffe. Und so erkläre ich hiermit vor dem Angesichte des Himmels und der Erde, und bekenne, obwohl zu meiner ewigen Schande, daß ich die allergrößte Uebelthat begangen habe, indem ich die Abscheulichkeiten einräumte, die man mit so vieler Tücke einem Orden aufbürdet, welchen für völlig unschuldig zu erkennen, mich heute Wahrheit und Gewissen verpflichten.«

Bey dieser Erklärung wurde der Unwille der Richter rege; das Volk murrte laut, und machte Miene, den kühnen Redner an-

zufallen. Doch Molay warf einen ruhigen, majestätischen Blick auf die sinnlose Menge, und fuhr fort: »Wisset ferner, daß ich jene Erklärung, die mir damahls abgedrungen worden, bloß gemacht, um eine Erhohlung von den unerträglichen Schmerzen der Folter zu gewinnen, und die Menschen, die mir diese Martern bereiteten, auf andere Gedanken zu bringen. Ich weiß wohl, welche schmähliche Todesarten man über alle diejenigen verhängt hat, welche den Muth gehabt, ein gleiches Bekenntniß zu widerrufen; allein das entsetzliche Schauspiel, welches sich hier meinen Augen darbiethet, ist nicht vermögend, mich zu verleiten, die erste Unwahrheit mit der andern zu bekräftigen. Unter einer so schimpflichen Bedingung entsage ich mit willigem Herzen meinem Leben, das mir ohnehin schon verhaßt genug ist; und was würde es mir frommen, ein trauriges Daseyn, das ich bloß der Verleumdung zu danken haben müßte, zu verlängern?"

Der feste Muth, die erhabene Ruhe, und der feyerliche Ernst, wovon Molay's Rede begleitet war, fingen an, auf das wankelmüthige Volk einen günstigen Eindruck zu machen; viele Zuhörer blickten fragend nach den Richtern; viele waren bis zu Thränen gerührt. Molay

wollte fortfahren zu reden, aber ein Wink der Commissäre, und die Gefangenen wurden herab gehohlt, um wieder ins Gefängniß geschafft zu werden.

Die veränderte Stimmung des Volkes erweckte in den Gemüthern von Molay's Gefährten Hoffnungen auf eine günstige Wendung; Molay aber wünschte einen Tod, der ihn nur von einem schmachvollen Daseyn befreyte. Kaum einige Stunden sind die Gefangenen in ihrem Kerker, da erscheint der Prevot von Paris, sie wegzuführen. Sie folgen schweigend. Man langt auf einer kleinen Insel der Seine an, zwischen Philipps Park und dem Augustiner-Kloster. Noch ist den ahnungsvollen Opfern die Aussicht halb verschlossen; wenige Schritte, und der schreckliche Holzstoß wird sichtbar. Der Richtplatz empfängt die Unglücklichen; der Scheiterhaufen ist bestiegen, die Flamme lodert; Molay's Standhaftigkeit vertheidigt noch in den letzten Momenten seines Lebens die Wahrheit, die Unschuld, die Ehre seines Ordens. Als der Rauch schon seine Stimme erstickte, stammelte Molay: »Clemens, du ungerechter Richter, ich lade dich vor den Richterstuhl des obersten Vergelters in vierzig Tagen zu erscheinen! Und du, Philipp, mögest in einem Jahre gleichfalls nachfolgen!"

Mit dem Tode des Großmeisters Jacob von Molay war denn ein Orden aufgehoben, über dessen Charakter mancher bedenkliche Beobachter wenigstens zweydeutig urtheilen möchte, wenn nicht gleichzeitige und spätere glaubwürdige Geschichtschreiber die Schuldlosigkeit desselben in Schutz nähmen. So sagt einer der ältern Historiographen: »Nimmermehr kann ich glauben, daß sich ein Großmeister und eine solche Menge Ritter, unter denen man auch Prinzen zählte, die alle zusammen wegen ihrer Jahre und geleisteten Dienste sehr ehrwürdige Männer waren, sollten der ungereimten und unnützen Niederträchtigkeiten, die man ihnen beymaß, schuldig gemacht haben. Nimmermehr kann ich glauben, daß sich ein ganzer Orden von Geistlichen sollte in Europa von der christlichen Religion los gesagt haben, für die er in Asien und Afrika doch focht, und um derentwillen sogar viele von ihnen bey den Türken und Arabern in Ketten und Banden schmachteten, und lieber in ihren Kerkern sterben, als ihre Religion verläugnen wollten. Kurz, ich glaube ohne Bedenken mehr als achtzig Rittern, die bey ihrem Tode Gott zum Zeugen ihrer Unschuld angenommen haben." Und das Dictionnaire historique schreibt den gewaltsamen Untergang des Tempelordens der Macht und

dem Ansehen zu, womit er sich zur Schelsucht des Papstes und des habsüchtigen Philipps so zusehends ausbreitete. »Das Verbrechen," heißt es in diesem Wörterbuche, »bestand darin, daß sie sich furchtbar, gemacht hatten, und dafür wurden sie mit der äußersten Grausamkeit bestraft."

Wirklich vierzig Tage nach Molay's Hinrichtung starb Clemens; — ein Jahr nach Molay's Hinrichtung starb Philipp. — Soll man die Erfüllung dieser Prophezeyungen dem Eindrucke zuschreiben, den er bey einer so außerordentlichen Gelegenheit auf ihre beyden Gemüther behauptete? — Oder ist es natürlicher, zu glauben, daß diese beyden Todesfälle, da sie so schnell auf jene Hinrichtungen folgten, Anlaß gaben, ihnen eine solche prophetische Ursache unterzulegen? —

Beatrice Cenci,

Vatermörderinn.

Obgleich die Schicksale dieser Beatrice Cenci und ihrer Familie nicht unmittelbar in den Gang der Welthändel eingreifen, und sonach kein so reges, allgemeines Interesse zu erwecken scheinen mögen: so habe ich die Geschichte derselben in diese Darstellungen dennoch aufnehmen wollen, da sie unter den Helden der Privat-Historie, so wohl als Beleg des Zeitgeistes für den Freund der Geschichte überhaupt, als für den Psychologen und Kunstliebhaber von besonderer Wichtigkeit seyn muß. Nebst dem dient das unglückliche Ende dieser Familie nicht wenig zur näheren Charakteristik des Papstes, unter dessen Regierung es herbey geführt ward: Clemens des VIII.; eines Mannes, über den die Stimmen des Urtheils sich selbst bis jetzt noch nicht haben vereinigen können.

Francesco Cenci's Vater war Schatzmeister unter Pius dem V., und hinterließ seinem Soh-

ne eine Erbschaft von 80,000 Scudi jährlicher Einkünfte. Francesco Cenci war einer der verworfensten Menschen, die die Geschichte nennt. Eine unersättliche Habsucht, die ausschweifendste Geilheit und die ruchloseste Irreligiosität bildeten den Charakter dieses Ungeheuers. Schon zwey Mahl hatte die Gerechtigkeit ihn seiner unnatürlichen Wollust wegen dem Kerker übergeben, und das Todesurtheil über ihn ausgesprochen; allein — Cenci übergab eben dieser Gerechtigkeit eine Summe von 100,000 Scudi, und — Cenci war kein Gefangener mehr. Diese empfindliche Schmälerung seines Reichthums vermochte gleichwohl nicht, den zügellosen Aufruhr seiner Geilheit zu stillen; Francesco's Geitz konnte dadurch nur noch vergrößert werden, und sein wichtigstes Geschäft ging nun wieder dahin, Schlachtopfer für seine Lüste aufzusuchen.

Mit seiner ersten Gemahlinn hatte Francesco Cenci fünf Söhne und zwey Töchter erzeugt. Diese unglücklichen Geschöpfe wurden von ihrem Vater mit der unmenschlichsten Grausamkeit behandelt; Cenci ließ sie selbst an den nothwendigsten Bedürfnissen der Nahrung, an Allem Mangel leiden; und die Söhne wünschten sich Glück, als ihr Vater sich entschloß, sie nach Salamanca zu senden, um dort zu studieren.

In dieſer jammervollen Lage wendete ſich Beatrice im Einverſtändniſſe mit ihrem Liebhaber Guerra, einem rechtſchaffenen jungen Manne, und mit ihrer Mutter, mit einer rührenden Bittſchrift an den Papſt; allein es erfolgte kein Beſcheid. Unterdeſſen hatte Francesco erfahren, daß ſeine Tochter ſich wiederhohlt dem Papſte anvertraut habe, und da es ſeinen verdoppelten Bemühungen nicht gelingen wollte, Beatricen zu überwältigen: ſo hielt er es, um jedes Aufſehen zu vermeiden, für das dienlichſte, ſich mit den Seinigen auf ſein gemiethetes Landgut Pedrilla zu begeben. Es geſchah, und auch Guerra, welcher durch einige unzuſammenhängende Worte ſeiner Geliebten, die Schandthat ahnete, folgte nach, und beſuchte die Familie faſt täglich. Bald war ihm das entſetzliche Geheimniß enthüllt, und in ſeiner beleidigten Bruſt kochte die grimmigſte Rache gegen den ſchändlichen Verführer.

Waren Francesco's Begierden in Rom ſchon zügellos: ſo wurden ſie es jetzt bey der anmuthigen Jahrszeit, durch den glühenden Sonnenſtrahl und durch die Geſchäftsloſigkeit des ländlichen Aufenthalts noch mehr. Um Beatricens Blut in Wallung zu ſetzen, und ſie ihm deſto willfähriger zu machen, zwang der Niederträchtige ſeine Gemahlinn in Gegenwart der Tochter,

seinem Willen zu gehorchen. Diese teufliſche Zumuthung erfüllte die beyden Frauenzimmer mit dem grimmigſten Abſcheu, und als einſt Lucretia im Angeſichte Beatricens im Begriffe war, den Gewaltthätigkeiten Francesco's zu unterliegen, konnte ſich die empörte Tochter nicht mehr enthalten, die Mutter den Armen des Schändlichen zu entreißen. Beatrice entfloh heulend dem Zorn ihres Vaters, der ſie mit Schlägen verfolgte. Dieſer Tumult zog die Nachbarſchaft herbey, und da Francesco von einer ſolchen Oeffentlichkeit das Schlimmſte für ſeine Freyheit und ſeine Börſe befürchten mußte: ſo ſtellte er ſich für den Augenblick beruhigt, und wußte den verſöhnten Beleidigten ſo täuſchend zu ſpielen, daß die Nachbarsleute ohne Arges wieder aus einander gingen.

Dieſer Vorfall erfüllte den Abgewieſenen mit der fürchterlichſten Rachſucht; und unter den unbarmherzigſten Mißhandlungen, die bis zum Blutvergießen gingen, ſchwor er allen den Seinigen unter den ruchloſeſten Betheuerungen, daß er nicht eher ruhen wolle, bis er ſeine ganze Familie vertilgt habe. In einer eigenen Capelle hatte das Ungeheuer eine förmliche Grabſtätte für dieſe Unglücklichen bereiten laſſen; und ſo oft er ihrer anſichtig ward, ſchrie er ihnen wie ein Raſender ſchon von weiten zu: »eher ſoll

»kein Gebeth über meine Lippen kommen, und »nichts soll eher mein Herz erfreuen, bevor »euch mein Zorn nicht die Köpfe zertreten hat, »und ihr in jenen düstern Mauern (hier wies »er auf die Capelle) vermodert seyd.«

Die einzige Zuflucht, welche den Unglücklichen noch übrig blieb, war eine abgelegene Schlucht, in der sie sich zeitweise versammelten, um sich ihren Jammer durch Mittheilung zu erleichtern, und auf Mittel zu ihrer Befreyung zu sinnen. Bey diesen heimlichen Zusammenkünften fanden sich meistens auch Guerra, Beatricens Geliebter, und Giacomo, Francesco's ältester Sohn, der bereits Gatte und Vater war, ein.

An einem dieser Abende ward nach den rührendsten Kämpfen der Natur und Pflicht mit der Vorstellung eines so gränzenlosen Elendes, des Ungeheuers Tod beschlossen. Guerra nahm die blutige Vollführung auf sich, an der die noch immer schwankenden Frauenzimmer, um nicht Gatten- — und Vaterblut zu vergießen, keinen Antheil nehmen wollten. Guerra erklärte, daß er bereits alle Maßregeln getroffen, und zwey kühne Bravi gewonnen habe, die ihm beym Crucifix geschworen hätten, für tausend Scudi den Alten im Schlafe zu ermorden. Guerra wollte schon die vorliegende

Nacht zur Ausführung bestimmen; allein auf die dringenden Vorstellungen Lucretia's, diese Nacht, als die Zeit des Geburtsfestes Mariä (8. September) durch eine solche blutige Arbeit nicht zu entweihen, ward die nächstfolgende Nacht fest gesetzt.

Langsam und doch zu schnell verfloß den Verbündeten die Zeit bis zu der entscheidenden Stunde; tausend Vorbereitungen, Abänderungen und neue Entschlüsse durchkreuzten und beschäftigten ihre Sinne; und beynahe wären sie von ihrem Vorsatze wieder abgekommen, wenn nicht Guerra unablässig darauf bestanden, und Beatrice die überzeugendsten Gründe und die täuschendsten Vorwände für die geschehene That aufgestellt hätte.

Ein starkes Quantum Opium hatte den Alten in den tiefsten Schlaf gewiegt. Es war jetzt Mitternacht. Beatrice meldete, daß Francesco so fest schliefe, als ob er nie mehr erwachen wolle; die beyden Frauen führten die Mörder in des Alten Schlafgemach, und erwarteten mit der gespanntesten Hoffnung den Ausgang der blutigen That. Aber Marzio und Olimpio, die beyden Banditen, kehrten bald und unverrichteter Sache zurück, und erklärten, indem sie Dolch und Hacke noch ungefärbt vorwiesen, daß ein solcher gefahrloser

Mord an einem Wehrlosen nur ein Pasquill auf ihren Muth seyn würde. Da entriß die wüthende Beatrice den unentschlossenen Miethlingen die Werkzeuge des Todes, um selbst die That zu vollbringen. Doch diese Ueberraschung beschämte die erstaunten Banditen; sie eilten schnell wieder in Francesco's Gemach, und kamen bald mit der Nachricht zurück, daß das blutige Geschäft vollführt sey.

Francesco's Hirnschale war von Marzio's Beil zerschmettert. Auf dem Betttuche schleppten die Frauen den Todten auf den Gang hinaus, und warfen ihn da auf einen Hollunderbaum hinab auf die Hausflur. Die Mörder, nachdem sie von Guerra die tausend Scudi und einen goldverbrämten Mantel des Getödteten erhalten hatten, flüchteten ins Neapolitanische.

Noch graute der Morgen, als die Familie bey der ganzen Nachbarschaft Lärm über das Unglück schlug, daß der Alte sich erfallen habe. Er müsse in der Nacht auf das heimliche Gemach habe gehen wollen, aber auf dem Gange, welchen Francesco's Kargheit unbeleuchtet gelassen, in der Dunkelheit an das schadhafte Geländer gerathen, und da hinab gestürzt seyn. — Niemanden fiel es ein, an der Wahrheit dieses Vorgebens nur im mindesten

zu zweifeln; denn jedermann kannte das edle Herz der ganzen Familie, und man vergönnte sogar dem allgemein verachteten Ungeheuer einen Tod, von dem er sich nicht wieder hätte los kaufen können.

Francesco's Leichnam wurde mit allen Förmlichkeiten zur Ruhe bestattet, und die Familie begab sich in voller Sicherheit ihres endlich errungenen Friedens nach Rom zurück.

Während die Familie des Cenci sich den Frohgefühlen ihrer Freyheit überließ, wurde zu Neapel Cenci's Mantel, welchen die Banditen bey einem Trödler verkauft hatten, und den man sogleich erkannte, der Verräther des unseligen Complotts. Das Gericht zu Neapel spürte den Thätern nach, konnte sich aber nur Marzio's bemächtigen; Guerra hatte schon früher von dem Verdachte, welchen Francesco's Mantel zu Neapel erregt hatte, Nachricht bekommen, und den Tod der beyden Bravi beschlossen; allein jetzt konnte er ihn nur an Olimpio vollführen lassen, den man zu Terni antraf. Der feige Marzio hatte alles bekannt; ein Gerichtsbeamter begab sich eilends nach Pedrilla, und erfuhr von der Wäscherinn manche Umstände, welche einen Verdacht gegen die Familie des Cenci hatten begründen können. Das Gericht zu Rom bemächtigte sich

nun unverzüglich der beyden ältern Brüder Giacomo und Bernardo (der jüngste war inzwischen gestorben) und setzte sie ins Gefängniß; Mutter und Tochter wurden in ihrem Pallaste scharf bewacht, und, nachdem Marzio von Neapel in Rom eingebracht war, zu Giacomo und Bernardo verhaftet.

Das Verhör begann. Marzio sagte aus, daß er von Guerra zu der blutigen That gemiethet worden, worauf die Richter Beatricen vornahmen, und sie aufforderten, das zu bekennen, was sie durch ihr Herzensverhältniß mit Guerra von jener Unthat wissen müsse. Doch mit kaltblütiger Fassung bestand sie darauf, daß sie weder Marzio, noch den verrätherischen Mantel jemahls gesehen habe, und nachdem sie ihre Anklagen von Punct zu Punct mit dem bewunderungswürdigsten Scharfsinne widerlegt hatte, berief sie sich auf das Urtheil des gesammten Volkes zu Rom, welches sich laut für die Unschuld der verhafteten Familie erklärte.

Beatricens Vertheidigung, unterstützt von allen Reitzen einer melodischen Stimme, eines majestätischen Anstandes und einer Junonischen Gestalt und Jugendblüthe, verwirrte die Richter, und da auch Lucretia und ihre Söhne standhaft widersprachen, so läugnete Marzio

alle seine Aussagen, und erboth sich, die Wahrheit von Beatricens Erklärungen mit den Qualen der Folter zu bekräftigen.

Eine Pause von fünf Monathen unterbrach diesen Prozeß, und erst jetzt fiel es der saumseligen Commission ein, auch Guerra einzuziehen. Allein er war nirgends zu finden. Der Undankbare hatte sich bey Zeiten in Sicherheit gesetzt, und überließ diejenigen ihrem unglücklichen Schicksale, denen er es selbst bereitet hatte. Als Köhler ganz unkennbar gemacht, begegnete er mit seiner Waare in dem Augenblicke an dem Thore von Rom den Sbirren, da sie am lebhaftesten beschäftigt waren, ihn aufzusuchen.

Während dessen die Entweichung Guerra's den Verdacht gegen die Familie vergrößerte, wurde der Bandit, welcher den Olimpio ermordet hatte, gefänglich eingebracht, und da er den Zusammenhang der ganzen Verschwörung, die ihm Guerra unvorsichtig genug mitgetheilt hatte, entdeckte: so brachte man die beyden Brüder, und dann Mutter und Tochter unverzüglich auf die Folter. Bernardo konnte nichts gestehen, weil er nichts wußte; denn man hatte ihn seiner Jugend wegen von dem ganzen Anschlage ausgeschlossen, und während der That hatte er in einem besondern Zimmer

geschlafen; aber Giacomo bekannte Alles. Das Nähmliche that dann bey erneuerten Peinigungen Bernardo. Lucretia unterlag gleichfalls den Schmerzen der Tortur. Doch Beatrice blieb ihrem frühern Läugnen selbst unter den entsetzlichsten Martern heldenmüthig getreu. In dieser Verlegenheit wußten die Richter keinen andern Ausweg, als dem Papste selbst den ganzen Prozeß vorzulegen.

Clemens, da alle Umstände wider die Verurtheilten sprachen, hägte gegen den Oberrichter Ulisse Moscati Verdacht, und glaubte, daß Beatricens Schönheit ihn vermocht hätte, den Grad ihrer Folter zu mildern. Er ernannte einen andern Richter, und Beatrice wurde aufs neue und im Angesichte Lucretia's und Giacomo's auf die Tortur gespannt. Lange duldete die Heldinn mit unbeschreiblicher Standhaftigkeit; als aber Mutter und Bruder in sie drangen, da, — überwältigt von den rührendsten Aeußerungen ihres Mitleids, bekannte auch sie. Aber selbst hier noch konnte Beatrice den Adel ihrer Seele nicht verläugnen; mit der täuschendsten Beredsamkeit suchte sie die ganze Schuld nur auf sich und Guerra zu wälzen, und darzuthun, daß Mutter und Bruder den Mord nicht befördert, sondern aus Ueberraschung nur in denselben eingewilligt hät-

ten. Hierauf schloß man den Prozeß, und, nachdem die Familie auf ihre Bitte noch ein Mahl zusammen gespeiset, und sich unter den rührendsten Ergießungen der Zärtlichkeit und des Schmerzes getrennt hatte, führte man sie wieder in ihre abgesonderten Gefängnisse.

Als dem Papste der vollendete Prozeß vorgelegt wurde, gerieth er über Beatricens heldenmüthiges Läugnen, durch das sie das Leben der Ihrigen zu retten suchte, und über ihr nachheriges Geständniß dergestalt in Wuth, daß er befahl, die Schuldigen sollen »alle vier bey lebendigem Leibe von Pferden zerrissen werden." —

Das unglückliche Schicksal dieser sonst so edlen Familie, und noch mehr der grausame Tod, der über sie verhängt wurde, nahmen die Theilnahme des Römischen Adels und der berühmtesten Rechtsgelehrten in den lebhaftesten Anspruch, und der Papst sah sich täglich von Fürsprechern für die Familie Cenci umgeben. Aber Clemens erklärte den Beschluß für unabänderlich, bis es endlich dem hochberühmten Anwalt Farinaccio gelang, bey dem Papste näheres Gehör zu erhalten. Die Beredsamkeit, die Menschenliebe, die edle Freymüthigkeit und überwiegende Gründlichkeit, womit dieser Rechtsgelehrte die Verurtheilten vertheidigte,

machten einen so gewaltigen Eindruck auf Clemens, daß er die ganze Nacht kein Auge zuthun konnte, und Tags darauf den gelehrten Cardinal Marcello um Rath fragte. Marcello's Vorstellungen vollendeten, was Farinaccio's Gründe begonnen hatten, und der Papst, nachdem er die Prozeß-Acten nochmahls und von Punct zu Punct durchgegangen, fing schon an, für das Schicksal der Unglücklichen ein menschlicheres Mitleid zu fühlen, und es auf die Nachsicht der Todesstrafe anzutragen, als ein unseliges Ereigniß Alles wieder umstürzte.

Ein gewisser Paolo Santa Croce, ein liederlicher Junge, hatte seine alte Mutter erschlagen, um mit dem geraubten Gelde seine zügellosen Ausschweifungen anderswo fortzusetzen. Als dieser Mord ruchtbar ward, und zu den Ohren des Papstes gelangte, gerieth dieser in die heftigste Wuth. »Ich habe," rief er, »es voraus gewußt, dem Vatermord folgt auf dem Fuße der Muttermord nach!" Clemens trug nun alsogleich dem Gouverneur Ferrante Taverno auf, die Hinrichtung der Cencischen Familie ohne Versäumen zu beschleunigen, und dieser befolgte den Auftrag seines Herrn mit einer solchen Raschheit, daß die Execution schon den Tag darauf vor sich gehen konnte. Noch ein Mahl versuchte ganz Rom,

das entrüstete Herz des Papstes zu besänftigen; noch ein Mahl erschöpften Cardinäle und Fürsten, und Clemens Freunde ihre Vorstellungen und Bitten; vergebens: des Papstes Entschluß blieb unbewegt. —

In der feyerlichen Stunde der Mitternacht traten die Confortatori in den Kerker der Verurtheilten, um ihnen die verhängnißvolle Todespost zu verkünden, und ihre Gemüther mit den Tröstungen der Religion zu stärken. Beatrice, die Starke, die Heldinn, sie, deren Standhaftigkeit seither aller Prüfungen spottete, verließ jetzt auf einmahl aller Muth, während Lucretia's Fassung mit jedem Augenblicke zunahm. Nun traten Alle den Weg nach der Capelle an. Beatrice machte hier noch ein mildes Testament, in welchem sie ihr Vermögen theils zu heiligen Messen, theils zur Aussteuer von fünfzig armen Mädchen bestimmte. Lucretia verfügte mit dem Ihrigen auf eine ähnliche fromme Weise, und bath, daß man ihren Leichnam nach San Gregorio bringe. Den Rest der Nacht brachte die unglückliche Familie mit heiligen Betrachtungen, mit Gebethen und wechselweisen Tröstungen zu, und da es gegen Morgen heran kam, zogen die beyden Frauen einander die Kleider an, welche Beatrice eigens für die letzten Augenblicke ihres

Lebens hatte verfertigen lassen. Um drey Uhr gingen sie zur Messe und empfingen das heilige Abendmahl.

Während dessen hatte man auch Giacomo und Bernardo in ihrem Gefängnisse zu Tordignone zum Tode bereitet. Beyde erhielten eine grobe Capuce und einen großen Hut. Sie jammerten nicht so sehr über ihr bevor stehendes Ende, als über die Grausamkeit, daß ihnen ihre Mutter und Schwester noch ein Mahl zu umarmen nicht vergönnt war.

Mit Tagesanbruch brachen die Todtenbruderschaften, zuerst die mit den beyden Söhnen, dann jene mit den Frauen auf, nach dem Platze der Brücke St. Angelo, wo die Blutbühne aufgeschlagen war. Die Delinquenten trugen ein Crucifix in der rechten Hand. Die Arme der Frauen waren mit einem dünnen Stricke in etwas rückwärts gehalten; ihre häufigen Thränen träufelten in eine Schale, welche sie in der linken Hand hielten. Beatricen verließ bey der Annäherung zu dem schrecklichen Ziele der Muth gänzlich, und der Angstschweiß vermischte sich mit ihrem langen Haare, das in schweren Locken über ihre Schultern floß.

Jetzt wurden die Söhne auf das Blutgerüst geführt, und als sie da anlangten, sagte

der Fiscus dem jüngeren, daß ihm das Leben geschenkt, er aber dazu verurtheilt sey, der Hinrichtung der Seinigen mit unverwandtem Blicke zuzusehen. Indessen langte die Todtenbruderschaft mit den Frauen an. Nachdem diese in der Gerichts-Capelle noch ein Mahl den Segen des Beichtvaters empfangen hatten, wandte sich der Henker zu Lucretia, band ihr die Hände auf den Rücken, und führte sie unter das Beil. Lucretia sah in die Höhe, und ein Schauer des Entsetzens rüttelte bey diesem Anblicke ihre Glieder. »O Gott und Herr!" rief sie mit schrecklicher Stimme, die ihr sogleich wieder erstarb. Als sie ihre Söhne gewahrte, bath sie solche wehmüthig, für ihre Seele bey Gott zu bethen. Nun schickte sie sich auf das Geheiß des Scharfrichters an, den Hals in die Bank zu legen, über die das Beil hing; aber ihre Corpulenz verhinderte dieses, und man war gezwungen, die Bank zu erweitern!! Diese schauderhafte Operation empörte das Volk, und selbst der Henker gerieth in Verlegenheit. Endlich nach langem Hin- und Herzerren, wobey der Armen die dicken Brüste ganz blutig zerfleischt wurden, konnte sie ihr Haupt hinein legen; ein Augenblick, und es war getrennt vom Rumpfe. — Der Henker zeigte den Anwesen-

den das blutige Haupt, schlug es in Lucretia's Haupttaffet ein, schaffte den Körper weg, und brachte das Beil wieder in die vorige Lage.

Nun hohlte man Beatricen, die unter immerwährendem Gebethe die Blutbühne hinan stieg. Voll Fassung und Sanftmuth hielt sie eine rührende Anrede an das Volk, worin sie die Aeltern zur gottseligen Erziehung der Kinder, und diese zur Liebe gegen jene aufforderte, und sich der Barmherzigkeit des Himmels empfahl. Beatrice legte jetzt auf des Scharfrichters Anweisung den Hals in die Bank, und litt es nicht, daß er sie berühre, weßwegen sie sich in Allem selbst bediente. Doch der Zufall verurtheilte auch Beatricen zu einer verlängerten Todesqual; die Mord-Maschine mußte erst wieder in brauchbaren Stand gesetzt werden, und über dieser Zurichtung vergingen mehrere Minuten. Im heftigsten, erbärmlichsten Todeskampfe versuchte die leidende Beatrice krampfhafte Windungen, und die schrecklichen Martern dieser Anstrengungen preßten ihr in dem Augenblicke den Angstruf: »Jesus Maria!" aus, als das Beil fiel. — Der Streich hatte ihren Körper so erschüttert, daß dieser zurück sprang, und einer ihrer Füße dergestalt empor geschnellt wurde, daß die Kleider bis an den Nacken flogen.

Nach einer halben Stunde, während welcher Zeit Bernardo alle Qualen dieser Hinrichtungen mitlitt, und mehrere Mahle in todtenähnliche Ohnmachten fiel, brachte man das dritte Opfer: Giacomo. Nachdem dieser in einer männlichen Rede die Unschuld seiner Mutter und Schwester darzuthun gesucht, seine Seele Gott, und Bernardo der Gnade des Papstes empfohlen, band der Henker ihn fest an die Bank, verhüllte ihm die Augen, und schlug ihn mit ganzer Kraft mit der Mordkeule über den Kopf, daß er zusammen sank, worauf der Scharfrichter ihm noch mehrere Messerstiche in Hals und Brust mit der größten Schnelligkeit beybrachte!! Alsdann viertheilte er ihn mit einem großen Beile.

Diese entsetzlichen Metzeleyen warfen den unglücklichen Bernardo neuerdings ohnmächtig nieder. Vier Tage lag er im heftigsten Fieber zu Bette; dann ward er unter der Bedingung los gelassen, daß er binnen einem Jahre 25,000 Scudi an Trinità di Ponte Sisto Lösegeld erlege!!

Die Leichname der Lucretia und Beatrice wurden in einem feyerlichen Zuge bey funfzig Windlichtern, und unter Begleitung aller Franciscaner und einer zahllosen Menge Volkes, bald nach vollbrachter Execution, gegen zwey

Uhr nach Tisch (!) an den in ihrem letzten Willen begehrten Orten begraben. Das Gedränge bey diesen Hinrichtungen war so groß und der Eindruck so heftig, daß an die 100 Zuschauer theils erdrückt oder zertreten, theils in Todeskrankheiten verfielen, und hingerafft wurden.

Die Güter der Familie Cenci wurden von Clemens eingezogen, und an seine nächsten Verwandten, an das Haus Aldobrandini Borgheſe, verschenkt. —

Einige Zeit vor dem Todesurtheile hatten sich mehrere Mahler beworben, Beatricen, deren Schönheit und Anmuth die Damen von ganz Italien verdunkelte, mahlen zu dürfen. Sie gestattete es einem einzigen, dem unsterblichen Guido Reni, der sich durch dieses Gemählde allein schon verewiget hat. In der neueren Zeit wurde Beatricens Bildniß von unserem wackern Lindner, in Rom nachgemahlt, von dem berühmten Sturz nachcrayonirt, und von mehreren Künstlern, unter andern von Lips, Kohl ꝛc. trefflich in Kupferstich ausgeführt.

Alexis Petrowitz,

Hochverräther an Vater und Volk.

Dieser Prinz gehört in die Reihe derjenigen Menschen, zu deren unglücklichem Leben und Ende schon in ihrer frühesten Jugend die verhängnißvollen Keime gelegt sind.

Alexei oder Alexis Petrowitz war schon als Kind dazu verdammt, die Vorurtheile, Irrthümer und abergläubigen Begriffe einer kurzsichtigen Mutter einzusaugen. Vergebens suchte Peter der Große, ihr Gemahl, den Charakter dieser rohen Fürstinn für seine höheren Plane empfänglich zu machen, und umsonst bemühte sich der aufgeklärte Mann, seinen erstgebornen Prinzen Alexis vor den verderblichen Eingebungen seiner Mutter zu bewahren.

So lange die verkehrten Einsprüche seiner Gemahlinn nur Peters Häuslichkeit betrafen, trug er duldsam ein Joch, das so viele Ehemänner mit ihm gemein hatten, und hoffte für Weib und Sohn von der Zukunft, was die Gegenwart nicht both. Doch als die ver-

schrobene Fürstinn ihren Widerwillen und ihre Verkehrungen auch auf Peters Regierungsgeschäfte und wohlthätige Reformen ausdehnte; als sie sich sogar so weit verging, die Fremden, welche Peter zur Beförderung seiner humanen Neuerungen an seinen Hof berufen, mit Rohheit und Beleidigungen zu überhäufen: da opferte der Gemahl sich dem Regenten auf, und Peter ließ, zum Wohle seines Volks, seine Gemahlinn in ein Kloster sperren, und sich förmlich von ihr scheiden.

Nun erst machte Peter die schmerzliche Entdeckung, wie sehr das junge Gemüth seines Sohnes verwahrloset, verdorben sey. Nicht nur, daß seine Mutter seinen keimenden Geist ganz verkrüppelt hatte, vollendeten die Popen das unselige Werk, indem sie selbst das Herz des jungen Prinzen gegen die gedeihlichen Maßregeln seines Fürsten einzunehmen beflissen waren, der mit dem Lichte der Aufklärung zugleich ihren Sturz herbey zu führen schien. Mit dem entschiedensten Widerwillen gegen Alles, was Wissenschaft heißt, erfüllt, kannte der Prinz kein wichtigeres Geschäft, als die Bibel zu lesen, in welcher er es mit jedem Theologen aufnehmen konnte. Alexis Abneigung gegen jede nützliche Beschäftigung ließ ihn endlich in einen Schlamm von Ausschwei-

fungen verſinken, die ihm die Geringſchätzung des ganzen Hofes zuzogen.

Peter bemühte ſich nun, den Geiſt ſeines Sohnes auf würdigere Gegenſtände zu lenken, und als er gegen die Türken zu Felde zog, ſetzte er Alexis zum Stellvertreter, jedoch mit der Bedingung ein, daß nichts ohne Peters Einwilligung unternommen werde. Allein die Zügelloſigkeit des Prinzen konnte ſich mit der Beſchränkung und dem Ernſt der Regierungsgeſchäfte nicht vertragen, und er verfiel, ſchmählicher als vorher, in die unbeſonnenſten und ſchändlichſten Vergehungen.

Der getäuſchte Vater vernahm mit Wehmuth die unrühmliche Aufführung ſeines Sohnes; aber noch wollte er ſeine Hoffnungen nicht aufgeben. Das verſprechendſte Mittel, den Verirrten auf beſſere Wege zu bringen, ſchien ihm die Ehe; und Alexis ward mit einer Braunſchweigiſchen Prinzeſſinn vermählt. Vergebliche Erwartung! Alexis mißhandelte ſeine Gemahlinn aufs unbarmherzigſte, und warf ſich an eine gemeine Finnländiſche Buhlerinn weg. Dieſes betrübte Schickſal ſtürzte die unglückliche Prinzeſſinn in den nagendſten Gram; wenige Jahre, und ſie ſtarb, ein Opfer der ehelichen Tyranney, dahin.

Empört durch dieſe Verworfenheit ſeines

Sohnes drohte ihm Peter in einem langen Schreiben, ihn von der Erbfolge auszuſchließen, wenn er in ſeinen Ausſchweifungen fortführe. Allein Alexis war dumm und niederträchtig genug, ſeinem Vater zu erklären, daß er auf die Thronfolge nicht die mindeſten Anſprüche mache, und ſich damit begnüge, daß ihm der Czar einen bequemen Unterhalt ſichere, und die Verſorgung ſeiner Kinder auf ſich nehme. Alexis Vergehungen gingen jetzt ſelbſt zu Verbrechen über, und ganz Rußland forderte den Czar auf, gegen ſeinen Sohn, deſſen Aufführung die Ehre des Reichs beflecke, ſtrengere Maßregeln zu ergreifen. Peters Langmuth ſchränkte ſich nochmahls darauf ein, dem Prinzen ſchriftliche Vorſtellungen zu machen; er erinnerte ihn, ſich entweder der Würde eines Thronfolgers gemäß zu betragen, oder ſeinen pfäffiſchen Albernheiten nachzugeben, und Mönch zu werden. Der unſinnige Prinz beſtand wirklich auf der Wahl des Letztern, worauf ihm der Czar in den väterlichſten Ausdrücken und unter den wohlmeinendſten Erinnerungen ſechs Monathe Bedenkzeit gab, und nach Copenhagen abreiſete.

Dieſe Entfernung benutzte Alexis, ein Heer von unzufriedenen Köpfen um ſich zu ſammeln. Der Czar erfährt es, und befiehlt ſeinem

Sohn, ihm nach Copenhagen zu folgen. Der Prinz reiset wirklich ab, aber sein Weg geht nach Wien. Hier, unter Carls des VI. Schutz, will er den Hintritt seines Vaters abwarten. Allein sein unstäter Sinn treibt ihn auch von Carls Hofe, und er geht nach Neapel. Hier übergaben ihm Tolstoy und Romanzow ein Schreiben seines Vaters, in welchem ihm mit der Strenge des Gesetzes gedroht wird, wenn er die Bahn der Schande nicht verlassen will.

Mehr auf das Zureden des Statthalters zu Neapel, als auf dieses Schreiben, reisete Alexis nach Moskau zurück, wo der Czar sich eben aufhielt. Schon jubelte das Volk über die Versöhnung zwischen Vater und Sohn, als drey Tage nach seiner Ankunft Alexis als ein Gefangener vor seinen Vater geführt wird. Weinend übergab der Prinz dem Kaiser eine Schrift, in welcher er sein Unrecht bekannte, und Besserung versprach. Hierauf nahm der Czar ihn in ein Seitenzimmer, und nachdem er ihn über verschiedene Umstände seiner Entweichung gefragt hatte, führte er ihn in den Saal, wo der hohe Rath sich versammelt hatte. Jetzt wurde dem Prinzen eine Urkunde vorgelesen, in welcher ihm angekündigt ward, daß er von der Thronfolge gänzlich ausgeschlossen, und dafür des Czars zweyter Sohn, Pe-

ter, eingesetzt sey. Nachdem Alexis unterschrieben hatte, ging die Versammlung aus einander, und begab sich mit dem sämmtlichen Hofstaate nach Petersburg zurück.

Um diesem Beschluß Sicherheit und Dauer zu geben, und zu verhindern, daß die aufrührischen Anhänger und Freunde des enterbten Prinzen nicht neue Unruhen anzetteln könnten, befahl der Kaiser seinem Sohn, ihm alle Mitglieder seiner Verbindungen bey Lebensstrafe zu entdecken. Alexis legte seinem Vater eine Schrift vor, in welcher, wie er versicherte, alle seine Mitschuldigen verzeichnet seyen. Allein man fand, während der Prinz sich mit seiner eben angekommenen Mätresse Aspasia unterhielt, unter seinen Papieren mehrere verdächtige Aufsätze vor, die unverkennbar auf neue Verschwörungen hinwiesen.

Diese Entdeckung erfüllte alle Gemüther mit dem heftigsten Unwillen gegen den Verräther um so mehr, da man eben hinter ein Schreiben kam, welches Alexis von Wien aus an die Senatoren und Bischöfe erlassen, und das glücklicher Weise aufgefangen ward. In diesem Schreiben hieß es unter andern: »Die »üblen Begegnungen meines Vaters haben mich »veranlaßt zu entfliehen. Es hat wenig ge»fehlt, so wären diejenigen, welche meine Mut-

»ter eingesperrt haben, mit mir eben so verfahren »wären. Doch nun bin ich unter dem Schu»tze eines mächtigen Fürsten, und ich bitte »Euch, mich nicht zu verlassen." Aus diesem Schreiben folgerte man, und nicht mit Unrecht, daß Alexis kein Bedenken getragen hätte, sich gegen seinen Vater aufzulehnen; und niemand bedauerte den bevor stehenden gänzlichen Sturz dieses unruhigen Prinzen.

Jetzt vereinigte sich plötzlich Alles, das unglückliche Ende Alexis zu beschleunigen, und selbst seine Buhlerinn Aspasia fiel von ihm ab. Ein ehemahliger Freund des Prinzen, ein gewisser Affonasuf, erklärte, Alexis habe sich einst geäußert, er werde den Bischöfen etwas sagen, das sie den Pfarrern, und diese ihren Pfarrkindern wieder sagen würden, und worauf man ihn würde regieren lassen, wenn es auch gegen seinen Willen geschehen sollte. Als man den Prinzen fragte, ob er über die Uneinigkeiten bey der Russischen Armee, die sich im Mecklenburgischen angesponnen, Vergnügen gehabt habe, und ob er sich würde entschlossen haben, den Rebellen beyzutreten, antwortete er: »Wenn mich die Aufrührer begehrt »hätten, so würde ich bey des Czars Lebzei»ten wohl zu ihnen übergegangen seyn, das »heißt: wenn sie stark genug gewesen wären."

Und ohne allen Anlaß setzte der Unsinnige hinzu: »Ich habe mich in der Beichte bey dem Erz»priester Jacob angeklagt, daß ich den Tod »meines Vaters gewünscht habe, und der Beicht»vater Jacob entgegnete mir, wir wünschen ja »auch das Nähmliche!"

Durch diese und ähnliche Aeußerungen und Handlungen mußte Alexis sich nothwendig in ein Verderben stürzen, das schon bereit war, ihn zu empfangen. Er wurde wieder in sein Gefängniß gebracht, und der Czar forderte die Geistlichkeit auf, die Strafe seines Sohns zu bestimmen; dasselbe that er bey seinen Ministern, Räthen und Ständen. Hierbey schloß er mit den Worten: »Ich begehre, daß Ihr »der Sache ernstlich nachdenken, dieselbe reif»lich untersuchen und urtheilen sollet, welche »Strafe die Verbrechen Unseres Sohnes ver»dienen, und zwar ohne Rückhalt und ohne zu »befürchten, daß ich mich darüber beleidigt fin»den sollte, wenn ihr ihm eine gemilderte Stra»fe zuerkennt. Denn Ich schwöre es Euch bey »dem großen Gott, daß Ihr nicht das Ge»ringste dabey zu besorgen habet. Macht Euch »auch darüber kein Bedenken, daß Ihr über »den Sohn Eures Oberherrn ein Urtheil fäl»len sollt; sondern richtet völlig ohne Ansehen »der Person, und setzt weder Meine noch Eure

»eigene Seele in Gefahr, damit Wir Uns an »jenem furchtbaren Gerichtstage nichts vorzu»werfen haben, und Unserem Lande kein Nach»theil daraus erwachse!"

Die Minister, Räthe und Stände unterſuchten nun in Folge des kaiſerlichen Befehls die Verbrechen des Prinzen; und das Reſultat ihrer Verſammlungen ging ſo wohl nach den Beziehungen des alten und neuen Teſtaments, als der Reichsverordnungen dahin, dem Schuldigen das Leben abzuſprechen. Die Geiſtlichkeit jedoch, die gleichwohl lieber einen Alexis, der ſie begünſtigte, als einen Peter, deſſen Reformen ihre Herrſchſucht beſchränkten, auf dem Thron geſehen hätte, ſuchte einer beſtimmten Erklärung dadurch auszuweichen, daß ſie dem Czar mit allgemeinen Ausſprüchen aus der Bibel antwortete, welche mit folgenden Worten endigten: »Wollen Euere Majeſtät den »Schuldigen beſtrafen: ſo haben Sie mehrere »Stellen des alten Teſtaments für Sich; wol»len Sie aber Gnade für Recht ergehen laſſen, »ſo leuchtet Ihnen das Beyſpiel Jeſu ſelbſt »vor, der den verlornen Sohn wieder auf»nahm, als er auf beſſere Wege zurück kehrte."

Peter der Große hatte zu viel Selbſtſtändigkeit des Charakters, und war von der Verworfenheit ſeines Sohnes und von der Unmög-

lichkeit seiner Besserung zu sehr überzeugt, als daß er, auf Gefahr seines Lebens und der Ruhe des Reiches, sich von solchen Verschmitztheiten hätte berücken lassen können. Mit wundem Herzen, aber mit männlichem, entschlossenem Geiste, stimmte nun der Czar gleichfalls für Alexis Tod, und den 24. Juny 1718 wurde das Urtheil von 124 Großen des Reichs unterschrieben.

Da man dem Prinzen die Sentenz vorlas, und auf die Worte kam: »Die göttlichen, »geistlichen; bürgerlichen und Kriegsrechte ver»urtheilen alle diejenigen ohne alle Barmher»zigkeit zum Tode, welche wegen eines An»schlags gegen ihren Vater oder Landesherrn »und das Vaterland überwiesen werden," befiel ihn ein heftiger Krampf, den ein Schlagfluß begleitete. Alexis ward zu Bette gebracht, und Alles für seine Pflege aufgebothen. Doch vergebens. Nach einer unruhigen schlaflosen Nacht, in welcher er wie ein Wahnsinniger fantasirte, wurde er von unaufhörlichen Convulsionen so gewaltsam angegriffen, daß er Abends, nach einem Besuche seines Vaters, den Geist aufgab.

Obgleich der Czar in einem Manifeste erklärte, daß Bestürzung, Angst und Verzweiflung den plötzlichen Tod des Prinzen herbey geführt hätten: so wollte dieses dennoch nie-

mand beglaubigen. Noch gegenwärtig hat man keine befriedigenden Aufschlüsse. Einige Geschichtschreiber berichten, daß Alexis unter den Knutenhieben seines Vaters verschied; andere versichern, daß er durch Gift gestorben; wieder andere wollen des Prinzen Tod einer absichtlichen Verblutung durch Aderlaß zuschreiben; die meisten jedoch kommen dahin überein, daß General Weide ihn auf Befehl des Czars erdrosselt, und dann enthauptet habe.

Zu einer so anscheinenden Grausamkeit gegen seinen leiblichen Sohn hatte Peter wohl die gerechtesten Gründe. Als Monarch, oberster Beamter und Verwalter seines Reiches, konnte er es weder zugeben, daß sein aufrührischer Sohn unter seinen Augen die gefährlichsten Gräuelthaten verübte, noch daß dieser nach Peters Tode den Staat zu Grunde richte. Und vollends als Peter der Große, wie hätte er bey seinen wohlthätigen Umstaltungen ein Werkzeug neben sich dulden sollen, daß nur bestrebt war, die Russische Nation noch tiefer in den Staub der Barbarey zu treten! Und dieses Werkzeug, welches der herrschsüchtigen Clerisey dazu hätte dienen sollen, die Begriffe des Volkes noch um ein Jahrhundert zurück zu versetzen, war Alexis, wie nachstehende Anecdote näher beleuchten möge.

Wenn Peter des Großen Reformen alle Augenblicke das Interesse der Geistlichkeit gefährdeten, und diese ihm daher überhaupt gram war: so war der Bischof von Rostov, Dozithees, Peters grimmigster Widersacher, und suchte auf alle mögliche Arten dessen vertriebene Gemahlinn Eudoxia, und Alexis, welche der Clerisey mit Leib und Seele zugethan waren, zu begünstigen, und zu einer Empörung gegen den Czar aufzuwiegeln.

Der finstere Zeitgeist und Eudoxia's und Alexis Aberglaube waren die Stützen, auf welche der ränkesüchtige Dozithees seinen Plan baute. Er gab vor, daß ihm der heilige Demetrius erschienen sey, um ihm zu offenbaren, daß der Czar nicht länger als drey Monathe mehr leben solle, worauf denn Eudoxia und Alexis in Gemeinschaft mit der gleichfalls eingesperrten Schwester des Kaisers, Maria, den Thron besteigen würden. Dieses Mährchen fand den gewünschtesten Eingang, und Eudoxia ging in ihrer Verblendung so weit, daß sie in dem Kloster in dem Costüme einer Kaiserinn einher zog, und sich den Titel Majestät beylegen ließ. Die Oberinn widersetzte sich zwar diesem Unfuge, aber Eudoxia bedeutete ihr mit gebietherischer Miene, daß ihr Sohn Alexis diejenigen bestrafen werde, welche seiner Mutter nicht gehorchten,

gleichwie der Czar deßwegen die Strelitzen gezüchtigt habe. Doch da die Prophezeyung des heiligen Demetrius nur durch Oeffentlichkeit und Verbreitung die beabsichtete Wirkung thun konnte: so wählte sich Eudoxia einen gewissen Glebo zum Herold, und munterte ihn durch ihre Gunstbezeigungen noch mehr dazu auf. Als aber nach Verlauf der drey Monathe der Czar noch immer nicht todt war, stellte Eudoxia den Bischof zu Rede, welcher ihr erklärte, daß die Sünden ihres Vaters daran Ursache wären, und eher an keine Erfüllung zu denken wäre, bis dieser durch zahlreiche Messen aus dem Fegfeuer erlöset seyn würde. Ein Paar tausend Messen, die Eudoxia bereitwillig lesen ließ, machten, daß ihr Vater, nach Dozithees Bericht, nach und nach mit dem Kopfe, dann bis zum Gürtel aus dem Fegfeuer heraus war, und nur noch mit den Füßen darin steckte; so bald das überwunden wäre, müßte Peter die Welt verlassen.

Jetzt erhielt Alexis den Wink, sich zu entfernen, und nicht eher zurück zu kehren, bis er des Czars Tod vernommen habe. Unterdessen, da Eudoxia's Vater noch immer nicht das Fegfeuer ganz verlassen wollte, versprach Dozithees der Prinzessinn Maria, daß dieses ehestens geschehen solle, wenn sie seinen zärtlichen Wün-

schen nachgeben wolle. — Die Prinzessinn fügte sich in dieses heilige Verlangen, und sie und Eudoxia überließen sich der Hoffnung ihres baldigen Glanzes. Doch mitten unter diesen frohen Erwartungen ward das Complott durch einen aufgefangenen Brief entdeckt, und der Bischof, Glebo, und nebst mehreren Anhängern des Prinzen auch sein Beichtvater, sein Hofmeister und Hofmarschall würden mit dem Tode bestraft. Diese Vereitelungen waren es hauptsächlich, wodurch Alexis bestimmt ward, wieder zurück zu kehren.

Benjowsky,

unglücklicher Abenteurer.

Die Geschichte der Wanderungen und Abenteuer dieses Mannes ist so reich an mannigfaltigen, außerordentlichen und wunderbaren Situationen, daß man oft in Versuchung kommen müßte, sie für einen Roman zu halten, wenn man von ihrer historischen Wirklichkeit nicht überzeugt wäre. Benjowsky's Leben ist ein neuer Beweis, wie schwer es ist, das be-

gehrende Feuer eines unstäten Geistes mit Genügsamkeit und Selbstständigkeit zu zügeln; und bestätigt die Erfahrung, daß das unruhige Treiben solcher Menschen selten eher, als mit einem gewaltsamen Tode, sich beschließe. Benjowsky hat seine Schicksale, die hier im Auszuge wieder gegeben werden, in Französischer Sprache selbst geschrieben. Sie erschienen aber zuerst Englisch, und wurden dann drey Mahl ins Deutsche übersetzt.

Moritz August Graf von Benjowsky's Vater war Oesterreichischer General der Cavallerie, und bestimmte seinen jungen Sohn gleichfalls zum Soldatenstande. Bis 1758 diente dieser in der kaiserlichen Armee; doch sein wißbegieriger, unruhiger und thatenlechzender Sinn trieb ihn unaufhörlich dazu an, sein Glück in der weiten Welt zu suchen. Wirklich war er im Jahre 1767 im Begriff, nach Ost-Indien zu gehen, als ihn mehrere Pohlnische Große von seinem Entschlusse dadurch abbrachten, daß sie ihm eine ansehnliche Stelle bey der damahligen Crakauer Conföderation antrugen. Als General-Inspector der Cavallerie eröffnete sich seinem unternehmenden Geiste ein weites Feld der Thätigkeit; seine Expeditionen gegen die Russen waren ehrenvolle Beweise seiner unerschrockenen Tapferkeit und seiner militärischen

schen nachgeben wolle. — Die Prinzessinn fügte sich in dieses heilige Verlangen, und sie und Eudoxia überließen sich der Hoffnung ihres baldigen Glanzes. Doch mitten unter diesen frohen Erwartungen ward das Complott durch einen aufgefangenen Brief entdeckt, und der Bischof, Glebo, und nebst mehreren Anhängern des Prinzen auch sein Beichtvater, sein Hofmeister und Hofmarschall würden mit dem Tode bestraft. Diese Vereitelungen waren es hauptsächlich, wodurch Alexis bestimmt ward, wieder zurück zu kehren.

Benjowsky,

unglücklicher Abenteurer.

Die Geschichte der Wanderungen und Abenteuer dieses Mannes ist so reich an mannigfaltigen, außerordentlichen und wunderbaren Situationen, daß man oft in Versuchung kommen müßte, sie für einen Roman zu halten, wenn man von ihrer historischen Wirklichkeit nicht überzeugt wäre. Benjowsky's Leben ist ein neuer Beweis, wie schwer es ist, das be-

gehrende Feuer eines unſtäten Geiſtes mit Genügſamkeit und Selbſtſtändigkeit zu zügeln; uns beſtätigt die Erfahrung, daß das unruhige Treiben ſolcher Menſchen ſelten eher, als mit einem gewaltſamen Tode, ſich beſchließe. Benjowsky hat ſeine Schickſale, die hier im Auszuge wieder gegeben werden, in Franzöſiſcher Sprache ſelbſt geſchrieben. Sie erſchienen aber zuerſt Engliſch, und wurden dann drey Mahl ins Deutſche überſetzt.

Moritz Auguſt Graf von Benjowsky's Vater war Oeſterreichiſcher General der Cavallerie, und beſtimmte ſeinen jungen Sohn gleichfalls zum Soldatenſtande. Bis 1758 diente dieſer in der kaiſerlichen Armee; doch ſein wißbegieriger, unruhiger und thatenlechzender Sinn trieb ihn unaufhörlich dazu an, ſein Glück in der weiten Welt zu ſuchen. Wirklich war er im Jahre 1767 im Begriff, nach Oſt-Indien zu gehen, als ihn mehrere Pohlniſche Große von ſeinem Entſchluſſe dadurch abbrachten, daß ſie ihm eine anſehnliche Stelle bey der damahligen Crakauer Conföderation antrugen. Als General-Inſpector der Cavallerie eröffnete ſich ſeinem unternehmenden Geiſte ein weites Feld der Thätigkeit; ſeine Expeditionen gegen die Ruſſen waren ehrenvolle Beweiſe ſeiner unerſchrockenen Tapferkeit und ſeiner militäriſchen

ſen; doch dürfen ſie ſich bey Strafe der Knute nicht über vier und zwanzig Stunden weit von ihrem Aufenthaltsorte entfernen. Benjowsky ward dazu verdammt, das erſte Jahr hundert Rubel in Pelzwerk zu erlegen, und wöchentlich einen Tag für die Regierung zu arbeiten.

Was war in einer ſolchen elenden Lage natürlicher, als daß Benjowsky Tag und Nacht auf Mittel ſann, ſich in Freyheit zu ſetzen? Er entwarf in Verbindung mit mehreren Mitgefangenen, auf deren Brauchbarkeit und Verſchwiegenheit er rechnen konnte, den Plan, übers Meer zu entfliehen. Doch die Ausführung desſelben erheiſchte eine weiſe und langwierige Vorbereitung, bey welcher die Talente und Kenntniſſe des Grafen das Meiſte thun mußten. Dieſe machten ihn hier, in der Mitte der Rohheit, Barbarey und Unwiſſenheit zum Könige und Beherrſcher aller Geiſter, und es kam vorerſt nur darauf an, Vertrauen zu gewinnen, um den Plan der Flucht werkthätiger zu verfolgen.

Benjowsky's Sprachenkunde machte ihn erſt bey dem Gouverneur bemerkbar. Dieſer verſchonte ihn mit den knechtiſchen Arbeiten, und vertraute ihm den Unterricht ſeiner Kinder an. Da der Graf ein trefflicher Schachſpieler war, ſo genoß er bald die Gunſt der müßigen Be-

fehlshaber, denen er noch obendrein ansehnliche Summen abgewann. Nach und nach breitete sich Benjowsky's Einfluß dergestalt aus, daß man auf seinen Antrag sogar ein öffentliches Schulhaus erbaute, und ihn zum Director desselben ernannte. Kurz, man behandelte ihn bald nicht mehr wie einen Verwiesenen, sondern jedermann wetteiferte um seine Freundschaft.

Jetzt ereignete sich ein Fall, der für Benjowsky's Freyheit und Leben die gefährlichsten Folgen hätte haben können, wenn ihn nicht seine gewöhnliche Geistesgegenwart gerettet hätte. Das Schiffsvolk eines Russischen Kaufmanns wollte im Complott mit den Verwiesenen mit dem Schiffe durchgehen; aber der Kaufmann erfuhr es bey Zeiten, und wollte Benjowsky, gegen den er, weil dieser ihm im Schachspiele viel abgewonnen, ohne dieß einen heftigen Groll hatte, beym Gouverneur angeben. Allein Benjowsky erhielt Nachricht davon, und kam seinem Gegner zuvor. Dieser, darüber empört, stellte dem Leben des Grafen meuchelmörderisch nach, welcher aber glücklich der Gefahr entging. Benjowsky wußte diese Umstände so zu seinem Vortheile zu benutzen, daß er völlig in Freyheit gesetzt wurde. Des Grafen kluge und verschmitzte Vorstellungen

gaben nähmlich der Sache beym Gouverneur eine solche Gestalt, als ob diesem der Kaufmann aus Rache nachstelle. Was jedoch diesem Vorgeben an Glaubwürdigkeit abging, ersetzte die thätige Verwendung der Tochter des Gouverneurs, Aspanasiens, welche dem Grafen schon längst ihr zärtliches Herz geschenkt hatte.

Diese glückliche Abwendung einer so drohenden, doppelten Gefahr ermunterte Benjowsky aufs lebhafteste, in den Versuchen zu seiner Befreyung fortzufahren. Zwar genoß er hier alle Annehmlichkeiten, die er sich in einem solchen Aufenthaltsorte nur immer hätte wünschen können; allein, wäre dieser auch nicht Siberien gewesen, des Grafen unstäter und nach Veränderung strebender Sinn hätte sich gleichwohl nach einer neuen Gegend gesehnt. Da der Weg zur Flucht die See seyn mußte: so machte Benjowsky dem Gouverneur das Project, auf der südlichen Spitze der Halbinsel eine Colonie von Verwiesenen zu errichten. Der Gouverneur war über diesen Vorschlag so entzückt, daß er den Grafen mit der Hand seiner Tochter belohnte, so sehr dieser sich auch sträuben mochte, weil er bereits verheirathet war. Nicht genug: Benjowsky wird gänzlich auf freyen Fuß gelassen, und in Russische Dienste ehrenvoll aufgenommen.

Dieſes glänzende Glück erweckte die heftigſte Mißgunſt bey allen, die um des Grafen Entſchluß zur Flucht mußten. Dieſe gemeinen Seelen wollten es nicht begreifen, daß eben dieſes Glück für Benjowsky nur das Werkzeug ſey, ſeine und ihre Befreyung zu vollführen; und ſie trugen daher kein Bedenken, dem Gouverneur des Grafen Anſchläge zu verrathen. Benjowsky beſaß zu viel Zutrauen und Klugheit, als daß er dieſe treuloſen Angebungen nicht hätte entkräften können; doch als ſogar Beweiſe gegen ihn zeugten, da befahl der Gouverneur den Schuldigen gefangen zu nehmen. Allein jetzt erwacht plötzlich der Muth der Verſchwornen, die in Benjowsky's Verluſt nur ihr endloſes Elend erkennen; ſie rotten ſich zuſammen, und als ein Ruſſiſches Commando heran rückt, greifen ſie es wüthend an, werfen es, ſtürmen die Citadelle, und erſchlagen den Gouverneur. Glücklich behauptet Benjowsky mit den Verſchwornen die Feſtung; allein 700 Koſaken und Kamtſchadalen umzingeln ſie, um die Eroberer auszuhungern. In dieſer verzweifelten Lage, und auf dem Puncte, da Alles wieder zu verlieren, wo eben Alles gewonnen worden, beſchließen die Verwieſenen, alle Weiber und Kinder der Eingebornen, die ſich in der Feſtung befanden, zu ermorden;

die Anſtalten werden getroffen, und dieſes zwingt die Kamtſchadalen, ſich der Gewalt der Sieger zu unterwerfen.

Nachdem nun Benjowsky ohne alle Hinderniſſe die Vorbereitungen zur Abreiſe vollendet hatte, ſtach er in Geſellſchaft von 95 Perſonen, worunter ſich auch Aſpanaſia befand, in See. Benjowsky landete an der Berings-Inſel, machte da Bekanntſchaft mit einem gewiſſen Leuchtenfeld, der als gleichfalls Verwieſener ſich von Ochocz geflüchtet hatte. Leuchtenfeld, im Beſitze von zwey Schiffen und mit einer Mannſchaft von 134 Köpfen, hatte den Plan, Ochocz und Kamtſchatka zu plündern, und Benjowsky mußte wider ſeinen Willen ſich entſchließen, mit dem mächtigen Leuchtenfeld gemeinſchaftliche Sache zu machen. Die Abenteurer waren nordwärts gegen Amerika, aber wegen des ungünſtigen Windes wieder rückwärts geſegelt, und landeten auf einer ſehr fruchtbaren Inſel, die ſie Liquor nannten.

Als man ſich hier in Ueberfluß mit Lebensmitteln verſehen hatte, ſegelte man weiter, und landete nach Wunſch an der Japaniſchen Küſte, in der Bay Uſilpatchar. Die Ankömmlinge wurden hier ſehr freundſchaftlich empfangen und beſchenkt, ſegelten weiter nach Xicoco, einer andern Japaniſchen Inſel, und

verließen endlich Japan gänzlich, um an einer von den Liquisoin-Inseln, Nahmens Usmayligon, zu landen. Auf dieser Insel war durch die Jesuiten die christkatholische Religion eingeführt, und Benjowsky ward von den Einwohnern auch wirklich ganz im Geiste derselben aufgenommen. Hier wurde der Graf dringend aufgefordert, sich mit den Seinigen niederzulassen, und sich mit einer dritten Braut zu vermählen. Diesen Zumuthungen wußte sich Benjowsky nicht anders zu entziehen, als mit dem Versprechen, in einem Jahre mit brauchbareren Colonisten wieder zu kommen, und sich dann mit der zugedachten Braut, die man indessen bewahren wolle, zu verbinden. Und um die Insulaner ganz von allem Mißtrauen abzuwenden, machte der Graf mit ihnen über diese Puncte einen schriftlichen Vertrag. Endlich verließ er mit seinen Gefährten diese Insel, und steuerte nach der Insel Formosa.

Nicht nur auf Usmayligon, sondern auch auf den früheren Inseln, waren dem Grafen die glänzendsten Anerbiethungen gemacht worden, wenn er sich, auch ohne seinen Gefährten, niederlassen wolle. Aber die Rastlosigkeit seines Geistes und sein abenteuerischer Sinn waren stärker, als die Beweggründe eines ruhigen, gemächlichen Lebens; ja selbst Benjows-

ſollten. Wenn Benjowsky alle ihm ſeither gemachte glänzende Anträge ausſchlug, ſo hätte man glauben können, daß er es deßwegen gethan, weil ſie ihm bey wilden Völkern gemacht worden, mit denen ſich der Stolz ſeines Geiſtes nicht vertragen konnte. Allein die Urſache dieſer Ablehnungen lag lediglich in der Wandelbarkeit und Veränderungsliebe ſeines Charakters; denn hier, auf Macao, verwarf er alle die ehrenvollen Anerbiethungen, die ihm von den Engländern und Holländern gemacht wurden, gleichfalls. Die Engländer wandten Alles an, um den Grafen als Mitglied der Oſtindiſchen Compagnie zu gewinnen; ſie bothen ihm für die Manuſcripte ſeiner Abenteuer ungeheuere Summen; und die Erfüllung der ruhmwürdigſten Verheißungen erwartete ihn bey den Holländern. Vergebens, Benjowsky rannte ohne beſtimmten Plan, ohne irgend eine befriedigende Ausſicht, und uneins mit ſeinem eigenen Willen, ſeinem traurigen Schickſal, wie von einem Fatum gejagt, entgegen.

Benjowsky war kaum einige Tage auf Macao, als er ſchon Anſtalten machte, die Inſel wieder zu verlaſſen. Noch weniger war er zur Verlängerung ſeines Aufenthalts zu bewegen, als das ungeſunde Klima ihm einen großen Theil ſeiner Gefährten und auch Aſpanacien hinweg ge-

rafft hatte. Nachdem er seine Pelzwerke und Schiffe für 70,000 Piaster verkauft hatte, begab er sich mit dem Reste seiner Gesellschaft auf zwey Französischen Fahrzeugen nach Fort l'Orient an Bord, wo er am 19. May 1772 wohlbehalten anlangte.

In Frankreich war Benjowsky eine interessante Ueberraschung vorbehalten; er traf seinen alten Onkel aus Pohlen in Baar. Die Ueberredung dieses Mannes vermochte endlich über Benjowsky, sich hier auf längere Zeit niederzulassen, und er ließ daher seine Gemahlinn aus Ungarn kommen. Des Grafen Wanderungen und Talente waren indessen zu den Ohren des Duc d'Anguillon gekommen, welcher sogleich beschloß, diesen außerordentlichen Mann für den Dienst seiner Krone zu gewinnen. Der Herzog gab dem Grafen den Auftrag, in Madagascar eine Colonie zu etabliren. Die Absicht davon war, um von da aus den Inseln de France und Bourbon Lebensmittel zuzuführen, für das Commerz neue Wege zu bahnen, und für den bevor stehenden Ostindischen Krieg Mannschaften zu recrutiren.

Benjowsky achtete nicht der liebevollen Vorstellungen und Bitten seiner Gemahlinn, seine unruhigen Wanderungen und die überstandenen Gefahren endlich im Schooße einer stil-

len Häuslichkeit zu beſchließen, und unter der Begünſtigung ſeiner erworbenen Glücksgüter ſein Leben in ungeſtörtem Genuſſe verfließen zu laſſen. Benjowsky ſehnte ſich nach neuen Abenteuern, nach neuen Thaten und Gefahren; er ging im März 1773 nach ſeiner Beſtimmung ab. Allein der Handels-Politik der Isle de France, von wo aus Benjowsky für Madagascar mit Mannſchaft, Schiffen, Lebensmitteln, Geld ꝛc. hätte verſehen werden ſollen, war ein Etabliſſement auf Madagascar durchaus zuwider, und mit ſchelem Blicke ſah jene Inſel die Fortſchritte, welche Benjowsky's Unterhandlungen und Einrichtungen auf Madagascar machten. Als es endlich ſo weit gedieh, daß durch des Grafen Thätigkeit auf Madagascar Feſtungen angelegt, die von Isle de France aufgewiegelten Völker bezwungen wurden, und Benjowsky, durch das gewonnene Zutrauen der Madagasker und der Franzöſiſchen Regierung, mit unumſchränkter Macht ſchaltete: da both das Gouvernement von Isle de France alle Waffen der Cabale auf, um den ſchöpferiſchen Benjowsky zu ſtürzen. Wirklich ſah ſich dieſer durch unwürdige Zumuthungen der Franzöſiſchen Regierung veranlaßt, Louisbourg zu verlaſſen. Er baute jetzt Fortlouis, und machte, da Isle de France ihn

auf allen Seiten verließ, auf Kosten seiner eigenen Börse die vortrefflichsten Einrichtungen zum Besten der Civilisirung und des Gesundheitszustandes der Einwohner.

Als es endlich dem Gouvernement von Isle de France gelang, den Grafen, Trotz der augenscheinlichen außerordentlichen Vortheile, die er für Frankreich durch seine Anstalten begründete, gleichwohl in dem unedelsten Lichte, ja sogar als geheimen Usurpator darzustellen: da beschloß Benjowsky, nach Versailles zu gehen, um die Ränke seiner Gegner zu entwaffnen. Umsonst machten sich die dankbaren Insulaner, die mit einer gränzenlosen Verehrung an dem Grafen hingen, anheischig, seinen Charakter und die Wohlthätigkeiten seiner Einrichtungen bey der Französischen Regierung nach der wahren Gestalt der Sache ans Licht zu stellen, und ihm selbst auf Gefahr ihres eigenen Blutes Schutz und Rechtfertigung zu gewähren. Benjowsky sehnte sich nach veränderten Verhältnissen, und reisete ab.

Wie einst Columbus, so fand auch Benjowsky am Hofe kein Gehör. Unmuthig ging er nun nach England über. Hier machte er das Project, Madagascar gegen sehr mäßige Bedingnisse unter Englische Bothmäßigkeit zu bringen, und — wurde auch abgewiesen. — Im

Jahre 1784 segelte Benjowsky mit einem Waarenwerthe von 4000 Pfund Sterling, welcher ihm von mehreren Privat-Personen zu Handlungs-Speculationen anvertraut worden, über Baltimore wieder nach Madagascar. Hier hatte er das Unglück, von seiner ganzen Schiffs-Equipage verlassen zu werden, welcher ein Mißverständniß glauben gemacht hatte, daß er in einem Streite mit den Insulanern umgekommen wäre. Von den Rohandrians auf Madagascar freundschaftlich empfangen und behandelt, entschloß sich Benjowsky um so lieber auf der Insel zu verweilen, als sich seine alten Freunde zahlreich und treu um ihn versammelten, und sein Anhang sich mit jedem Tage vermehrte. Als der Graf sich jedoch durch eigene Unzufriedenheit mit der Französischen Regierung, die nicht aufgehört hatte, ihn zu verkennen, und noch mehr durch fremde Eingebungen verblenden ließ, einige der Französischen neuen Niederlassungen feindselig anzugreifen: so traten reguläre Truppen gegen ihn auf, und Benjowsky ward am 23. May 1786 von diesen erschossen.

Schlachtopfer des Spaniſchen Inquiſitions-Gerichts.

Als Eröffnung dieſer Scenen möge hier der fluchwürdige Stifter dieſes Gräuelgerichts zuerſt genannt werden. Es war Torquemado, ein Dominicaner-Mönch. — Dieſer heuchleriſche Unmenſch war Beichtvater der Prinzeſſinn Iſabelle von Spanien, und wußte es durch die ſchlaueſten Vorſtellungen, welche immer die Ehre Gottes zum Ziele hatten, dahin zu bringen, daß dieſe frömmelnde Frau ihm verſprach, bey ihrer Thronbeſteigung alle Ketzer vertilgen zu laſſen. Die häufigen Kriege mit den Mauren ſtanden jedoch der Verwirklichung dieſes empörenden Entſchluſſes längere Zeit im Wege; allein kaum waren dieſe beendigt, ſo drang der fanatiſche Mönch unabläſſig in die nunmehrige Königinn, ihr Wort zum Beſten der Rechtgläubigen zu erfüllen, und legte dieſem ſchwachen Weibe einen förmlichen Plan zur Einführung des Inquiſitions-Gerichtes, als des einfachſten und ſicherſten Mittels zur Aus-

rottung der Ketzer (!!) vor. Nicht nur, daß die Königinn dieſem Plan ihren Beyfall ſchenkte, auch Papſt Sixtus der IV. genehmigte ihn, und erließ eine eigene Bulle, durch die er die Einführung der Inquiſition in Arragonien, Catalonien und Valencia ſanctionirte. — In kurzem rauchte ganz Spanien von dem Blute derer, die dieſem Ketzergerichte anheim fielen; und der triumphirende Dominicaner ward von ſeiner Königinn mit dem Cardinals-Hute und der Würde des Groß-Inquiſitors belohnt. In wie fern er dieſer Würde nachkam, mit welchem raſtloſen Eifer er ſie zur Ehre des Himmels und zur Genugthuung des Papſtes und der Königinn anwendete, mag ſich aus dem Umſtande ergeben, daß er binnen vierzehn Jahren nicht weniger als hundert tauſend Menſchen vor das Blutgericht ziehen ließ, von denen über ſieben tauſend als auserleſene Opfer fielen, und die übrigen größten Theils entweder ihr Vermögen, oder ihre Freyheit, oder beydes zugleich, einbüßten!! Wenn Nero in ſeiner Art unſterblich iſt: ſo iſt es dieſer Torquemado nicht minder, und vielleicht mit größerem Rechte!

1. Don Carlos, Spanischer Infant.

Unter den wenigen eifrigen Gegnern des Inquisitions-Gerichtes unter Philipps des II. Regierung stand dieser menschenfreundliche Prinz oben an; und bey dem bigotten, kalten, barbarischen Charakter seines Vaters mußten Entzweyungen zwischen Vater und Sohn unausbleiblich seyn. Die Haupturſache des gewaltsamen Endes dieses liebenswürdigen Prinzen war jedoch eine unvorsichtige Drohung gegen das Inquisitions-Tribunal, in welcher er erklärte, daß es nach seines Vaters Tode sein erstes Geschäft seyn würde, die Inquisitoren sammt ihren Anhängern sogleich zum Lande hinaus jagen zu lassen. Die Inquisitoren glaubten demnach, Alles anwenden zu müssen, um einen so gefährlichen Gegner bey Zeiten zu entwaffnen. Und wie leicht mußte ihnen dieses bey dem argwöhnischen und menschenfeindlichen Gemüths des Königs gelingen? —

Nicht lange, und das Murren der Madrider, erregt durch die künstlichen Machinationen der Inquisitoren, gegen Don Carlos, gelangt zu Philipps Ohren, und ohne weitere Untersuchung wird dieser Prinz sammt seinem Bruder Don Juan von Oesterreich und dem Prinzen von Parma vom Hofe verbannt. Ei-

nige Zeit hierauf spannen sich die Unruhen in den Niederlanden an; Don Carlos war wieder unbefangen genug, sich für die gerechte Sache der Menschheit und des unterdrückten Niederländischen Volkes zu erklären, und dieses war genug, Philipps Zorn gegen seinen Sohn völlig zu entflammen. Hierzu kam noch Philipps Verdacht gegen die Treue seiner Gemahlinn, Don Carlos Stiefmutter und frühere Braut, die mit diesem Prinzen einen geheimen Liebesumgang unterhalten haben sollte; und endlich verging sich Don Carlos gegen den Herzog von Alba bey einem heftigen Wortwechsel über die Feldherrnstelle gegen die Niederländer so weit, daß er den Dolch auf diesen zuckte. Philipps Wuth gegen den Infanten stieg endlich aufs höchste, als er dessen projectirte Flucht nach den Niederlanden erfuhr. Augenblicklich ließ der König den Prinzen verhaften, und in einem Thurme eng bewachen. Don Carlos, von dem Gipfel seiner herrlichen Entwürfe mit Einem Mahle zu der schmachvollsten Gefangenschaft herab gestürzt, und erfüllt von der traurigen Vorstellung, daß seine Richter zugleich seine Feinde seyen, verlor jetzt alle Fassung, und sein verwirrter Sinn erzeugte in ihm den verzweifelten Entschluß, sein Leben eigenmächtig zu enden.

Mehrere Versuche mißlangen, und gelangten zur Wissenschaft der königlichen Räthe. Jetzt hatten sie den gegründetsten Anlaß, den Monarchen zu bestimmen, einem Prinzen das Leben abzusprechen, der durch Anschläge gegen sein eigenes Leben seine Schuld auf das deutlichste selbst bekenne. Philipp überlegte, und that so fort dem Gewissensrathe den Vortrag: Was hat ein Prinz verdient, der wider den Staat verderbliche Anschläge geschmiedet? Anfangs waren die Stimmen getheilt, doch entschied zuletzt die Mehrzahl für den Tod des Infanten. Er ward sonach dem Inquisitions-Tribunale überliefert, und der König unterzeichnete die blutige Acte.

Bald darauf wurde das Urtheil wirklich vollstreckt; doch ist die Art der Hinrichtung noch gegenwärtig ein Geheimniß. Wie in spätererer Zeit bey Alexis Petrowitz erklären manche Historiker, gleichlautend mit den frühern Chroniken, Don Carlos sey an einem hitzigen Fieber gestorben; andere erzählen, er sey durch eine Suppe vergiftet worden, aber die meisten vereinigen sich dahin, daß man ihn in ein Bad gesetzt, ihm darin die Adern geöffnet habe, und ihn so habe verbluten lassen.

2. Johanna Borquia.

Diese Frau eines wohlhabenden und angesehenen Bürgers, Franciscus Varquez mit Nahmen, wurde von der Inquisition eingezogen, weil ihre Schwester ausgesagt hatte, daß sie sich verschiedene freymüthige Aeußerungen über Religion erlaubt habe. »Johanna,« erzählt Cramer nach Montanus, »war bey ihrer Gefangennehmung schon schwanger, weßwegen man mit ihr gelinde umging, bis sie geboren hatte. Acht Tage nach der Niederkunft nahm man ihr das Kind, und verwahrte sie enger. So fort brachte man sie auf die Folter. Die Unglückliche wurde so entsetzlich zugerichtet, daß man ihr mit den Folterschnüren an den Armen und Füßen das Fleisch bis auf die Knochen durchschnitt. Kaum war sie aber halb todt wieder in den Kerker gebracht, als sie einen heftigen Blutsturz bekam, und — den Geist aufgab. Diesen unmenschlichen Mord suchten die Inquisitoren sorgfältig vor der Welt zu verbergen; und um diejenigen zu besänftigen, welche mit dem Vorgange unzufrieden seyn möchten, ließen sie bey dem letzten Auto-da-fé öffentlich ausrufen: »Weil diese Frau im Kerker vor Beendigung ihres Prozesses schnell gestorben sey, und man nach der

Hand ihre Unschuld erkannt habe: so spreche sie das heilige Gericht von allen Anklagen frey." —

3. Pontius von Leon.

Dieser tugendhafte und gelehrte Geistliche, ein geborner Graf, suchte seinen gefährlichen Ruhm darin, die Religion von ihren entstellenden Schlacken zu reinigen, und das Christenthum dem menschenfreundlichen Geiste seines Stifters näher zu bringen. Anlaß genug, die Blicke des blutdürstigen Ketzergerichts auf sich zu ziehen, um so mehr, da Pontius ein reicher Mann war, und sich das Verbrechen zu Schulden kommen ließ, seinen Wohlstand zur Unterstützung der Armen zu verwenden.

Die Inquisition bemächtigte sich seiner, und verschwendete alle listige Beweggründe an den standhaften Mann, ihn zum Abfalle von seinen Ueberzeugungen zu bringen; vergebens. Man machte es kurz, und beschloß seinen Tod, welchen er auch als ein Märtyrer seiner Grundsätze mit allem Heldenmuthe eines Weisen erduldete.

4. Julianus Ferdinandus.

Dieser Mann, ein Spanier, hielt sich lange Zeit in Deutschland auf, und kehrte

dann, bereichert mit hellern Ansichten über Gott und Religion in sein finsteres Vaterland zurück. Er begab sich nach Sevilla, und zwar mit zwey Fässern voll Spanischer Bibeln. Die Inquisition bekommt Nachricht hiervon; sie forscht aus Neugierde nach, und entdeckt, daß sich zu Sevilla heimlich eine protestantische Gemeinde gebildet habe. Sogleich füllten alle Gefängnisse sich mit Protestanten, deren Anzahl sich an die acht hundert belief, von denen man allezeit zwanzig, dreyßig, und auch zuweilen noch mehr zugleich zum Scheiterhaufen führte. Bey dieser Ketzerjagd wurde auch Julian ergriffen, und ins Gefängniß geworfen. Das Inquisitions-Gericht fand in Sevilla so viele Beschäftigungen, daß erst nach drey Jahren die Reihe an Julius kam. Er war von niederer, schwacher Constitution, daher er gewöhnlich der Kleine genannt wurde; gleichwohl ertrug er die ausgesonnensten Martern seiner Peiniger mit der seltensten Standhaftigkeit. Endlich erschien der Tag, der seine Leiden auf immer beschließen sollte. Julian wurde mit mehreren Mitgefangenen zum Richtplatze geführt. Mit voller Fassung wollte er seine Unglücksgefährten zur geduldigen Ausdauer ermahnen; allein, da er auf die Sache der Religion kam, knebelte man ihm den

Mund. Als der Zug schon nahe beym Scheiterhaufen angelangt war, gab sich ein gewisser Rodriguez alle Mühe, Julian zu einer Aenderung seiner Religion zu bewegen, und da dieser Miene machte zu reden, nahm man ihm den Knebel aus dem Munde. Allein Julian — statt zu widerrufen, wiederhohlte nur seine frühern Erklärungen. Rodriguez wurde über diese Beharrlichkeit so erbittert, daß er wüthend aufschrie: »O Spanien, du bezwingst ganze Völker, und herrschest über sie, und jetzt mußt du von einem verachteten Männchen unruhig gemacht werden! — Fort mit ihm, tödtet ihn!" Wie Furien sprangen nun einige Trabanten auf Julian los, stürzten ihn in die Flammen, und brachten ihm in blinder Wuth noch im Feuer mehrere Wunden bey, bis er den Geist aufgab.

5. Wilhelm Lithgow.

Lithgow hatte mehrere Länder von Europa durchwandert, und die Resultate seiner Erfahrungen in einer Reisebeschreibung niedergelegt, in welcher aber mehrere freymüthige Aeußerungen gegen das Papstthum vorkommen. Eben lag Lithgow zu Malaga zum Absegeln fertig, als er plötzlich vom Statthalter

Mittel zur Rettung des Gefangenen ausfindig zu machen. Die Factoren schickten sogleich einen Eilbothen an den Englischen Gesandten in Madrid ab, und dieser wirkte bey Hof den Befehl aus, Lithgow frey zu lassen.

6. Isaac Orobio.

Die Inquisitions-Geschichte dieses Mannes, eines Spanischen Arztes, mag um so interessanter seyn, als sie zugleich das peinliche Verfahren dieses Gerichts anschaulicher darstellt. — Der Verdacht, daß Orobio ein Israelit sey, lieferte ihn in die Klauen der Inquisition. Drey Jahre war dieser Mann in Untersuchung, endlich ward man seiner Standhaftigkeit müde, und beschloß, ernsthafter mit ihm vorzugehen. Eines Tages wird er plötzlich von den Bütteln abgeholt, und durch mehrere Umwege nach der Torturkammer geführt. »Es war," berichtet Cramer, »ein weites Gewölbe, ganz mit schwarzem Zeug ausgeschlagen. An den Seiten waren einige Wandleuchter, die dasselbe beleuchteten. An der einen Seite sah man eine Art großer Nische, wie einen Alcoven, in welcher der Inquisitor mit seinem Schreiber saß. Nach geschehenen Erinnerungen an Orobio, die Wahrheit zu sagen, schritt man zur Execu-

tion, da der Inquiſitor vorher noch betheuert hatte, daß das heilige Officium unſchuldig ſey, wenn ſein Blut bey der Tortur vergoſſen würde, oder er gar ums Leben komme. Die erſte Behandlung war, daß man ihm ein Stück Linnen um den Leib ſo feſt zuſammen ſchnürte, daß er zu erſticken fürchtete. Als er faſt ohnmächtig war, ließ man den Linnen ſehr ſchnell nach, und das plötzliche Eindringen der Luft in den Körper machte ihm die unſäglichſten Beängſtigungen. Nun band man ihm dünne Schnüre um die Daumen, und zog ſie ſo entſetzlich zuſammen, daß das oberſte Glied aufſchwoll, bis zuletzt das Blut unter den Nägeln hervor ſprang. Hierauf führte man ihn an die Mauer, und ſetzte ihn auf eine kleine Bank nieder. In der Mauer waren verſchiedene Ringe befeſtigt, durch welche Linnen gingen; mit dieſen ſchnürte man den Körper an verſchiedenen Theilen, beſonders an Armen und Beinen feſt. Nun zog der Henker die Stricke mit Gewalt an, daß der Körper an die Mauer hinauf gezogen wurde. Indem dieſes geſchah, riß der Henker die Bank unter ihm weg, daß der Körper frey an der Mauer hing. Nachdem Orobio dieſes einige Zeit erdulder hatte, brachte man eine Maſchine, wie eine kleine Treppe mit fünf Tritten,

welche vorwärts ſcharfe Kanten hatten. Mit dieſem Inſtrumente ſchlug ihn der Henker vor die Schienbeine, daß es ihm an jedem Fuße mit Einem Mahle fünf Wunden machte. Der Schmerz war ſo ungeheuer, daß er darüber ohnmächtig wurde. Als er ſich erhohlt hatte, unterwarf man ihn einer neuen Pein, welche darin beſtand, daß man ihm die Arme, nicht weit über den Händen, mit Seilen zuſammen ſchnürte, die ihm das Fleiſch bis auf die Knochen durchſchnitten. Dieſe unmenſchliche Tortur wiederhohlte man drey Mahl, indem man die Seile immer zwey Zoll hoch über den vorigen Wunden von neuen anlegte. Beym zweyten Mahle glitſchten die Seile in die alten Wunden zurück, welches dem Orobio einen ſolchen Schmerz verurſachte, daß man glaubte, er werde verſcheiden. Es wurden alſo aus dem Nebenzimmer ein Arzt und ein Chirurgus herein gerufen. Dieſe erklärten, daß noch Kräfte genug vorhanden ſeyen, die übrigen Martern auszuhalten. Daher wurde noch der dritte Verſuch an dem armen Schlachtopfer gemacht."

Aber ſelbſt dieſen Grad überſtand Orobio glücklich; er ward auf zwey Jahre zum San-Benito-Tragen verurtheilt, und nach Verlauf dieſer Zeit des Landes verwieſen.

Merkwürdige Selbstmörder.

1. Cato.

Pompejus Tod nach der verlornen Schlacht bey Pharsalus erzeugte bey den erschrockenen Römern die lebhafteste Furcht, daß der siegreiche Cäsar, ehrgeizig wie er war, die bestehende Verfassung umstürzen, und sich aufwerfen würde zum schrankenlosen Alleinherrscher. Kaum hatte Cäsar den Pompejus überwunden, als er mit seinen siegreichen Schaaren gegen Utica los zog, wo Cato, dieser glühende Vertheidiger der republikanischen Freyheit, sich aufhielt, um die Sache des allgemeinen Besten mit den treuen Anhängern ihres geliebten Pompejus klüglich zu berathen.

»So bald die Nachricht von Cäsars Ankunft," erzählt Appianus, »nach Utica kam, floh Alles; aber Cato, weit entfernt, die Fliehenden zurück zu halten, gab den vornehmeren Römern Schiffe, wenn sie deren begehrten. Er selbst aber blieb in Utica, und da die Bewohner dieser Stadt versicherten, sie woll-

ten eher für ihn, als für sich selbst bitten, erklärte er lächelnd, er brauche niemand, der sich für ihn bey Cäsar verwende. Dann versiegelte er den öffentlichen Schatz, und übergab den Magistrats-Personen die Documente. Gegen Abend badete er, aß, und zwar sitzend, wie er es nach dem Tode des Pompejus zu thun pflegte, und wich auch nicht im geringsten von seiner gewöhnlichen Lebensweise ab, indem er weder mehr, noch weniger als sonst aß; unterredete sich dann mit seinen Freunden über die, welche abgereiset waren, und fragte, ob sie günstigen Wind hätten, und ob sie wohl weit genug entfernt wären, um nicht von Cäsar, wenn er den nächsten Morgen ankäme, erreicht zu werden. Auch als er schlafen ging, bemerkte man keine Veränderung in seinem Betragen, nur fiel es auf, daß er seinen Sohn inniger als sonst an sein Herz drückte. Als er aber sein Schwert, das gewöhnlich neben seinem Bette lag, nicht fand, sagte er, seine Leute verriethen ihn, da er ja keine Waffen hätte, wenn er während der Nacht von den Feinden angegriffen würde. Da ihn seine Freunde bathen, nichts gegen sich zu unternehmen, und lieber ohne Schwert zu schlafen, bestätigte er ihren Verdacht, indem er sagte: »Kann ich mich denn nicht, wenn ich einmahl sterben will,

mit meinem Kleide erdrosseln, oder den Kopf gegen die Wand rennen, oder mich von der Höhe herab stürzen, oder den Athem so lange an mich halten, bis ich nie wieder athme? Durch diese und ähnliche Gründe brachte er seine Leute dahin, daß sie das Schwert an seinen Ort legten. Als dieses geschehen war, ließ er sich Plato's Phädon geben, und las diese Schrift.

Nachdem Cato dieses Werk (von der Unsterblichkeit der menschlichen Seele) gelesen hatte, und vermuthete, daß diejenigen, welche die Wache an der Thür hatten, eingeschlafen wären, stieß er sich das Schwert in den Leib. Die Eingeweide stürzten hervor, und da ihm ein unwillkührlicher Seufzer entfuhr, eilten die, welche an der Thür standen, herbey; und die Aerzte, als sie sahen, daß die Eingeweide unverletzt waren, drängten sie in den Leib zurück, nähten die Wunde zu, und verbanden sie.

Cato, als er wieder zu sich gekommen war, tadelte sich, daß er sich so leicht verwundet habe, jedoch stellte er sich, als ob er es denen, die ihn verbunden hatten, Dank wisse, und erklärte, daß er jetzt des Schlafes bedürfe. Als sich seine Leute mit dem gefährlichen Schwerte entfernt hatten, weil sie geglaubt, ihr Herr

ruhe, riß Cato, der sich gestellt hatte, als ob er schliefe, in aller Stille den Verband ab — öffnete die zusammen genähte Wunde — zog die Eingeweide weit heraus — zerriß sie mit ruhiger Kraft — und gab den heroischen Geist auf!"

2. Kaiser Otho.

Kaum anderthalb Monathe hatte Otho der Gute das Römische Zepter geführt, als seine untreuen Legionen in Deutschland ihren Feldherrn, den herrschsüchtigen Vitellius, zum Kaiser ausriefen. Der beleidigte Otho zog sogleich gegen den Rebellen zu Felde; in drey Schlachten gelang es ihm, diesen zu überwältigen: allein Vitells Verstärkung durch ein zweytes Heer hielt den menschenschonenden Sieger selbst auf Gefahr des eigenen Thrones ab, dem klugen Rathe seiner Freunde, den Krieg in die Länge zu ziehen, nachzugeben, und er machte alle Anstalten zu einem Gewaltschlag, der sein und seines Volkes Schicksal mit einem Mahle entscheiden sollte. Und bald ereignete sich auch diese denkwürdige Schlacht; in dem Dorfe Bedriacum zwischen Verona und Cremona fielen die verhängnißvollen Würfel.

Möge nun der unnachahmliche Tacitus selbst erzählen. Otho, der in Brixellum zurück

geblieben war, hatte schon seinen Entschluß gefaßt, und erwartete die Nachricht von dem Ausgange des Treffens ohne Furcht. Es verbreiteten sich zuerst traurige Gerüchte, bis die Ankunft der Fliehenden den gewissen Verlust der Schlacht kund machte. Die Soldaten, die ihren Kaiser liebten, und noch ein Mahl zu streiten begehrten, warteten nicht, bis er redete, sondern riefen ihm zu: er solle gutes Muthes seyn, er habe noch Macht genug, und sie wären bereit, das Aeußerste zu wagen. Und dieses war nicht Schmeicheley, sie brannten wirklich vor Begierde, noch ein Mahl zu streiten, und das Kriegsglück zu versuchen. Die, welche von Ferne standen, breiteten die Arme nach ihm aus; die, welche ihm nahe waren, umfaßten seine Knie, und besonders erklärte Plotius Firmus, daß er bereit sey, Alles für ihn zu thun. Je nachdem Otho während dieser Rede den Blick senkte oder hob, erscholl von den Soldaten bald Freuden-, bald Klaggeschrey.

Aber Otho, schon entschlossen, den Krieg nicht fortzusetzen, erklärte: »Ich würde den »Preis meines Lebens zu hoch anschlagen, wenn »ich Euern Muth und Eure Tapferkeit neuen »Gefahren aussetzen wollte. Je mehr Ihr mir »die Hoffnung gebt, wenn ich noch länger le-

»ben wollte, deſto ruhmvoller iſt es, jetzt zu »ſterben. Es iſt ſchwer, ein Glück mit Mäßi»gung zu genießen, von dem man weiß, daß »man es nicht lange mehr genießen werde. Ich »will nicht, daß mehr als Ein Mahl Bürger»blut fließe. Vitellius mag glücklich leben mit sei»nem Bruder, mit ſeinem Weibe, mit ſeinen »Kindern, ich brauche weder Rache, noch Troſt. »Laßt uns ſcheiden, ein längeres Verweilen »könnte Euch gefährlich werden, und meinen »Entſchluß erſchüttern."

Als Otho ausgeredet hatte, beſchwor er die Jünglinge und Greiſe, eilends abzureiſen, um nicht den Zorn des Siegers durch Zögern zu vermehren. Hierauf vernichtete er alle Schriften und Briefe, die entweder Anhänglichkeit an ihn verriethen, oder Schmähungen gegen Vitellius enthielten, und theilte Geld aus, aber mit Mäßigung, und nicht wie einer, der im Begriffe iſt zu ſterben.

Nachdem er ſeine Verwandten und Freunde getröſtet und entfernt hatte, ruhete er ein wenig. Gegen Abend ſtillte er ſeinen Durſt mit einem Trunke friſchen Waſſers. — Dann ließ er zwey Dolche bringen, verſuchte ihre Schärfe, und legte den einen unter ſein Haupt. — Als er auf ſein Befragen erfahren hatte, daß alle ſeine Freunde abgereiſet wären, brach-

te er die Nacht ruhig, und wie man versicherte, nicht schlaflos zu. — So bald der Morgen anbrach, bohrte er sich den Dolch in die Brust.

Als man das Röcheln des Sterbenden vernahm, gingen seine Freygelassenen, seine Sclaven und Plotus Firmus hinein, und fanden eine einzige Wunde. Bald ward sein Leichenbegängniß gehalten; denn darum hatte er gebethen, weil er fürchtete, der Sieger möchte ihm den Kopf abhauen lassen, und ihn im Tode noch verhöhnen. Es ward ihm ein dauerndes, wenn auch prachtloses Grabmahl errichtet.

3. Democles, der Keusche.

Wohl haben wir der Beyspiele aus allen Zeiten viele, daß heldenmüthige Weiber sich den Zudringlichkeiten wollüstiger Verführer durch einen selbst beschlossenen Tod entrissen. Doch nicht minder belebt das Gefühl von Sittlichkeit und Ehre die Brust des edlen Mannes, und lieber wählt er den schmerzlichsten Untergang, ehe er sich zum Sclaven schnöder Wollust erniedrigen ließe. Aus jenen schmutzigen Annalen der Päderastie in Griechenland bewahrt uns Plutarch nachstehende Anecdote von der Keuschheit und der Todesverachtung eines Jünglings, Nahmens Democles.

»Zu der Zeit, da Demetrius, den die Athenienſer zu Hülfe gerufen hatten, als Sieger und Retter der Griechiſchen Nation in Athen eingezogen war, und ſich hier den zügelloſeſten Ausſchweifungen überließ, lebte in dieſer Stadt ein junger Mann, der nur unter dem Nahmen des ſchönen Democles bekannt war. Viele hatten ihm nachgeſtellt, und ihn bald durch Geſchenke, bald durch Drohungen, bald durch andere Mittel in ihr Netz zu ziehen geſucht. Aber keinem hatte ſich der Jüngling ergeben, und um allen Nachſtellungen zu entgehen, verließ er die Kampfplätze und Gymnaſien, und ging, wenn er ſich badete, in das Bad eines Privat-Mannes. Bald hörte Demetrius von dieſem Jünglinge. Um ſeine unreinen Triebe zu ſtillen, lauerte er ihn einmahl, da er ins Bad ging, ab, und überraſchte den einſamen Jüngling. Als ſich dieſer einſam und verlaſſen ſah, und fürchtete, dem Verführer unterliegen zu müſſen, riß er die Decke von dem Behältniß des Badewaſſers ab, ſprang in das kochende Waſſer und tödtete ſich.«

4. Bianca Forta.

Dieſes treue, heldenmüthig keuſche Weib war die Gattinn eines Bürgers von Padua, der als Gouverneur von Baſſano bey der Er-

oberung dieſes Ortes ums Leben kam. Bianca gerieth, bey der thätigen Mitwirkung an einer wiederhohlten Vertheidigung des Platzes, in die Gewalt des Tyrannen Acciolio, welcher Baſſano belagerte. Kaum ward Acciolio Bianca unter den Gefangenen anſichtig, als er ſogleich in die heißeſte Liebe zu ihr entbrannte; und da die Anträge, die er ihr machte, mit edlem Stolze verworfen wurden, tobte ſeine wilde Begierde zu noch heftigern Flammen auf. Was des Tyrannen Bitten und Drohungen nicht vermochten, ſollte der Gewalt gelingen; allein die muthige Verfolgte entging ſeinen Nachſtellungen durch einen Sprung aus dem Fenſter. Bianca hatte ſich durch den Sturz ſchwer verwundet, und es bedurfte einer geraumen Zeit, ehe ſie wieder hergeſtellt wurde. Der rohe Wollüſtling konnte den Augenblick ihrer völligen Geneſung kaum erwarten, um ſeine lang entworfenen Anſchläge gegen Bianca's Tugend ins Werk zu ſetzen. Aufs neue verſchwendete Acciolio ſeine Bitten und die ſchlaueſten Vorſtellungen, und unterließ nichts, um des Weibes ſchwächſte Charakter-Seite, die Eitelkeit, zur Brücke ſeiner zügelloſen Begierden zu machen, indem er der ſchönen Frau die glänzendſten Ausſichten an ſeiner Seite eröffnete; vergebens! Bianca's Keuſchheit blieb un-

erschütterlich. Da gibt Acciolio in seiner blinden Lüsternheit Befehl, Bianca auf ein Bett zu befestigen; doch — in dem entscheidendsten Augenblicke beschwört die Mißhandelte den Tyrannen, ihr nur zu gestatten, daß sie die Leiche ihres Gatten eher noch ein Mahl sehen dürfe, um sich mit seinen Manen auszusöhnen. — Acciolio, so unwillig er über diese Verzögerung war, gewährte ihr gleichwohl dieses Begehren; denn er konnte dann um so mehr auf einen dauerhafteren Besitz der theuern Beute hoffen. Bianca wird zu dem Grabmahle ihres Gatten gebracht; man hebt den Stein, der es bedeckte, auf; Bianca stellt sich, als wolle sie sich der geliebten Leiche nähern; allein in dem nähmlichen Momente biethet sie alle ihre Kräfte verzweifelnd auf, um den empor gehobenen Grabstein herab zu reißen; es gelingt: er stürzt zurück, und zerschmettert die seltene Heldinn auf des Gatten Leiche. —

5. Arria.

Arria war die Gattinn des Pätus, welcher sich mit Scribonius gegen den Kaiser Claudius verband. Doch der Anschlag mißlang. Scribonius ward ermordet, und Pätus als Gefangener nach Rom geführt. Als Pätus im Begriffe war, das Schiff zu besteigen, bath seine

Gemahlinn, ihr zu gestatten, daß sie ihn wenigstens als Sclavinn begleiten dürfe. Man verweigerte der Treuen diese Gunst. Da miethet sie einen schlechten Fischernachen, und steuert muthig dem Schiffe nach, das ihr theuerstes Gut birgt. Auf diesem Wege faßte die Gekränkte den Vorsatz, ein Leben zu verlassen, das ihr bey dem schmählichen Schicksale ihres Mannes keine Reitze mehr biethen konnte. Als die Ihrigen diesen Entschluß vernahmen, bemüheten sie sich, sie davon abzubringen; allein sie erwiederte mit ruhiger Fassung: »Ihr »vermöget nichts über mich; erschweren könnt »Ihr meinen Tod, aber nicht verhindern." Und bey diesen Worten sprang' sie, wie begeistert, vom Stuhle auf, und rannte mit der Stirne so heftig gegen die Wand, daß sie bewußtlos zu Boden sank. Bald darauf ward Pätus zum Tode verurtheilt, und nun wurde seiner Gattinn das Daseyn zur unerträglichsten Bürde. Sie eilte zu ihrem Gemahle; nach einer kurzen Umarmung zog das muthige Weib den Dolch hervor, stieß ihn sich mit kalter Ruhe ins Herz, zog ihn eben so gefaßt wieder aus der Wunde, und reichte ihn ihrem erstaunten Gatten mit den Worten: »Mein Pätus, es schmerzt nicht!"

6. Andre, Scheriff Quäcker.

Dieser Mann, obgleich in der Gelehrsamkeit bewandert, ging gleichwohl mit der trübseligen Vorstellung um, daß der Leib nur ein unnatürlicher Kerker der Seele wäre, und daß es kein schöneres Glück geben könne, als von den Banden desselben befreyt, als reiner Geist selig zu seyn. Diese Vorstellungen verwirrten nach und nach seine Sinne dergestalt, daß er beschloß, selbst der Retter seiner gefangenen Seele zu werden. Doch nicht genug: selbst sein Weib und seine Töchter, die gewohnt waren, die Aussprüche des Mannes und Vaters, von dessen Weisheit sie mächtig durchdrungen waren, als göttliche Wahrheiten aufzunehmen, auch diese verstrickte er in seinen unsinnigen Vorsatz. Andre ließ ein prächtiges Gastmahl anstellen, und unterhielt sich dabey mit den Seinigen auf das fröhlichste über die Gegenstände ihres gemeinschaftlichen Seelenwohls. Nach der Tafel verriegelte er die Thüren; die Familie begab sich in den Keller, und machte ihrem Leben durch den Strang ein gewaltsames Ende. — Als man ihr Haus durchsuchte, fand sich eine von diesen vier Unglücklichen unterschriebene Erklärung, zu Folge der sie keine andere Absicht hat-

ten, als ihre Seelen von den Fesseln des Körpers zu befreyen.

Jourdan, der Kopfabhacker,

scheußlicher Bluthund aus der Französischen Revolution.

Wie wahr sich Lessings Ausspruch: »Laß dich den Teufel bey einem Haare fassen, und du bist sein auf ewig!" bestätigt, und in welche Verworfenheit sich die moralische Natur des Menschen verirren könne, wenn sie von einer gewaltigen Leidenschaft ergriffen ist, beweiset uns aus der Geschichte der Französischen Revolution das Beyspiel Jourdans.

Der ursprüngliche Nahmen dieses teuflischen Ungeheuers war eigentlich Jouve. Der Sohn eines Weinwirths in der Nachbarschaft von Puy-en-Velay, verrieth Jourdan bereits als Knabe einen boßhaften, schadenfrohen und blutgierigen Charakter. Die ersten Beweise seiner Niederträchtigkeit gab Jourdan schon dadurch, daß er sein Weib, welches er in seinem achtzehnten Jahre als Hufschmid geheirathet

hatte, und seine Kinder heimlich verließ, um sich auf den Schleichhandel zu legen. Schon längst hatte das Gewerbe einer ruhigen bürgerlichen Laufbahn keinen Reitz mehr für ihn gehabt; sein schändliches Gemüth sehnte sich nach Raub und Mord; und wirklich übertraf er alle seine Spießgesellen an Verschlagenheit und Grausamkeit, wenn es darauf ankam, eine Beute über die Gränze zu schaffen, oder die Wachsamkeit eines Zollbedienten mit dem Tode zu bestrafen.

Lange hatte sich die beleidigte Justiz vergebens bemüht, dieses frevelhaften Verbrechers habhaft zu werden: immer hatte er sich ihren Spuren zu entziehen gewußt. Doch jetzt liefert ihn ihr ein Zufall aus; Jourdan wird nach Valence ins Gefängniß gesetzt, und zum Rade verdammt. Allein man hatte ihn so nachläßig verwahrt, daß es ihm gelang, zu entkommen; er begab sich nach langem Umherirren nach Paris, ergriff den Schmiedehammer wieder, und trieb nebstbey den Schleichhandel, wo er konnte.

Noch hatte Jourdan für seine unnatürlichen Talente keine Sphäre gefunden; die Französische Revolution sollte ihm das weite Feld dazu eröffnen. Als diese unglückliche Catastrophe ihren Anfang nahm, war Jourdan einer der geschäftigsten bey der Zerstörung der Zoll-

häuser, und an der Hinrichtung des Berthier und Foulon hatte er den thätigſten Antheil. Bekanntlich ſchwebte ſchon am 6. October 1789 das Leben der königlichen Familie in der höchſten Gefahr, der ſie nur durch die Geiſtesgegenwart eines Lafayette und durch den Muth der Gardes du Corps entrann. Auch bey dieſem hochverrätheriſchen Anſchlage ſpielte der bluthündige Jourdan eine Hauptrolle. Die königliche Familie war für dieſen Augenblick gerettet; aber die treue, ſchützende Garde ſollte jetzt für die Keckheit büßen, einen Monarchen vertheidigt zu haben, den das Volk bereits verdammt hatte. Wüthend wurde dieſe vom Pöbel angefallen, und auch wirklich zum Theil ermordet. Während dieſer Gräuelſcenen ſah man mit Schaudern ein mit Blut und Schweiß bedecktes Ungeheuer geſchäftig unter den Leichnamen umher wühlen, und dieſen mit einem Beile die Köpfe abſchlagen, die dann auf Stangen im Triumphe nach Verſailles gebracht wurden; dieſes Ungeheuer war Jourdan. Als er den zweyten Kopf abſchlug, rief er zornig aus: »Was, nur zwey Köpfe erſt? ich hatte wenigſtens auf drey hundert gerechnet!" Wie der Unmenſch dieſes ausrief, ſchweifte ſein gieriger Blick wie fragend unter der umſtehenden Menge herum, und da er einer Schweizer-Wa-

che ansichtig ward, nahte er sich ihr, und begehrte mit bluttriefender Tatze eine Prise Tobak; der erschrockene Schweizer willfahrte ihm zitternd, und Jourdan spähte weiter nach neuen Opfern. An Armen und Kleidern mit Blut besudelt, und mit jubelnd empor geschwungenem triefenden Henkerbeile, auf dem Kopfe eine hohe spitzige Kappe, suchte der Kopfabhacker die Gardes du Corps auf, stellte sich keck und entrüstet vor sie hin, und machte Miene, sein blutgieriges Amt zu wiederhohlen. Ermüdet von Metzeleyen ging der Wütherich ins Weinhaus, soff und rief mehrmahls mit entrüsteter Geberde: »Ich bin müde, und dennoch habe ich den besten Streich verfehlt: die Königinn; man wird mit mir nicht zufrieden seyn!"

Die Unruhen in Paris fingen an sich zu legen, und da Jourdan hier keinen Spielraum für seine Blutgier mehr fand: so ging er zu der patriotischen Räuber-Armee nach Avignon, wo seine Grausamkeit und seine Raubgier, durch die er sich vor allen seinen Gefährten auszeichnete, ihn bald zum General dieser Räuberhorde erhoben. Jourdan war an die Stelle des vorigen Generals Patrix gewählt worden, den man, seiner Menschlichkeit wegen, ermordet hatte. Kaum war dieser gefallen, als Jourdan wüthend über den Leichnam stürzte, und

ihn wie ein Wahnsinniger mißhandelte. Dann hieb er ihm die Finger ab, steckte sie in den Mund, und repräsentirte damit eine Tobakspfeife.

Am 23. April 1791 begann Jourdan die Stadt Carpentras zu belagern. Alles auf dem Wege wurde auf Jourdans Befehl verwüstet und ermordet. Carpentras wurde von Desoffier tapfer vertheidigt; Desoffier machte mehrere Ausfälle, und die Räuber-Armee mußte sich nach dreymahligen vergeblichen Versuchen, die Festung zu erobern, zurück ziehen. Noch ein Mahl, am 6. May, unternahmen die Räuber einen Sturm auf die Stadt. Allein sie wurden mit Kartätschen übel empfangen, und durch einen gelungenen Ausfall geschlagen und zerstreut.

Diese Unfälle sollte Avignon entgelten, wohin sich der geschlagene Jourdan nun mit dem Reste seiner Truppen begab. Er forderte ein Geschenk von sechs tausend Livres; es wurde ihm verweigert, und dafür eine wohlthätige Steuer für die Witwen und Kinder der von Carpentras Gebliebenen ausgeschrieben. Jourdan, erbittert, droht mit einer Proscriptions-Liste, droht, die Regierung selbst zu übernehmen, wenn man ihm nicht 24,000 Livres, und eine große Menge Munition bewillige. Als man sich auch dieser Forderung

ſtandhaft widerſetzte, ſchwor er der Stadt Avignon die fürchterlichſte Rache, und verließ ſie mit ſeiner Horde bald darauf, um neuerdings Carpentras zu belagern.

Doch dieſe Unternehmung hatte für Jourdans Armee die unglücklichſten Folgen, und zwar durch eine beſondere Liſt, deren ſich die geängſtigten Einwohner bedienten. Jourdan hatte nähmlich die Stadt mit glühenden Kugeln beſchießen laſſen; die Einwohner befeſtigten auf die Gipfel der höchſten Gebäude große Pfannen mit Pech, welches ſie in dem Augenblicke des Bombardements anzündeten. Jourdan, als er dieſer Flammen anſichtig wird, hält ſie um ſo eher für die Wirkung ſeines Geſchützes, als die Belagerten ein jämmerliches Geſchrey erheben, und ſtürzt herzu, um zu plündern. Aber jetzt öffnet ſich eine verborgene Batterie, und die Räuber ſtürzen rottenweiſe dahin. Der getäuſchte Kopfabhacker mußte nun, nach einer ſo ſchmählichen Niederlage, ſich abermahls zurück ziehen. Unmenſchlich genug wollte er die Bleſſirten nicht einmahl vom Schlachtfelde wegbringen laſſen; endlich aber mußte er ſich dennoch dazu entſchließen, und that es auf eine ſeinem Charakter ganz angemeſſene Weiſe. Er ließ nähmlich Cavallerie aufſitzen, die Bleſſirten mittelſt Stricken an die Schwanz-

riemen der Pferde befeſtigen, und ſo im Galopp ins Lager davon ſchleppen!

Mit Avignon war indeſſen Jourdan wieder ausgeſöhnt. Ein Jahr zuvor hatte dieſe unglückliche Stadt noch 25,000 Einwohner; der Kopfabhacker hatte den Triumph, ſie bis auf 6000 vermindert zu haben! Jetzt war in Avignon die Rede, ſich von der Herrſchaft des Papſtes los zu ſagen; allein obgleich die Einwohner von Venaiſſin ſich nicht dazu verſtehen wollten, weil ſie einer ſehr milden Regierung genoſſen: ſo wollte der aufrühriſche Jourdan dennoch nicht davon abſtehen. Voll Entrüſtung beſtieg er die Kanzel in der Hauptkirche, und erklärte: »Diejenigen, welche für den Papſt und gegen die Vereinigung mit Frankreich ſtimmen würden, ſollen ſogleich in die unterirdiſchen Todtengrüfte der Kirche hinab geworfen werden!"

Dieſe Drohung machte um ſo mehr einen entſetzenden Eindruck, da dieſe Grüfte wirklich ſchon früher zu dieſem gräulichen Zwecke aufgemacht worden waren. — Niemand wagte es, dem Ungeheuer Jourdan zu widerſprechen; niemand hatte den Muth, den Verwüſtungen und Schreckensſcenen dieſes Tyrannen Einhalt zu thun; ja ſelbſt im Angeſichte der Franzöſiſchen Commiſſarien und regulären Truppen fuhr der Wütherich ungeſtört in ſeinen Frevelthaten

fort. Gegen das Ende des Augusts stiegen seine Gewalt und ihr Mißbrauch aufs höchste; er überfiel das Rathhaus, plünderte das Archiv, und steckte eine große Menge Bürger in das Carmeliter-Kloster, in welchem er sie zu verbrennen drohte. Im Einverständnisse mit dem Französischen Ober-Commissär Verniral ließ Jourdan allenthalben sengen und plündern; und wer sich widersetzen wollte, mußte, wenn er gelinde wegkam, Spießruthen laufen.

Doch diese Gräuelthaten waren nur das Vorspiel von noch traurigeren Gewaltthätigkeiten, mit denen Jourdan diese unglückliche Stadt im September 1791, wo sie wirklich Frankreich einverleibt ward, heimsuchte. Alles wurde geplündert, verwüstet, niedergemetzelt oder geschändet. Die Unmenschlichkeit dieser Frevelthaten schildert der Abbé Mulot, Commissär der National-Versammlung, mit folgenden Worten: »Verbrechen wurden auf Verbrechen gehäuft, und das Morden ward zum Spielwerke, ja zum Zeitvertreibe. Jourdan, Mainvielle, Duprat, Lecuyer waren die Haupträdelsführer; letzterer, einer der Hauptanstifter der Unruhen, fand indessen bey einem gewaltsamen Ausbruche der Verzweiflung der Einwohner seinen Tod in der Kirche vor dem Hochaltare. Die Wuth war so groß, daß die Wei-

ber, die keine andern Waffen bey sich hatten, ihn mit ihren Scheren zu Tode stachen."

Die Nachricht von dieser eigenmächtigen Genugthuung brachte Jourdans Wuth und Rachsucht aufs höchste. Seine Spießgesellen mußten einen feyerlichen Eid schwören, Lecuyers Tod an den Einwohnern zu rächen. Jourdan ließ Sturm läuten, setzte seine ganze Räuberbande in Bewegung, schloß die Stadtthore, raubte, plünderte, und wüthete mit der unerbittlichsten Grausamkeit den ganzen Tag fort. Als die Nacht herein brach, suchte der Kopfabhacker in Begleitung von 200 Räubern beym Scheine der Fackeln seine unglücklichen Schlachtopfer in den Gefängnissen auf. Wüthend stürzten die Unmenschen über die Gefangenen, und in weniger als einer Stunde waren mehr als 90 Personen beyderley Geschlechts auf die martervollste Art ermordet. Ja die Blutgierigen begnügten sich nicht damit, die unschuldigen Opfer bloß zu tödten; nein, sie ersannen die qualvollsten Todesarten, und ergetzten sich an den verzweifelnden Geberden und Kämpfen der Wehrlosen. Hier wurde der Sohn vor des Vaters Augen niedergemetzelt; die Tochter im Angesichte der Mutter geschändet; dem schwangern Weibe in Gegenwart des Mannes der Bauch aufgeschlitzt: es war eine Jubelnacht der

Hölle. Jourdan befehligte diese Gräuelthaten, und so oft einer von den Unglücklichen den Geist aufgab, schlug das Ungeheuer ein schallendes Gelächter auf. Endlich nachdem der Blutdurst dieser Wütheriche gesättigt war, wurden die verstümmelten Leichname sammt den noch Lebenden in ein großes Loch in der Nähe des Kerkers, die Eisgrube genannt, geworfen, und — vermauert!!

Tags darauf sollten die Schreckensscenen sich wiederhohlen. Jourdans Tyranney hatte alle Einwohner von den Straßen verscheucht; Alles flüchtete sich in die Häuser, und verschanzte sich, so gut es anging. Diese Dreistigkeit war den Mördern der willkommenste Anlaß zu neuen Gräueln. Sie erbrachen die Thore und Thüren, und brachten Alles auf das unbarmherzigste um, was ihnen zu Gesichte kam; kein Alter, kein Geschlecht, kein Stand schützte vor den blutdürstigen Würgern. So ging es durch vierzehn Tage, bis diese blühende Stadt einer Einöde glich. In der ganzen neuern Geschichte biethet nur Tilly's Eroberung Magdeburgs ein ähnliches Schreckensbild dar.

Das zerstörte und entvölkerte Avignon both dem Kopfabhacker nun wenig Beschäftigung mehr dar, und er sann eben auf neue Anschläge nach außen, als er Nachricht von der An-

kunft eines Französischen Corps von 3000 Mann erhielt. Umsonst waren Jourdans Anstrengungen, sich zu widersetzen; den Räubern entfiel plötzlich der Muth, und der strafenden Gerechtigkeit war nicht mehr zu entrinnen. Jourdan fing nun an, sich in aller Eile zu verschanzen; doch die Französischen Truppen waren schon zu nahe heran gerückt, und Jourdan war gezwungen, sich zu ergeben.

Die Würgengel wurden sogleich fest genommen. Mit der unverschämtesten Unbefangenheit suchten sie ihr Verfahren zu beschönigen, und zeigten sogar Briefe vor, nach denen sie auf Befehl der National-Versammlung nicht anders hätten vorgehen können. Doch der Anblick des mißhandelten Avignons, und die überzeugendsten Gegenbeweise der übrig gebliebenen Einwohner zeugten zu deutlich gegen die Verbrecher, und die vorgewiesenen Briefe wurden bald als falsch erkannt. — Jetzt fühlt sich das Herz des Menschenfreundes erleichtert, sein Unmuth ist versöhnt; denn die gräßlichsten Frevel sollen endlich ihren verdienten Lohn empfangen. — Zu früh aber triumphirst du, gefühlvoller Leser! denn mit Unwillen vernimmst du, daß diese Rotte der heillosesten Bösewichter von eben der National-Versammlung, welche das rächende Corps ausgesandt, die Sün-

der zu züchtigen; eben diese National-Versammlung plötzlich der Wütheriche Schutz und Vertheidigung wird! Unter Brissots Schirm und auf seine Vorstellungen wird von mehr als zwölf seiner Collegen ein Decret ausgefertigt, ein Decret, das Jourdan und seine Bande — in völlige Freyheit setzt!!

Noch mehr. Am 19. Aprill 1792 hält ein Mann, in der Uniform eines Französischen Generals in Avignon einen feyerlichen Triumpheinzug; dieses Mannes Haupt ist mit einem Lorberkranze geschmückt; die fernen Blicke forschen ihn staunend an. — Ist es ein Held des Vaterlandes? ein glücklicher Sieger, den dankbar ein Jubellied preise? Doch, welch frecher, rollender, zermalmender Tyrannenblick? welche zornumflammte Geberde? — Jetzt ist er näher heran, der Mann mit der Lorberkrone, — ha, und schaudernd bebt es in der ahnenden Brust — es ist Jourdan!! —

Wie wird dieser Jourdan jetzt den Jammer der unglücklichen Stadt versöhnen? Wie wird er im Angesichte der Ordnung fördernden Krieger sich dem menschenfreundlichen Geschäfte einer thätigen Herstellung widmen? Nein, der Kopfabhacker bleibt sich getreu; umgeben von einer zahlreichen Leibwache durchreitet Jourdan die Straßen, und sein Machtruf lautet:

»Dieſes Mahl ſoll die Eisgrube voll werden!"— Und Jourdan weiß Wort zu halten. Unermüdet und ſchrankenlos erneuert er ſeine Schandthaten mit Brand und Mord und Raub. Da ſendet das verzweifelte Avignon eine Deputation nach Paris, aber die Begünſtigungen eines Deleuter, Vaublan und François werden übertäubt von einem Merlin und ſeinem Anhang; die mißhandelte Stadt iſt verdammt, zu leiden, bis kein Schlachtopfer mehr athmet, kein Raub und Brand mehr möglich iſt!

Endlich erhielt auch der Kopfabhacker ſeinen längſt verdienten Lohn. Er wurde den 27. May 1794 zu Paris von eben denjenigen, deren Blutdurſt er ſo oft gelabt hatte, aufs Blutgerüſt geführt, wo er unter dem Beile der Guillotine ſeine teufliſche Seele aushauchte.

Tod des Grafen Ferſen,

vermeintlichen Prinzenmörders.

Ferſen gehört unter diejenigen unglücklichen Opfer der Volkswuth, bey denen die Dunkelheit der Geſchichte uns weder zur mitleidigen Theilnahme, noch zum beyfälligen Unwillen ſtimmen kann. Vielleicht iſt die betreffende

Cataſtrophe noch zu neu, als daß man genau wiſſen könnte, ob Ferſen an dem gewaltſamen Ende des Kronprinzen von Schweden einen entſcheidenden Antheil gehabt habe, oder nicht.

Die frühere Laufbahn des Grafen Axel Ferſen iſt mit allen Tugenden eines wackern Mannes und Staatsdieners bezeichnet. Ferſen war vor dem Ausbruche der Franzöſiſchen Revolution Befehlshaber eines Franzöſiſchen Regiments, und bekleidete ſeine Stelle mit Ruhm. Einer der ſchönſten Züge ſeines Charakters iſt der, daß er in jener gefährlichen Criſis, wo das Leben der königlichen Familie auf dem Spiele ſtand, alle ſeine Glücksgüter, ſeine eigene Freyheit, ja ſein Leben mit der unerſchütterlichſten Standhaftigkeit zur Vertheidigung derſelben aufboth; und bey Ludwigs vereitelter Flucht nach Varennes war es Ferſen, der auf dem Kutſchbocke des Reiſewagens ſeinen Platz nahm; Ferſens Treue und Anhänglichkeit an ſeine erlauchte Herrſchaft erlaubte ihm nicht, ſie in einer ſo gefährlichen Lage zu verlaſſen, wie er es denn auch ſpäterhin bey der Gefangenſchaft der königlichen Familie im Tempel neuerdings bewies.

Als Ludwig und die Seinigen verblutet hatten, war auch für Ferſen das Intereſſe eines längeren Aufenthalts in Frankreich erloſchen,

und er begab sich nach Brüssel. Nachdem er sich hier ziemlich lange aufgehalten hatte, erhielt er von dem Schwedischen Hofe einen ehrenvollen Ruf, welchem er unversäumt nachkam. Gustav der III. und sein Sohn, Gustav der IV., empfingen Fersen mit der größten Auszeichnung; seine an des unglücklichen Ludwigs Familie bewiesene Anhänglichkeit und Aufopferung, seine Talente und Einsichten, sein einnehmender Umgang und die Schönheit seiner Gestalt, alles dieses beförderte den Grafen in raschen Stufengängen zum Ritter und Commandeur des königlichen Ordens, zum General-Lieutenant, zum Reichsherrn, zum Kanzler der Universität zu Upsala, und endlich zum Reichs-Marschall. Unter Fersens Auszeichnungen gehört auch der Gesandtschaftsposten, in welchem er 1797 nach Rastadt zum Reichsfriedens-Congresse abging, und bey dem er neue Proben seiner diplomatischen Geschicklichkeit ablegte.

Geliebt und geehrt von Monarchen und Volk, und auf der höchsten Stufe der Ehre, hatte der Graf Fersen bereits sein 59. Lebensjahr zurück gelegt, als das traurige Ende des Kronprinzen zu Quiddinge auch das seinige nach sich zog.

Enthusiastisch, wie das Schwedische Volk an seinem hoffnungsvollen Kronprinzen gehan-

gen war, konnte es sich mit der lediglichen Nachricht, daß dieser plötzlich ohnmächtig vom Pferde gestürzt und dann bald darauf verschieden sey, nicht begnügen, und erschöpfte sich daher in spitzfündigen Untersuchungen und Combinationen über die Urheber seines gewaltsamen Endes. »In diese für die Schwedische Nation so kränkenden Gerüchte," sagt ein officieller Bericht, »wurden, ohne einen andern Grund, als den, welchen das Mißtrauen über diesen allgemein betrübenden Verlust sich dachte, die Nahmen einiger Personen verwickelt. — Uebelgesinnte und gesetzlose Menschen benutzten diese Stimmung, um ihre verderblichen und auf einen allgemeinen Umsturz gerichteten Absichten auszuführen, und der Reichs-Marschall, Axel Graf Fersen, ward ein Opfer dieses Unwillens."

Der Leichnam des Kronprinzen, auf dem Wege nach Stockholm wird nach Liljeholm gebracht. Dicht vor der Leiche fährt, laut seines Amtes als Reichs-Marschall, Anordner und Führer dieses feyerlichen Zuges, der Graf Fersen in einem mit sechs Pferden bespannten Wagen. Schon vor der Ankunft dieses Trauerzuges waren die Gemüther des Volkes heftiger als je gegen des Kronprinzen vermeintliche Mörder erhitzt; jetzt, da der Anblick und

die ergreifenden Ceremonien des Leichenzuges sie noch mehr aufregt, und ihnen das jämmerliche Ende ihres geliebten Thronerben noch lebendiger vergegenwärtigt, jetzt bricht der verhaltene Unmuth los, und verkündet sich in lauten, zürnenden Schmähungen und Drohungen.

Der Zug kommt auf dem Adolph-Fridrichs-Markte an, und auf einmahl wird von der gesammten Menge des zahlreich anwesenden Volkes Fersens Nahme gerufen. Dieser Nahme ist das Signal zu des Grafen Untergang. Ein Steinhagel zerschmettert die Gläser seines Wagens; Fersen flüchtet in ein Privat-Haus; aber der zürnende Pöbel bestürmt das Haus, und ruht nicht eher, bis der Graf, durch den General Silfersparre ermuthigt, sich wieder auf die Straße begibt. Nun ist Fersen gerichtet. Wenige Augenblicke, Ehrenzeichen und Degen sind ihm wüthend vom Leibe gerissen und zertrümmert, und ein Hagel von Steinen und Koth, die unbarmherzigsten Stockschläge und Fußtritte mißhandeln den Verlornen. Vergebens sucht sich Fersen ins Rathhaus zu retten; denn auf dem Wege dahin wird er auf dem Ritterhausmarkte aufgehalten, niedergestürzt, und bey den Haaren, unter den wüthendsten Fußtritten und Stein-

würfen, so lange herum geschleppt, bis er den Geist aufgibt. —

So könnte man das schreckliche Ende dieses Mannes mit dem des Marschalls d'Ancre vergleichen; ob sie auch in ihrem Verschulden sich gleichen? Eine Frage, die man wenigstens jetzt noch nicht genügend beantworten kann, — obgleich der König eine Belohnung von 20,000 Thalern auf die beweisfähige Entdeckung der Urheber jener Unthat an seinem Sohne, ausschreiben ließ. —

Johanna von Neapel,

Opfer des Undankes und der Parteyenwuth.

Das Leben dieser Fürstinn ist außerordentlich reich an tragischen Situationen; aber mitten unter den Gewittern ihrer unglücklichen Schicksale steht diese Johanna, nicht wie eine Maria Stuart im Bewußtseyn des schuldvollen Frevels; nein, in der Glorie eines reinen Gewissens, einer fleckenlosen Tugend, die Beute eines unbarmherzigen Verhängnisses da. Warum hat Johannen von Neapel noch kein dramatischer Dichter sich zum Gegenstande gewählt? —

Johanna war die ältere Tochter Roberts, der, ungeachtet der Anstrengungen Caroberts, Königs von Ungarn, 1309 von Clemens dem V. als König von Neapel bestätigt worden. In ihrem sechzehnten Jahre wurde Johanna mit Andreas, dem zweyten Sohne Caroberts, einem Jünglinge in ihrem Alter, aber von wilder Gemüthsart, zu Neapel vermählt.

Johanna hatte von ihrem Vater eine vortreffliche Erziehung genossen; ihr Geist und ihr Herz waren einer künftigen Thronerbinn gleich würdig ausgebildet; aber auch an körperlicher Schönheit übertraf sie, nach dem Urtheile mehrerer gleichzeitigen Geschichtschreiber, alle Neapolitanische Damen. Ein desto abstechenderes Gegenbild machte hingegen Andreas, ihr Gemahl. Ein Schwarm junger Ungarischer Wüstlinge, die ihm sein Vater unter dem Vorgeben eines Hofstaates nachgeschickt hatte, umgaukelten ihn beständig, und bemühten sich, in treulicher Mitwirkung eines verschmitzten Mönches, Bruder Robert genannt, den jungen Andreas in einer immerwährenden Betäubung von Ergetzlichkeiten und Ausschweifungen zu erhalten, und ihm die Sitten und den National-Charakter der Neapolitaner in dem verhaßtesten Lichte darzustellen. In dem Grade, als ganz Italien Johannens Vorzügen

huldigte, ward Andreas der Gegenstand der allgemeinen Geringschätzung und Verachtung.

Mit zerrissenem Herzen über das Unglück seiner geliebten Tochter, wollte Robert bey dieser unabänderlichen Lage wenigstens für die Zukunft thun, was er konnte; er ließ Johannen, als der künftigen Thronerbinn, huldigen, und erklärte in seinem Testamente, daß Andreas vor seinem zwey und zwanzigsten Jahre von allen Regierungsgeschäften ausgeschlossen bleiben solle.

Doch mit Roberts Tode entschlug sich Andreas auch dieser Verbindlichkeit: er ließ sich als rechtmäßigen Regenten proclamiren, riß alle Geschäfte an sich, und entfernte seine Gemahlinn überall, ja er behandelte sie wie eine Gefangene.

Das zügellose Leben und die verkehrten und tyrannischen Reformen des neuen Monarchen konnten nicht lange ohne die schlimmsten Folgen bleiben. Die Prinzen des königlichen Hauses hatten sich aus Neapel entfernt, das gekränkte Volk murrte und lehnte sich auf; Andreas fuhr in seinen Ausschweifungen und Bedrückungen fort. Jetzt kehrten die Prinzen und Großen zurück, um bey dem bevorstehenden Falle einer Auflösung des Reiches theils ihre Unabhängigkeit zu behaupten, theils diese

bis zum Zepter auszudehnen, wenn die Umstände günstig seyn würden.

Unterdessen war Carobert von Ungarn gestorben. Der Bruder Robert flog sogleich zu seinem Sohne und Nachfolger Ludwig, und suchte ihn zu bewegen, sich des hülflosen Neapels zu bemächtigen; aber Ludwig, entweder aus Mißtrauen oder aus brüderlicher Liebe, gab den Anregungen des Mönches kein Gehör, und vergebens suchten ihn die Ungarn selbst aufzumuntern, und ihn zu stimmen, um Maria, Johannens Schwester, zu freyen. Mit Entrüstung vernahmen sie plötzlich, daß Carl, Herzog von Durazzo, Marien gewaltsam entführt und geheirathet habe, und versuchten Alles, diese Prinzessinn in ihre Gewalt zu bekommen, aber vergebens.

Johannens Lage konnte unter diesen Unruhen nicht anders als höchst traurig seyn; ohne Rathgeber, ohne Freund, ohne Mittel der Gewalt ergab die Verlassene sich mit Demuth in diese Prüfungen des Schicksals. Da erscheint plötzlich der Cardinal Americus zu Neapel, und krönte Johannen als einzig rechtmäßige Regentinn; allein bey der allgemeinen Verwirrung der Factionen konnte ihr diese Formel von wenig Nutzen seyn, ja sie war vielmehr der Anlaß zu neuen Entzweyungen.

Ludwig von Ungarn gibt nun seine Projecte auf Neapel gänzlich auf; er sucht vielmehr seinen Bruder wieder in seine Rechte einzusetzen, und weiß es bey dem Papste dahin zu bringen, daß dieser den Andreas durch eine Krönungsbulle zum alleinigen Herrscher in Neapel einsetzt.

Diese Ueberraschung machte auf Andreas rohen und übermüthigen Charakter einen solchen Eindruck, daß er sich zu der unvorsichtigen Erklärung verleiten ließ: es werde bey der Besitznahme des Thrones sein erstes Geschäft seyn, eine fürchterliche Rache an den aufrührischen Prinzen und Großen zu nehmen. Aber diejenigen, welchen diese Drohung galt, hatten bereits dafür gesorgt, daß sie nicht in Erfüllung gehe. Auf dem Lustschlosse Aversa, wohin sich Johanna mit Andreas am 18. September 1345 begab, erwacht sie in der Nacht von einem plötzlichen heftigen Lärm; man erbricht die Thür, reißt ihren Gemahl von ihrer Seite weg, erwürgt ihn, und wirft ihn aus dem Fenster in den Garten.

Johanna eilt nach Neapel zurück, wo sie Alles in der schrecklichsten Verwirrung antrifft; Adel und Volk waren in der wüthendsten Erbitterung, und Alles griff, ohne bestimmten Zweck, zu den Waffen.

Johanna berathschlagte eben mit einigen wenigen ihrer Getreuen, wie in dieser gefährlichen Crisis vorzugehen sey, als eine Deputation von Adel und Volk erscheint, sie zu bitten, daß sie die Regierung übernehmen möchte.

Bald stellten Johannens weise Verfügungen die vorige Ruhe und Ordnung wieder her; und nun mußte sie darauf bedacht seyn, sich gegen den Verdacht zu rechtfertigen, in dem das Volk, aufgewiegelt durch den Herzog von Durazzo, sie wegen der Ermordung ihres Gemahls hatte.

Johanna ließ eine Untersuchungs-Commission niedersetzen, und übergab ihr die Kammerdiener ihres Gemahls zum Verhöre. Diese sagten wider den Grafen von Torlizzio, einen Bernhard von Artois und den Grafen von Evoli aus. Man zog diese ein; die strengsten Martern der Folter, welche man an ihnen in Gegenwart des päpstlichen Abgeordneten und des Volkes vollzog, preßten ihnen wohl das Geständniß ihrer Schuld aus, aber konnten sie nicht bewegen, auch nur die mindeste Anklage gegen Johannen zu machen. Gleichwohl gab die Königinn der Anforderung des Gesetzes nach, und ließ die Verbrecher hinrichten. Hierdurch glaubten sich auch der Herzog von Durazzo und die alte Fürstinn von Toranto

befugt, ihren Eifer zur Behauptung der Ehre Johannens dadurch an den Tag zu legen, daß sie mehrere Große des Reichs der Folter übergeben, und theils im Kerker sterben, theils öffentlich hinrichten ließen.

Schon fing Johanna an, sich über die Rechtfertigung ihrer Unschuld zu trösten, als Ludwig von Ungarn als ihr heftigster Ankläger auftrat, und dabey so weit ging, daß er sich zum Kriege gegen Neapel rüstete. In dieser Gefahr gab die Königinn den Vorstellungen ihres Staatsrathes nach, und vermählte sich mit Ludwig, dem jüngeren Prinzen von Toranto, von dessen Einsicht man sich Vermittelung und Ruhe, von dessen Tapferkeit man sich im äußersten Falle eines Krieges den siegreichsten Erfolg versprach.

Allein man hatte bald Ursache, die getroffene Wahl zu bereuen. Ludwigs Erhebung konnte nur dazu dienen, die Mißgunst der Großen zu wecken. Diese machten jetzt die unbilligsten Forderungen, und erklärten für den Fall der Verweigerung, zu den Ungarn überzugehen. Am schändlichsten zeigte sich dabey der Herzog von Durazzo; denn durch Ludwigs Erhebungen sah er sich jetzt vom Throne weiter als jemahls entfernt. Nicht nur daß er die Kriegsanstrengungen seines Herrn auf alle mög-

liche Art störte, so begünstigte er noch jene seines Feindes. Durch Durazzo's und seines Anhangs Machinationen kam es endlich so weit, daß der König von Ungarn 1347 mit einer ungeheuern Kriegsmacht wirklich in Manfredonien landete.

Schon vor ihrer zweyten Verbindung hatte der König von Ungarn an Johannen geschrieben: »Dein voriges ausschweifendes Le»ben, Dein ehrsüchtiges Beharren in der Re»gierung, die Verzögerung der Strafe, und »Deine Entschuldigung beweisen, daß Du »Theilnehmerinn bist an dem Morde Deines »Gemahls, doch kein Verbrechen entgeht der »göttlichen und menschlichen Strafe." Jetzt, da Ludwig mit seinem furchtbaren Heere heran zog, wußte er durch allerley Kunstgriffe die Gemüther des Neapolitanischen Volks aufs neue gegen die Unschuld seiner Fürstinn einzunehmen. Ohne Vertrauen ihrer Unterthanen, ohne Truppen, von ihren Großen verlassen, und bedroht von der Rache eines mächtigen, unversöhnlichen Gegners, in dieser Lage, was wird die unglückliche Königinn thun? — Johanna wird auch in dieser verzweifelten Lage ihre bewunderungswürdige Klugheit bewähren.

Johanna schreibt schnell einen Reichstag aus. Er erscheint. Die Syndici aller Städte

und ihre wenigen Getreuen vom Adel sind versammelt. Man meldet die Ankunft der Monarchinn. In einem weißen Trauergewande, die Krone auf dem Haupte, dessen flatterndes Haar sich lang unter den Nacken ergießt, tritt Johanna herein, mit majestätischem Blicke; tiefer Ernst schwebt auf ihrer hohen Stirn; langsam und feyerlich schreitet sie einher. Eine Perle der Rührung im großen Auge besteigt sie die Stufen des Throns; und ergriffen von der Wichtigkeit und Weihe des Moments, bedarf es ihrer ganzen Fassung, um stark zu bleiben, wie sie es seyn muß.

In einer rührenden und nachdrücklichen Anrede forderte die Königinn ihre Unterthanen auf — »den Ungarn, so bald sie heran »ziehen würden, friedlich, selbst ohne Capitu»lation, alle Städte und Schlösser zu öffnen »und ihrem Fürsten zu huldigen." — »Ich will indessen," schloß Johanna, »nach Avignon gehen; »ich will den heiligen Vater richten lassen, ob »ich der Schandthat schuldig bin, deren man »mich zeihet, und dann in Geduld von der Ge»rechtigkeit Gottes erwarten, daß sie mich in »mein Vaterland zurück führe, aus dem man »mich jetzt so grausam vertreibt."

Umsonst beschwor die Versammlung Johannen, unter den Ihrigen zu bleiben; umsonst

ſchworen ihr die Baronen zu, daß ſie die Rechte ihrer angebetheten Königinn mit ihrem Blute vertheidigen wollten: ſie blieb ſtandhaft bey ihrem großmüthigen Vorſatze, und reiſete nach Avignon ab.

Indeſſen war Ludwig von Ungarn in Sulmona eingerückt, und nicht wenig überraſcht, da man ihm alle Zugänge und feſten Plätze des Reichs ohne Widerſtand öffnete, und ihm die Reſignation Johannens verkündete. Da Ludwig zu Averſa anlangte, ließ er den Herzog Durazzo vor ſich kommen, und vergalt ihm die Treuloſigkeit an ſeinem vorigen Herrn dadurch, daß er ihn niederſäbeln und bey dem nähmlichen Fenſter hinaus ſtürzen ließ.

Anfangs ließ Ludwig gegen die Neapolitaner mildthätige Geſinnungen blicken; doch da er das ganze Land bereits in Beſitz genommen, nahm er die Maske ab, und waltete mit allen Rohheiten und Grauſamkeiten eines erbitterten Tyrannen. Die Folgen davon waren eine laute Unzufriedenheit des Volkes, und eine ſo außerordentliche Theuerung, daß es faſt täglich zu Aufſtänden kam. Dieſe Drohungen und die einreißende Peſt bewogen Ludwigen, Neapel zu verlaſſen. Er that es, nachdem er Statthalter ernannt, und in die fe-

ſten Plätze Ungariſche Garniſonen gelegt hatte. Laut ſehnte ſich Neapel jetzt nach ſeiner geliebten Königinn, und ſandte wiederhohlte Deputationen nach Avignon ab, ſie zurück zu rufen.

Schon länger zuvor war nach Avignon die Nachricht gelangt, daß der König von Ungarn durch die Beſtrafung des Herzogs von Durazzo Johannens Unſchuld anerkannt habe. Gleichwohl ließ der Papſt auf Anſuchen Johannens ein großes Conſiſtorium halten, wobey ſie von allem Verdachte völlig frey geſprochen ward. In Folge dieſer vollgültigen Anſprüche auf den Neapolitaniſchen Thron, ließ der Papſt eine Geſandtſchaft an Ludwig abgehen, um ihn zur Räumung Neapels aufzufordern. Doch Ludwig verwarf mit rohem Stolze jede gütliche Ausgleichung, und es blieb alſo nichts übrig als der Weg der Gewalt. Johanna überließ dem Papſte Avignon für 80,000 Goldgulden; mit dieſer Summe, und durch große Unterſtützungen in der Provence rüſtete ſie eine zahlreiche Flotte aus, und kehrte damit in ihr Vaterland zurück.

Mit Glanz und Jubel wurde die Angebethete von ihrem treuen Volke empfangen, und im Triumphe durch die Straßen getragen. — Johanna bezeichnete den Anfang ihrer Regierung mit Verzeihungen, mit Geſchenken und einer verſchwenderiſchen Vertheilung von Würden und Titeln. — Bald ſah ſie ihre Macht feſt

begründet, und ein zahlreiches Heer zu ihren Befehlen.

Es war nun Zeit, gegen die unerbittlichen Ungarn mit Ernst und Strenge vorzugehen. Johannens Gemahl befehligte die Truppen, und machte Anfangs glückliche Fortschritte, aber die immerwährenden Verstärkungen der Ungarn zwangen den König von Neapel zum Rückzuge, und Johannen ihre Residenz neuerdings zu verlassen. Wirklich hätte der König von Ungarn anhaltendere Vortheile aus dieser zweyten Eroberung ziehen können, wenn er sich zu mäßigen gewußt hätte. Allein er forderte von der Stadt Neapel eine so ungeheure Brandschatzung, daß die Einwohner verzweifelt zu den Waffen griffen, worauf Ludwig mit seinen Truppen nach Ungarn zurück kehrte. Der Papst wiederhohlte jetzt auf das thätigste seine Vermittelungen, und der König von Ungarn entsagte allen Rechten auf Neapel.

Von jetzt an genoß Johanna durch eine Reihe von Jahren die süßesten Früchte ihrer Weisheit. Der Friede beglückte ihr Land, und Johanna kannte kein schöneres Geschäft, als ihre Unterthanen mit Wohlthaten zu überhäufen, und die Ruhe des Staates durch kluge Einrichtungen zu sichern.

Im Jahre 1362, nach einer fünfzehnjährigen Ehe, starb Johannens Gemahl, ohne einen Er-

ben zu hinterlaſſen, und ſie vermählte ſich nach den Aufforderungen ihres Staatsraths mit Jacob von Arragonien, dem Infanten von Majorca, der aber bald darauf in einem Kriege ſeines Vaters gegen Arragonien gefangen ward. Johanna löſete ihn mit 40,000 Gulden aus; aber ein Jahr darauf zieht er wieder in denſelben Krieg mit ſeinem Vater, und ſtirbt in Spanien.

Johanna entſchloß ſich nun um ſo mehr unverheirathet zu bleiben, als die Ruhe des Reichs nun hinlänglich geſichert ſchien, und begnügte ſich damit, den jungen Carl von Durazzo, welcher damahls eben aus Ungarn zurück kam, mit ihrer älteſten Nichte Margaretha zu verbinden, und öffentlich zum Thronerben zu erklären.

Wohl waren Johannens Feinde von außen ruhig, aber im Innern des Landes entſpannen ſich neue, nicht minder gefährliche Zwiſtigkeiten. Jacob von Balza, Herzog von Andria, war durch den Tod ſeines Oheims; Beſitzer von ungeheueren Gütern geworden; allein ſeine Herrſchſucht trachtete auch noch nach der Stadt Matera. Der Graf von San Severino, Eigenthümer derſelben, bittet die Königinn um Schutz. Vergebens will Johanna des Herzogs Anſprüche in Güte unterſuchen laſſen, der Uebermüthige verwirft ihre Anträge mit

Stolz; Johanna läßt nach einem gehaltenen Reichstage, auf dem der Herzog als Rebell erklärt worden, ihre Truppen zusammen ziehen, und in kurzem ist der kecke Herzog aus all seinen Besitzungen vertrieben.

Er floh zu seinem Vetter, dem Papst Gregor dem XI., nach Rom; und als dessen Verwendungen bey Johannen, seinen Neffen wieder in seine Rechte einzusetzen, mißlangen, unterstützte er diesen mit Geld und Truppen, und plötzlich fiel der Herzog mit einer Macht von 15000 Mann in Neapel ein. Unvorbereitet wie Johanna war, blieb ihr nichts übrig, als ihre Residenz zu verlassen, unterdessen der Herzog einen festen Platz nach dem andern wegnahm. Doch sein alter Oheim, Raimund von Balzo, vermochte endlich über sein aufgebrachtes Gemüth, daß er sein gefährliches Vorhaben aufgab, und, nachdem er seine Truppen an die Apulische Küste geführt, nach Avignon floh. Des Herzogs Truppen aber, von ihrem Anführer verlassen, und ohne Sold, fingen an zu plündern und zu sengen, bis Johanna sie mit 60,000 Gulden zufrieden stellte, worauf sie ihr Gebieth verließen.

Mittlerweile befand sich Carl von Durazzo wieder an Ludwigs Hofe, und jedermann machte Johannen aufmerksam, daß ihr Thron-

erbe mit Ludwig einen Anschlag auf sie habe. Dieser Umstand hauptsächlich bestimmte Johannen, sich neuerdings zu verehelichen. Ihre Wahl fiel auf Otto, Herzog von Braunschweig, einen Mann von Einsicht und Tapferkeit, und die Vermählung ging den 25. März 1376 zu Neapel vor sich.

Nach so vielen und gefahrvollen Prüfungen und Unfällen war Johannens Ruhe gleichwohl noch nicht gesichert; nein, der schwärzeste Undank lauerte auf die edle Fürstinn, und sie war bestimmt, sein Opfer zu werden.

Gregor war gestorben, und an seine Stelle Urban der VI. gekommen, ein Mann von unersättlicher Herrschbegierde. Der Herzog von Andria, welcher sich seit seiner mißlungenen Empörung an dem Hofe des Papstes aufgehalten hatte, war niederträchtig genug, Urban aufzufordern, daß er Carln von Durazzo vermögen solle, seine Rechte auf Neapel jetzt schon gegen eine Königinn geltend zu machen, über deren Vermählung mit einem Ausländer das Volk ohne dieß höchst mißvergnügt wäre. Der Papst gab wirklich nach, allein Carl nahm die unzeitige Erinnerung mit der entschiedensten Verachtung auf, und veranstaltete es sogar, daß Johanna in geheim von den Anschlägen des undankbaren Herzogs unterrichtet wurde.

Zwischen der Herrschsucht dieses Urbans, und dem aufrührischen Sinne dieses Carls, der an Ludwigs Hofe doch leicht wieder auf unruhige Gesinnungen verfallen konnte, befand sich Johanna in einer Lage, in der sie wieder nur ihre bewährte Klugheit aufrecht zu erhalten im Stande war. Sie berief den Grafen von Anjou, den Gemahl ihrer zweyten Nichte, den Bruder des Königs von Frankreich, an ihren Hof, und behandelte ihn mit solcher Auszeichnung, daß Carl seine Ansprüche auf die Krone von Neapel mit doppelter Sorgfalt in Acht nehmen mußte. Um des Papstes Vermessenheit zu bestrafen, lud sie die unzufriedenen Cardinäle ein; diese erklärten Urbans Wahl als nichtig, und setzten den Cardinal von Genf, Robert, unter dem Nahmen Clemens der VII. zum Papste ein.

Urban, entrüstet über diese Politik, wiederhohlte seine früheren Anstrengungen gegen die Königinn; jedoch vergebens. Da ernannte er in einer großen Promotion fast lauter Neapolitaner zu Cardinälen; da setzte er den Erzbischof von Neapel ab, und an seine Stelle einen Edelmann aus einem der mächtigsten Häuser, mit Nahmen Bozutto. Urban und Carl waren geborne Neapolitaner; und Clemens und Ludwig Ausländer. — Die längst vorbereitete Gäh-

rung brach ſchnell aus. Mehrere Volksaufſtände erklärten ſich wider die Königinn, und jetzt benutzt Urban die Gunſt des Zeitpuncts; und excommunicirt Johanna. —

Nun gibt auch Carl den Aufforderungen des Papſtes nach, und in Verbindung mit dem Könige von Ungarn bricht er mit einem Heere von 8000 Mann nach Italien auf; er wird in Rom zum Könige von Neapel gekrönt, und eilt mit verſtärkter Macht nach Neapel.

Mit der ruhigſten Geiſtesgegenwart erklärte jetzt Johanna den aufrühriſchen Carl des Thrones verluſtig, und adoptirte Ludwig von Anjou. Zugleich ließ ſie den König von Frankreich bitten, ſeines Bruders Erbe gegen die Anmaßungen ſeines rebelliſchen Nebenbuhlers vertheidigen zu helfen.

Unterdeſſen war Johannens Gemahl den Ungarn entgegen gezogen, deren Uebermacht er jedoch bald weichen und ſich nach Neapel in dem Augenblicke zurück ziehen mußte, da Carl mit ſeinen Truppen landete. Carl hatte, ungeachtet ſeiner Macht, gleichwohl den Muth nicht, den ſchwachen Otto anzugreifen, weil er die Stimmung des Volks ſcheute; da ihm aber einige Treuloſe die Nachricht brachten, daß Alles gegen Johanna im Aufſtande ſey, und nur auf ſeine Erſcheinung warte, um ihm zu

huldigen, da drang er durch ein kleines Thor, von den Verräthern geleitet, in die Stadt, und besetzte sie ohne Widerstand, während Otto sich in die Sümpfe bey Marignano retten mußte.

Johanna hatte sich in das neue Castell geworfen, ward aber bald durch Hunger gezwungen, zu capituliren. Carl erklärte ihrem Gesandten, daß er ihr noch eine Frist von fünf Tagen zugestehen wolle, und käme bis dahin nicht Entsatz: so sey sie ohne alle Bedingnisse seine Gefangene. Entsatz erschien nicht; und vergebens versuchte es Otto, Besatzung ins Castell zu werfen; denn er wurde von Carl angegriffen, geschlagen und sogar gefangen genommen. Johanna war also gezwungen, sich der Großmuth des Siegers zu überlassen.

Carls heuchlerischer Empfang und der gemeine Uebermuth, der in all seinen Worten sich verkündete, empörten die hochherzige Königinn nicht. Da aber endlich, obwohl zu spät, die Entsatztruppen aus der Provence eintrafen, wendete sich Johanna mit Thränen und mit dem ganzen Ausbruche ihres gerechten Unwillens zu den Anführern, und beschwor sie, den schändlichen Räuber ihrer Krone nie für ihren Herrn zu erkennen, son-

dern die Sache des Grafen von Anjou zu vertheidigen.

Da Carl die Galeeren wieder absegeln sah, warf er die Larve der Verstellung weg, und ging gegen Johanna als erklärter Feind offen zu Werke. Er warf die große Königinn ins schmähliche Gefängniß; er ließ die große Königinn, seine Wohlthäterinn, in diesem schmählichen Gefängnisse — erdrosseln!!

Das große Auto-da-fé unter Carl dem II. zu Madrit im Jahre 1680.

Als ein Denkmahl des ausschweifendsten Fanatismus jener Zeiten, wo die Menge der Schlachtopfer und der Pomp des Schauspiels bey den Autos-da-fé (Glaubenshandlungen, actes de foi bey den Franzosen) den Grad der Verherrlichung Gottes bestimmten, verdient besonders jenes, das unter Carl dem II. eben so feyerlich als prachtvoll vor sich ging, aufbewahrt zu werden.

Bereits seit geraumer Zeit waren die Kerker in ganz Spanien dergestalt mit Gefange-

nen angefüllt, daß beynahe kein Platz mehr für die zuströmenden neuen Ankömmlinge übrig blieb. Dieser Umstand und der Wunsch, zur Ehre des Himmels wieder ein solennes Schauspiel der Menschenopferung zu veranstalten, veranlaßten den Groß-Inquisitor Don Diego Sarmiento de Valladarez, ein allgemeines Auto-da-fé anzustellen. Dieses wurde denn auch nach geschehener Einladung des Königs auf den 30. Julius fest gesetzt.

Nachdem der Groß-Inquisitor den Befehl gegeben hatte, die Inquisiten aus allen Theilen des Reiches schnell nach der Hauptstadt einzuliefern, ließ er am 30. May die bevor stehende Function öffentlich bekannt machen. An demselben Tage ließ er die Fenster und Außentheile seines Pallastes reich mit Teppichen und Blumenkränzen verzieren, und die mit Gold und Perlen gestickte Fahne der Inquisition vor demselben aufstecken. Feyerlich ritten nun die Gerichtsdiener in den Straßen von Madrit einher, und wie sie bey dem Pallaste des Groß-Inquisitors ankamen, erließ dieser an das Volk nachstehende Proclamation: »Kund sey es allen Einwohnern dieser Stadt und der umliegenden Gegend, daß von dem heiligen Gericht der Inquisition der Stadt und des Königreichs Toledo am 30. Julius dieses Jahres an einem Sonntage ein

öffentliches Auto = da = fé, auf dem großen Platze dieser Residenz, gehalten werden soll, und daß alle diejenige Vergebung und der Ablaß der Sünden, welche nur von den obersten Priestern können ertheilt werden, denen zu Statten kommen sollen, welche bey diesem Auto = da = fé hülfreiche Hand biethen werden."

Carl hatte sich eben zu Buen Retiro bey seiner Mutter aufgehalten; kaum vernahm er von dieser Kundmachung, als er voll heiligen Eifers ungesäumt nach Madrit geflogen kam, und zwar, zur nicht geringen Freude der Pfaffenversammlung, mitten unter den Haufen der Inquisitions-Bedienten. — Ganz Madrit kam nun, den Verheißungen des Groß-Inquisitors zu Folge, in die lebhafteste Bewegung; Alles strömte mit der brennendsten Dienstfertigkeit herbey, das heilige Werk zu befördern, und die Anstalten dazu zu beschleunigen. Auf dem großen Platze der Stadt wurde ein Bezirk zum Behufe der Bühne von 190 Fuß abgemessen; und bereits am 28. Junius waren alle Zurüstungen vollendet. Besonders waren die Schreiner bey diesen Zubereitungen ungemein thätig; mehr als zwanzig Meister trugen sich sammt ihren Gesellen und Lehrjungen freywillig an, unentgeldlich zu diesem heiligen Zwecke zu arbeiten, und während sie sich bey der Hitze der

Jahrszeit in Schweiß badeten, munterten sie einander unter geistlichen Liedern zum rastlosen Fleiße auf, und riefen unaufhörlich: »Es lebe der Glaube an Jesus! Wenn es an Holz mangelt, so wollen wir unsere Häuser abreißen!"

Das Gerüst war mit ungemeiner Sorgfalt und Zierlichkeit verfertigt. Auf demselben war eine Art von Käfichen angebracht, bestimmt, die Inquisiten aufzunehmen, um ihr Urtheil verlesen zu hören. Unter der Bühne waren Gefängnisse, Speisesäle und Erfrischungszimmer angebracht, welche so geräumig waren, daß sie eine große Menge Menschen fassen konnten. Prächtige Teppiche hingen um die ganze Bühne, und die ersten vier großen Treppen waren mit carmesinrothem Damast bedeckt. Dem Balcon des Königs zur Rechten war ein dreyßig Stufen hohes Amphitheater für den Inquisitions-Rath und die Reichs-Collegien aufgeschlagen, und auf dessen oberster Stufe stand der Sitz des Groß-Inquisitors unter einem Thronhimmel »weit erhabener als der königliche Balcon." — Für die Verurtheilten war zur Linken des Balcons ein anderes Amphitheater erbaut. Die Vorleser des Urtheils und die Glaubensprediger hatten ihre eigenen Kanzeln; an das Amphitheater der Räthe schloß sich ein Altar, und für die Gesandten und anderen Gro-

ßen waren gleichfalls besondere Balcons bestimmt.

Am 28. Julius begaben sich 250 Mann sogenannter Glaubenssoldaten nach dem Alcala-Thore, um die daselbst bereit gelegenen Reiserbündel in Empfang zu nehmen. Mit diesen marschirten sie auf den Schloßplatz, und der Anführer überreichte eines davon auf der Spitze der Pike dem Könige, welcher befahl, daß man es in seinem Nahmen zuerst ins Feuer werfen solle. Hierauf begab sich die Schaar nach dem Scheiterhaufen, woselbst sie ihre Reiserbündel niederlegte.

Den andern Tag begannen die feyerlichen Processionen und zwar nach der Marien-Kirche. Der Zug eröffnete sich mit hundert bewaffneten Kohlenhändlern (diese hatten, weil sie zu dem Scheiterhaufen das Holz lieferten, das Vorrecht, den Zug anzuführen), ihnen folgten die Dominicaner; diesen der Herzog von Medina Celi mit der Standarte der Inquisition. Dann kam das grüne Kreuz mit schwarzem Flor überzogen, getragen, und begleitet von vielen Granden und minder vornehmen Spaniern. Funfzig Hellebardirer und die Leibwache der Inquisitoren beschlossen den Zug, an welchen sich bey tausend Menschen, mit Wachskerzen in den Händen, und gravitätisch einher schreitend, anreiheten.

Nachdem der Zug dem königlichen Pallaste vorüber war, ging er nach dem großen Platze, um die Standarten und das grüne Kreuz auf das Gerüst aufzustellen. Alles begab sich nun hinweg, bis auf die Dominicaner, welche die Nacht mit Bethen und Psalmen-Singen hinbrachten. Der Scheiterhaufen war vor dem Thore Fuencaral errichtet, und neben ihm ein einen halben Fuß hohes Gerüst aufgeschlagen. Auf dieses wurde das weiße Kreuz durch die Congregation des heiligen Peter gestellt, und von Glaubenssoldaten bewacht.

Abends brachte man die aus den verschiedenen Gegenden des Reichs auf Befehl eingebrachten Delinquenten in die geheimen Gefängnisse, und gab ihnen um zehn Uhr zu essen; dann kam der älteste Inquisitor, und machte sie mit ihrem bevor stehenden Schicksale folgender Maßen bekannt: »Brüder! Eure Sache ist untersucht, und Leuten vorgelegt worden, die in den Rechten und Wissenschaften sehr erfahren sind. Eure Verbrechen sind so schwer, und von einer so unverzeihlichen Art, daß zur verdienten Strafe und Andern zum abschreckenden Beyspiele Euer Tod für Recht erkannt ist. Und damit Ihr sterben möget, wie es sich gebührt, so lassen wir Euch hier zwey Geistliche.«

Nach diesen Worten verließ der Inquisitor

gemäß gezüchtigt werden, ohne daß von Seiten Eurer Majestät etwas dabey verabsäumt werde, oder irgend ein Ansehen der Person, weß Standes sie auch sey, etwas darin ändere." Der König erwiederte diese Anrede mit den Worten: »Ich schwöre es, und verbürge meine Treue und mein königliches Wort."

Die Messe wurde nun wieder fortgelesen, und bey dem Evangelium verlas der älteste Secretär der Inquisition den Eid für die anwesenden Obrigkeiten und Räthe. Dann hielt ein redseliger Dominicaner eine Predigt, aus der uns Don Olmo, ein damahliger Inquisitions-Bedienter, nachstehende Fragmente aufbewahrt. »Es ist sehr billig, daß die Menschen wenigstens Einen Tag der Rache Gottes widmen, und die Beleidigungen bestrafen, die ihm widerfahren. — Die Bühne, voll von Verbrechern, die das heilige Gericht bestrafen wird, ist ein Bild von dem, was wir einst im Thale Josaphat sehen werden. — David sagt mit Recht zu seinem Herrn: Exsurge Domine! das ist: erwache aus deiner Schlafsucht, darin dich dein Mitleiden erhält! Und dieses thue heut das heilige Gericht an Gottes Statt. — Ihr Ketzer, die Inquisition wird euch nun zur Hölle schicken; ihr werdet brennen, und eine kalte Furcht wird die Zuschauer ergreifen. — Dieser Tag ist

für das Gericht des Glaubens ein Tag des Triumphs und des Ruhms. — Die, welche zum Feuer verdammt sind, werden sogleich zur Hölle fahren, und dort ewig brennen. Gott wird gerächt seyn, das heilige Gericht triumphiren, und wir werden im Glauben befestigt werden."

Gegen Mittag fing man an, die Urtheile zu verlesen; erst Abends nach neun Uhr war man damit zu Ende. Nach Mittag gegen vier Uhr brachte man die zum Feuer Verdammten nach dem Scheiterhaufen unter mancherley Ceremonien. Er hatte sechzig Fuß im Quadrate, und sieben Fuß in der Höhe; an einer Reihe von Pfählen über demselben wurden die Delinquenten angebunden, und die Glaubenssoldaten schlossen einen Kreis um den Holzstoß her. — Mit des Königs Reiserbündel ward dieser zuerst angezündet; in wenigen Minuten loderte die Flamme, und bald hatte sie alle Theile des Scheiterhaufens ergriffen. Es heißt, daß den Inquisitoren das Feuer zu schnell gebrannt, und dadurch gedroht hätte, mit der geschwinderen Verzehrung der Verurtheilten zugleich die Lust der heiligen Zuschauer abzukürzen; und es soll aus diesem Grunde der Befehl ergangen seyn, die Flammen durch einstweilige Verminderung des Holzes in ihrem Umsichgreifen

zu hindern. Wäre auch diese schauderhafte, selbst das verwildertste Gemüth empörende Maßregel zu bezweifeln, wenn es erwiesen ist, daß das Feuer bis am andern Morgen gegen neun Uhr fortdauerte, ehe alle unglückliche Opfer zu Staub gebrannt waren?! —

Blaubart der Zweyte,

Räuber, und Mörder von sieben Weibern.

So möge das Ungeheuer Rütgerodt heißen, der den Französischen Barbe-bleue in der Verworfenheit des Charakters, und darin noch übertraf, daß er nicht, wie dieser, drey, sondern sieben Weiber seiner Wuth aufopferte.

Dieser Rütgerodt war ein wohlhabender Landmann zu Einbeck in Hannover. Schon in seiner frühen Jugend zeichnete er sich durch eine gränzenlose Habsucht und durch ein gewisses heimtückisches Wesen aus, welches sich auch in seinen Gesichtszügen abspiegelte, und das Vertrauen von jedermann von ihm zurück scheuchte. Rütgerodt war indessen nicht ohne Anlagen, er lernte sogar Latein, und betrieb

von seinem 18. Jahre an die Wirthschaft gemeinschaftlich mit seiner Mutter zu deren vollen Zufriedenheit.

Da Rütgerodt 40 Jahre alt war, starb seine Mutter; er überkam die ganze Erbschaft, und verheirathete sich ein halbes Jahr darauf mit der Tochter eines Landmannes zu Salz der Helden, welche über ihren Ehemann weiter keine Klagen hatte, als daß sein Geitz ihr oft sogar die nöthigen Nahrungsmittel mißgönne. Nach anderthalb Jahren beschenkte sein Weib ihn mit einem Kinde. Etwa ein halbes Jahr darauf rief Rütgerodt eines Morgens die Magd, wie sie eben die Fensterladen des Zimmers, in welchem sein Weib mit dem Säuglinge schlief, aufmachte, mit erschrockener Stimme zu, daß das Weib verschwunden wäre. Mit Verwunderung vernahm dieses die Magd; denn sie hatte ihre Frau noch den Abend zuvor beym Schlafengehen in die obere Kammer, wo auch Rütgerodt schlief, im Bette gesehen, und ihr eine gute Nacht angewünscht. Rütgerodt selbst schien nicht weniger erschrocken; er eilte sogleich zu seinen Schwiegeraltern, und gab vor, daß sein Weib vielleicht ihre Aeltern habe besuchen wollen, und auf dem Wege durch die angeschwollenen Wasser umgekommen seyn müsse.

Allein Rütgerodts verdächtiger Charakter, und der Umstand, daß das Kind zurück geblieben, was doch von einer säugenden Mutter nicht zu erwarten gewesen, erzeugten um so mehr mancherley Vermuthungen gegen Rütgerodt, als sich auch die Sonntagskleider seines Weibes, die sie den Tag zuvor getragen, nicht vorfanden. Die Sache kam vor die Obrigkeit; sie durchsuchte Rütgerodts Haus, ohne etwas Verdächtiges vorzufinden, und Rütgerodt fing schon an zu triumphiren, als sein scharfsinniger Schwiegervater dem Gerichte die Bemerkung machte, daß Rütgerodt eine frisch gekollerte Hose, welche er bey der Anzeige von dem Verschwinden des Weibes getragen, nun nicht mehr am Leibe habe. Die Gerichtsbeamten kommen wieder in sein Haus, und fordern jenes Beinkleid; aber Rütgerodt zeigt ein falsches vor, und da man ihn darüber scharf zur Rede setzt, erklärt er, daß er die geforderte Hose unter dem Ueberzuge jetzt am Leibe trage, und gleich gehen wolle, sie auszuziehen und vorzulegen. Er ging, ohne wieder zu kommen. Man durchsuchte nun das Haus, aber statt Rütgerodt findet man, aufmerksam gemacht durch die lockere Erde, im Keller des Weibes Leichnam verscharrt, an dem die deutlichsten

Merkmahle einer gewaltſamen Kopfverwundung ſichtbar ſind. —

Bald entdeckte man auch den Mörder, der ſich in des Nachbars Keller verſteckt hatte. Bey der Durchſuchung ſeiner Kleider fand ſich eine Düte mit Arſenik. Kaum war Rütgerodt im Arreſt, als der Bruder einer von Rütgerodts Mägden, die von ihm ſchwanger geworden, anzeigt, daß ſeine Schweſter im Dienſte desſelben gleichfalls verſchwunden ſey. Man hält nun eine zweyte und genauere Unterſuchung in des Inquiſiten Haus, und ſiehe! der Leichnam findet ſich wirklich vor, gewaltſam zuſammen gebogen und ſchon halb verfault. Rütgerodt bekannte dieſe Unthat. Der Böſewicht hatte noch bey Lebzeiten ſeiner Mutter dieſes Mädchen zur Stillung ſeiner wollüſtigen Begierden mißbraucht, und aus Furcht, daß eine zweyte Geliebte, (ſein nachheriges Weib) deren Vermögen ihn verleitete, ihr die Ehe zu verſprechen, dieſe Treuloſigkeit entdecken möchte, mit einer Wagenrunge im Keller erſchlagen, und in das nähmliche Loch verſcharrt, welches die Unglückliche auf ſeinen Befehl, unter dem Vorwande zur Verwahrung von Früchten, ſelbſt hatte graben müſſen. Doch ließ er der Ermordeten aus Habſucht kein einziges Kleidungsſtück am Leibe, ſondern verkaufte

schlechten Rock, mit dem er
immen band, um sie in die
hinein zu pressen.
usſagen bekannte der Böse-
hon in der ersten Zeit seiner
ollust und Eigennutz nach einem
anderen Weibe gesehnt und mehrere Versuche ge-
macht habe, seine Frau durch Gift aus dem
Wege zu räumen. Dieses sey ihm jedes Mahl
mißlungen, selbst zwey Abende vor dem Todt-
schlage, wo er hinter ihrem Rücken in die
Grütze einen Löffel mit Arsenik steckte, mit dem
sein Weib aus Verdacht nicht zulangen woll-
te, sondern ihm die ganze Speise mit den Wor-
ten hinschob: »Wenn du etwas in die Grütze
gegeben hast: so iß es nur selbst auf.“ Da er
noch in derselben Nacht keine gute Gelegen-
heit fand, sein Weib zu ermorden, so verschob
er es auf die andere Nacht, wo er sie mit ei-
nem Beile erschlug, und ihr bey dem Einschar-
ren aus hölliſchem Geitze selbst das blutige Hemd
noch abzog. Das blutige Bettzeug aber und
die Sonntagskleider der Frau versteckte er in
der Scheuer.

Aus Rütgerodts ferneren Geständnissen er-
gab es sich mit der grösten Wahrscheinlichkeit,
daß er auch der Mörder seiner Mutter gewe-
sen; und noch mehr denn fünf Todtschläge an

an Weibspersonen verübt. Doch waren dabey die Umstände so verwickelt, daß man es für unmöglich halten mußte, ihnen eher auf eine deutliche Spur zu kommen, als das natürliche Lebensalter des Inquisiten es erwarten ließ; und die Gerechtigkeit mußte ihr Opfer haben, sey es auch hier nur gewesen, um ein abschreckendes Beyspiel durch die Hinrichtung eines Missethäters aufzustellen, bey dessen noch zahlreicheren dargethanen Verbrechen die Menschheit an sich selbst hätte irre werden müssen. Zwar versäumte man nichts, um Rütgerodts Unthaten auf schnelle Spuren zu kommen. Man ließ in seinen Grundstücken auf das sorgfältigste nachsuchen und aufgraben, und es fand sich zwar eben kein Opfer seiner Mordsucht, aber mehrere Gegenstände, die wider ihn zeugten, und zum Theil auf früher geschehene Verbrechen hinwiesen. Unter andern fand sich eine zinnerne Dose vor, in welcher ein kleines Klümpchen Arsenik, mit Brotkrumen zusammen geknetet, lag, und eine Menge Gewehre, Pistolen und andere Waffen, Alles sorgfältig verwahrt. Die meisten seiner Habseligkeiten waren mit verborgenen Räumen versehen; seine Kleider hatten heimliche Taschen, und in den vielerley Schlupfwinkeln waren al-

larley Kleidungsstücke und sonstige Effecten versteckt.

Bey seinen Verhören und Confrontationen läugnete er nicht lange. — Er erklärte endlich: »Das Leben habe ich nun einmahl verwirkt, ich will lieber offenherzig bekennen, um nicht lange herum gezogen zu werden.“ Allein da man ihm die Strafe des Rades ankündigte, verließ ihn plötzlich sein dumpfer Gleichmuth, und eine zügellose Verzweiflung bemächtigte sich seiner Sinne. Er machte mehrere Versuche, sich zu erhängen, und durch verschlucktes Glas zu entleiben; und da man ihn dabey ertappte: so suchte er sich durch Unterdrückung natürlicher Bedürfnisse und durch Verschlucken eines alten Kleiderlappens zu tödten, was ihm aber auch vereitelt wurde. Da ihm endlich auch seine rastlosen Bemühungen, zu entwischen, wobey er durch die reichlichsten Versprechungen die Wächter vergebens für sich zu gewinnen suchte, mißlangen, und ihm nur einen noch engern Gewahrsam zuzogen: so fügte er sich geduldig in sein Schicksal, und sehnte sich sogar nach der Stunde der Hinrichtung. — Diese wurde durch das Rad mit der barmherzigsten Schnelligkeit dergestalt an ihm vollzogen, daß die ganze Execution nicht länger als vier Secunden dauerte.

Ueber die Gesichtsbildung dieses Scheusals, als Abdruck des Innern, wird es nicht uninteressant seyn, Lavaters Worte aus seiner Physiognomik hier angeführt zu sehen:

»Rütgerodt. Zerstörte menschliche Natur. Die Physiognomie eines Unmenschen, eines eingefleischten Teufels. — — Ein lebendiger Satan, ein unaufhörlicher Mörder, stiller, in sich grabender Bosheit voll. Ein Hurer ohne Maß; ein Dieb ohne alle Nothdurft. — Er weidete sich am Schatten der Nacht, schuf sich durch Verschließung der Fensterladen den Mittag in Mitternacht; verriegelte sein Haus, einen Abgrund von Diebstahl und Mord, Mordgewehren und Diebswerkzeugen. — Lichtscheu, menschenscheu, allein in sich selbst vermauert, grub er in die Erde, in tiefe Kellermauern, in Dielen und Feldern seine erstohlenen Schätze; beschaute und zählte sie in einsamen Mitternächten, wo ihn der Schlaf floh, und das Gewissen die letzten Warnungen vergeblich noch versuchte. — — Sein Auge, nichts ansehend, an nichts theilnehmend, zitterte hin und her, starrte ins Schattenreich seiner Diebstähle, spuckte unter den Gestalten der Erschlagenen. Sein Rachen glich einem offenen Grabe, und seine entsetzlichen Zähne waren Pforten der Hölle. — Aber warum sah

ich Anfangs nur lachenden drolligen Witz, nur das in seiner Art einzige Urgenie in diesem Umriß? Das Profil der Stirn und besonders der Nase verführte mich. — Doch diese Stirn und Nase überzeugen mich aufs neue von der tröstenden Wahrheit: Es ist kein Mensch so verrucht, kein Mensch so abscheulich, in dem nicht noch stehende Züge, unaustilgbare Spuren, wenigstens mit geborner Trefflichkeit übrig blieben. — Hier in dem verruchtesten Menschen sind sie noch auffallend, in dem obern Theile des Profils vom Angesichte. Dieser Verstand, diese Stärke des Geistes, diese in sich selbst sehende, aus sich selbst still heraus arbeitende Thätigkeit, die sich darin so sehr auszeichnet; ist sie im Grunde nicht dieselbe Kraft in der Tiefe einer Mördergrube, — und im Cabinette des Königs?" — — —

Patkull,

Rebell.

Das Leben dieses Rebellen ist zwar schon öfter beschrieben worden; doch hat man über

seinen Tod noch wenige Daten. Diese, wie sie mir nach meinen vorliegenden Daten zu Gebothe stehen, will ich hier mittheilen, nachdem ich eine kurze Uebersicht seiner Lebensumstände voraus geschickt habe.

Johann Reinhold Patkull wurde in Liefland von adeligen Aeltern geboren, und seine versprechenden Talente verhalfen ihm zu einer Capitän-Stelle unter dem Könige von Schweden, Carl dem XI.

Um diese Zeit (1693) geschah es, daß die Schwedischen Reichsstände die Souveränität Carls des XI. bestätigten, wodurch der Liefländische Adel in die heftigste Unzufriedenheit gerieth. Denn bey dieser Gelegenheit sah er sich in seinen Gränzgütern häufig unter dem Vorwande verkürzt, daß dieser oder jener Theil derselben vormahls an die Krone Schwedens gehört habe, und erst unter der Königinn Christina an Liefland vergeben worden. Diese Eigenmächtigkeiten brachten den Liefländischen Adel um so mehr auf, da sie ganz wider die ihm von eben diesem Carl dem XI. im Jahre 1678 ertheilten General-Confirmationen liefen.

In dieser Lage sandte die Liefländische Ritterschaft eine Deputation an den König von Schweden nach Stockholm ab, um ihm beschriebene Vorstellungen zu machen, und ihre

vorige Freyheit zu bewirken. Unter diesen Deputirten befand sich auch Patkull, auf dessen Genie und Beredsamkeit man große Hoffnungen bey dieser Unterhandlung baute. Patkull, erfüllt von der Rechtmäßigkeit der Sache, und von einem natürlichen Ungestüm dahin gerissen, verging sich bey der Audienz mit dem Könige so weit, daß er sich die kühnsten Drohungen und heftigsten Ausfälle erlaubte, und sogar die Person des Monarchen mit den ausschweifendsten Aeußerungen beleidigte. Carl konnte seinen Zorn kaum verbergen, und beschied die Deputation nach einigen Tagen.

Nach gepflogener Audienz berebete sich der König mit seinen Räthen, wie man Patkulls Kühnheit aufnehmen solle. Die Meinungen blieben lange getheilt; Einige glaubten, man solle Patkull, als einen Mann von Kopf, am Hofe behalten, ihn mit Auszeichnung behandeln, und ihn zu stimmen suchen, daß er durch sein Ansehen die Gemüther der Liefländischen Ritterschaft zu Gunsten der Schwedischen Krone wieder besänftige; und Andere erklärten, daß eine solche Verwegenheit und frevelhafte Verletzung der Majestät die schärfste Züchtigung verdiene, und durchaus mit dem Tode bestraft werden müsse. Endlich stimmte auch Carl diesem letztern Ausspruche bey, und

eine königliche Commission sprach folgendes Urtheil über den Schuldigen aus: »Der Capitän Patkull soll zur Warnung anderer aufrührischen Unterthanen die rechte Hand, und dabey Ehre, Leben und Güter verlieren, von welchen letztern die beweglichen der Schwedischen Krone, die unbeweglichen aber den nächsten Erben zufallen sollen; des Verbrechers eigenhändige Schriften sollen vom Henker verbrannt werden."

Patkull erhielt von diesem Beschlusse noch zeitlich genug Nachricht, und flüchtete aus Stockholm. Entrüstet über Carls Behandlung sann Patkull auf Rache, und durchzog, um zur Ausführung Gelegenheit zu finden, mehrere Höfe, bis er endlich nach Moskau kam, wo man eben über feindseligen Planen gegen Schweden brütete.

Unterdessen starb Carl der XI. von Schweden, und kaum hatte der junge übermüthige Carl der XII. den Thron bestiegen, als er Dänemark, Pohlen und Rußland mit Krieg überzog. Dieses Ereigniß schien dem Abenteurer Patkull die beste Gelegenheit, sein Glück zu machen; und er ließ sich vor der Hand bey den Allianz-Negotiationen Pohlens und Rußlands gegen Schweden brauchen, wobey er treffliche Dienste leistete. Patkull's Plan bestand in nichts

Geringerem, als in der Eroberung Liefflands, wo er ſich einen großen Anhang von Unzufriedenen verſprach, wenn fremde Truppen daſelbſt eingerückt ſeyn würden.

Patkull trat jetzt in Sächſiſche Dienſte, wo man ihn, ſeiner ungemeinen Talente wegen, gern als Oberſt-Lieutenant aufnahm, und in kurzer Zeit zum Oberſten und General-Major promovirte. Im Jahre 1699 erhielt er das Commando über 1500 Dragoner, mit denen er nun Liefland durchſtreifte, und Adel und Volk zum gänzlichen Abfalle von der Schwediſchen Regierung aufzuwiegeln ſuchte. Doch die Liefländer hatten zu Patkulls Unglück den Muth nicht, Empörer zu ſeyn; und obgleich die Pohlniſch-Sächſiſchen Truppen in Liefland die beſten Fortſchritte machten, und der Czar mit einer Macht von 150,000 Mann vor Narva ſtand, und dieſe Stadt durch 10 Wochen unausgeſetzt belagerte: ſo behauptete dennoch Carls des XII. Tapferkeit mit einer geringen Mannſchaft Liefland wieder, indem er Narva entſetzte, die Feinde in die Flucht ſchlug, und über 20,000 Ruſſen zu Gefangenen machte. Carl flog von Sieg zu Sieg, und verfolgte ſeine Gegner bis ins Sächſiſche.

Bey dieſem unerwarteten Gange der Dinge erachtete Patkull um ſo mehr fürs vortheilhaf-

teste, in Russische Dienste überzutreten, als ihm der Czar die glänzendsten Anträge machte, und ihn auf der Stelle zum Bevollmächtigten am Pohlnischen Hofe ernannte. Patkull kam in Dresden an, und Alles bemühte sich, ihn mit Ehrenbezeigungen zu überhäufen; doch dieser Weihrauch betäubte den Emporkömmling, und flößte ihm eine gränzenlose Herrschbegierde ein. Bald verfiel sein Stolz in Zwistigkeiten mit den Statthaltern und Ministern am Dresdener Hofe, und so sehr man ihm Anfangs gehuldigt hatte, so sehr floh und haßte man ihn jetzt.

Patkull, ehrgeitzig, stolz und verwegen, wie er es jetzt im höchsten Grade war, baute seinen kecken Plan auf eine Entzweyung des Czars mit dem Könige von Pohlen, die er auf den verschmitztesten Wegen herbey zu führen bemüht war. Der König von Pohlen hatte schon seit längerer Zeit Verdacht gegen Patkulls lautere Absichten; und als er vollends erfuhr, daß dieser die in Sachsen liegenden Russischen Truppen in kaiserliche Dienste wolle übertreten lassen, da wurde sein ganzer Zorn gegen Patkull rege.

Eines Abends, da Patkull von einem zärtlichen Besuche, den er bey einer vornehmen Dame, mit welcher er sich zu verehelichen ge-

dachte, nach Hause kommt, wird er auf Befehl des Königs von Pohlen arretirt, und auf die Festung Königstein gebracht. Hier saß er gefangen bis zur Invasion der Schwedischen Truppen.— Carl forderte Patkulls Auslieferung unter der Drohung, daß er es im Weigerungsfalle dem ganzen Lande werde entgelten lassen. Vergebens verwendete sich der König von Pohlen für ihn, vergebens das Sächsische Ministerium. Carl bestand auf seiner Forderung, und machte Miene, seine Drohung zu erfüllen. Man kannte Carls Ernst und Willenskraft, und Patkull wurde den Schweden ausgefolgt. Er wurde in Fesseln gelegt, unterdessen bey dem Mayerfeldischen Regiment gefangen gehalten, und bey dem Abzuge der Schweden aus Sachsen bis Casimir in Pohlen gebracht, wo die Catastrophe seines Todes begann. —

Unter einer Escorte von dreyßig Mann des Mayerfeldischen Infanterie-Regiments ward Patkull den 8. October zu dem Obersten Nicolai von Hielms Dragoner transportirt. Tags darauf wurde der Regiments-Prediger Hagen zum Obersten berufen, und ihm erinnert, daß er Patkulln, der des andern Tages hingerichtet werden würde, dazu vorbereiten solle. Als Hagen bey Patkull eintrat, lag dieser eben

auf dem Bette. Der Prediger grüßte ihn im Nahmen des Herrn; Patkull ahnete sogleich den Zweck der Sendung, und entgegnete, daß er von nun an keine andere als des Geistlichen Gesellschaft wünsche. Hagen erklärte nun dem Delinquenten, daß er ihm etwas in geheim zu entdecken habe, worauf der wachhabende Officier abtrat, und Patkull des Predigers Hand mit den Worten ergriff: »Lieber, hochwürdiger Herr, was ist es, das Sie mir zu vertrauen haben?" — »Ich muß Ihnen," erwiederte Hagen, »die Post Hißkiä, das ist, eben die Zeitung bringen, die der Prophet Esaias dem König Hißkiä gebracht: »Bestelle Dein Haus, denn Du wirst den morgenden Abend nicht erleben!" Diese Worte erschütterten Patkulls Seele aufs heftigste; ein Schauer des Entsetzens bemächtigte sich seiner; er zerfloß in Thränen, und stürzte auf sein Bett zurück. Der Geistliche tröstete ihn mit Gründen der Religion, und machte Patkulln auf seine stets bewiesene Herzhaftigkeit aufmerksam. »Ach freylich," entgegnete dieser, »konnte ich jederzeit auf meinen Muth bauen, und weiß wohl den alten Bund: »Mensch, du mußt sterben; aber dieser Tod wird mir allzu schwer werden: ich fürchte ein schmerzliches Ende!" Hagen sagte ihm nun mit sanfter, herzlicher Stimme, »daß

dieſer Tod nicht ſo peinlich bey der Vorſtellung eines jenſeitigen beſſern Lebens ſeyn werde." Durch dieſen Ton, durch dieſe Wörte geſtärkt, richtete Patkull ſich wieder auf, lehnte ſich an die Wand, und bethete mit gefalteten Händen: »Nun ſo gib mir Jeſus einen ſeligen Tod! Ach Liefland und Schweden!!" Der Prediger erinnerte ihn, daß er ſeine Seele beſtellen ſolle, und nachdem Patkull noch viel über geiſtliche Dinge mit ihm geſprochen, fragte er ihn, was er für ein Landsmann ſey? Auf die Antwort, daß er aus Stockholm gebürtig wäre, entgegnete Patkull: »Mein werther Herr Paſtor, ich habe auch ein Schwediſches Herz gehabt, obwohl man daran gezweifelt, aber man hat ſehr unrecht daran gethan, da ich wohl viele tauſend Thaler an die gefangenen Schweden vertheilt, und nicht verſäumt habe, bey Seiner Majeſtät Gnade zu erwirken!" Patkull weinte jetzt heftig, und da der Geiſtliche Anſtalt machte, ihn zu verlaſſen, bath er ihn, daß er ihn gleich wieder beſuchen möchte.

Als der Prediger Abends bey Patkull eintrat, erſtaunte er nicht wenig, als ihm dieſer mit den ausgelaſſenſten Geberden entgegen kam. »Nun, mein werther Paſtor," rief Patkull, »wiſſen Sie denn ſchon die Art meines Todes?

Sie mag seyn wie immer, ich bin gefaßt, und freue mich zu sterben!" Hagen erklärte, daß noch niemand als der Oberste wisse, auf welche Art Patkull sterben solle, und daß die Sentenz vermuthlich erst auf dem Richtplatze entsiegelt werden würde. Hagen ward abgerufen, erinnerte Patkulln, sich zu Beichte und Abendmahl bereit zu halten, und verließ ihn.

Des Morgens darauf, um vier Uhr, erschien der Prediger wieder bey Patkull. Dieser kam ihm heiter und getröstet entgegen, und versicherte, daß er eine sehr ruhige Nacht gehabt. Nun betheten sie lange, Patkull beichtete mit vieler Reue, und empfing das heilige Abendmahl. Einige Minuten schien Patkull sehr gefaßt; doch plötzlich wandelte ihn die heftigste Todesangst an, und er forderte den Prediger mit Ungestüm auf, ihm die Art seiner Hinrichtung zu offenbaren. Als Hagen darauf bestand, daß er sie nicht wisse, beschwor ihn der Delinquent, er möchte ihm nur den Nahmen Jesu recht oft zurufen, um sich zu ermannen. Hierauf schielte Patkull zum Fenster hinaus, und da er den Henkerkarren erblickte, ergriff ihn ein Schauer des Entsetzens. Doch des Pastors Zusprüche besänftigten ihn bald wieder, und er rief: »Um Gottes Willen, machen Sie, daß es bald aus werde mit mir; die Zeit zu

leben, wird mir allzu lang!" Hagen wies ihm hierauf das Teſtament zur Unterſchrift vor. »Ach!" ſeufzte Patkull, »ich kann meinen verhaßten Nahmen nicht mehr ſchreiben; meine Vettern werden meinen Nachlaß an einem andern Orte finden; es iſt alles richtig."

In dieſem Augenblicke trat der Lieutenant von der Wache herein, den Delinquenten abzuhohlen. Der Geiſtliche nahm ſeinen Mantel um, Patkull folgte ſchweigend, aber muthig, beſtieg ſtandhaft den Karren, und zwang den Paſtor, auch mit aufzuſitzen. Hundert Mann escortirten den Wagen. Während des Zuges, der ſehr raſch fortging, umarmte und küßte Patkull den Geiſtlichen oft und inbrünſtig, und beauftragte ihn noch mit einigen Beſtellungen.

Jetzt kam der Zug auf dem Richtplatze an. Da Patkull die Pfähle und Räder, und die Geſchäftigkeit der Henkersknechte anſichtig ward, überfiel ihn ein krampfhaftes Beben, und das Bewußtſeyn verließ ihn. Wie er wieder zu ſich kam, liſpelte er dem Pater zu: »Bittet Gott, daß er mich nicht verzweifeln laſſe!" Nun hohlte man ihn vom Karren herab, und löſete ihm die Ketten. Nachdem er auf die Richtſtätte gebracht war, rief ein Capitän vom Regimente Mayerfeld: »Allen und Jedem ſey hiermit kund

und zu wissen gethan, daß Seiner Majestät unsers allergnädigsten Königs Befehl sey, diesen Landesverräther zu rädern und zu viertheilen!" Bey dem Worte »Landesverräther" zuckte Patkull die Achsel, und hob die Augen gen Himmel. Als ihm der Scharfrichter die Stelle wies, wo er sich niederlegen solle, gab ihm Patkull ein Papier mit Ducaten, und bath ihn, geschwind zu machen. Beym Auskleiden rief Patkull dem Pastor zu: »Bittet Gott, daß er mich in dieser Stunde stärken möge!" In diesem Augenblicke erhielt Patkull den ersten Stoß, auf den er schrecklich aufschrie: »O Jesu, Jesu, erbarme dich meiner!" Noch 15 Stöße mußte der Unglückliche leiden, denn der Henker war unerfahren und zaghaft. Patkull, während dieser entsetzlichen Martern, schrie unaufhörlich Jesum Christum an. Endlich erhielt er den Stoß auf die Brust, wobey er mit sterbender Stimme stammelte: »Ach Lieber, den Kopf ab!" Noch hatte Patkull gleichwohl so viel Sammlung und Stärke, daß er, wie er die Verlegenheit und das Zaudern des Scharfrichters bemerkte, selbst zum Block hinkroch, und den Hals hinsegte. Darauf ward er mit vier Hieben enthauptet, geviertheilt und aufs Rad geflochten.

Ausgezeichnete Tyrannen und Wütheriche.

1. Cambyſes, König der Perſer.

Sohn des großen Cyrus und Erbe ſeines Reichs, aber nicht ſeiner Tugenden. Unter die unzähligen Laſter des Cambyſes gehörte hauptſächlich die Trunkenheit, welcher er über alle Maßen ergeben war. Einer ſeiner Räthe, Prexaſpes, hatte den Muth, ſeinen Herrn auf dieſe unwürdige und gefährliche Eigenſchaft aufmerkſam zu machen, worüber Cambyſes ſich zwar nur im Stillen entrüſtete, aber zugleich beſchloß, dieſe Kühnheit auf das furchtbarſte zu ahnden. — Cambyſes ließ ſeine Räthe um ſich verſammeln, und legte ihnen die verfängliche Frage vor, wen ſie für größer hielten, ihn, oder ſeinen Vater Cyrus? Die Schranzen entgegneten, daß der Vorzug unſtreitig auf der Seite ihres jetzigen Herrn ſeyn müſſe, weil er ſein Reich noch mit dem an ſich gebrachten Aegypten vermehrt habe. Dieſe Schmeicheleyen nahm der Tyrann mit dem lauteſten Wohlgefallen auf, rief Prexaſpes zu ſich, und erklär-

te ihm mit lächelnder Miene: »Aus allen mei»nen Räthen haſt Du allein es gewagt, mich »einer Untugend zu zeihen. Du wirfſt mir die »Trunkenheit vor, aber wiſſe, daß ich, wenn »gleich von Wein erfüllt, gleichwohl meiner »Sinne vollkommen mächtig bin. Den Beweis »davon will ich Dir alsbald ablegen. Ich will »eine ungewöhnliche Menge Wein zu mir neh»men, deren Hälfte ſchon jeden andern Mann »des Bewußtſeyns berauben würde. Dann ſtellſt »Du mir Deinen jungen Sohn vor; ich wer»de nach ſeinem Herzen zielen und ſchießen, »und treffe ich das Ziel: ſo wirſt Du es nicht »mehr wagen, mich einen Trunkenen zu ſchel»ten." Dieſe Worte trafen, wie ein Donnerſchlag, das zärtliche Herz des Vaters, und er beſchwor ſeinen Herrn, keine ſo unmenſchliche Probe zu verlangen, und dem wohlmeinenden Freunde jene, obwohl kecke, Bemängelung gnädigſt zu verzeihen. Aber Cambyſes blieb unbeweglich. — Er veranſtaltete ein großes Gaſtmahl, beſoff ſich ſammt ſeinen Räthen auf das unfläthigſte, und befahl nun, den jungen Prexaſpes in einer gewiſſen Entfernung vorzuführen. Im Angeſichte des verzweifelnden Vaters ſchießt der Tyrann mit kaltem Blicke, mit ruhigem Arme, und — der Knabe ſtürzt getroffen zur Erde. Hierauf ließ ihm Cambyſes, da

er noch nicht einmahl verschieden war, den Leib aufschneiden, und siehe — der Pfeil stak mitten im Herzen. »Glaubst Du nun, porschneller Warner,« sagte Cambyses höhnisch, »daß »Dein Gebiether selbst im häufigsten Weingenusse auch Herr seiner Besinnung bleibe?«

2. Phalaris, König der Agrigentiner.

Dieser Unmensch bestimmte eigene Belohnungen für diejenigen, welche ihm Mittel an die Hand gäben, seine Grausamkeit auf neue Arten zu befriedigen. Einst ließ sich ein Künstler, Nahmens Perillus, mit einer neuen Erfindung bey ihm melden. Diese bestand in einem Ochsen von Erz, dessen inneter Leib geräumig genug war, einen erwachsenen Menschen sitzend aufzunehmen, und die Einrichtung hatte, daß das Geschrey eines solchen Menschen, nachdem unter dem Ochsen Feuer angezündet war, täuschend eben solche Laute von sich gab, als wenn ein Ochs brüllte. Die Erfindung gefiel Phalaris ungemein; er gab dem Künstler seinen vollen Beyfall zu erkennen, und versprach ihm nächstens eine Probe mit dem Kunstwerke zu veranstalten. Das geschah denn auch; aber — Perillus selbst ward auf des Tyrannen Befehl das erste Opfer, und die bezeich-

nete Wirkung bestätigte sich bis zur höchsten Täuschung.

3. Dionysius, König von Syracus.

Durch seinen gewandten Geist, seinen heroischen Sinn, und seine Menschenkenntniß hatte sich dieser Emporkömmling von dem Stande eines gemeinen Schreibers in kurzer Zeit zum obersten Herrscher geschwungen. Bald entwickelte sich jedoch sein unmenschlicher Charakter, wie aus folgenden Zügen erhellet.

Es kam Dionysius zu Ohren, ein gewisser Marsias habe geträumt, daß er dem Könige die Kehle abschneiden würde. Sogleich ertheilte Dionysius mit dem Beysatze den Befehl, diesen Träumer zu ermorden, »weil er »bey Nacht nicht so geträumt haben würde, »wenn er am Tage nicht daran gedacht hätte." — Als Dionysius einst auf dem Jahrmarkte einher ging, die Waaren zu besehen, gewahrte er mitten unter den Krämern sitzend einen Philosophen, und fragte ihn, womit er Handel treibe. Mit Weisheit, erwiederte der Philosoph. Der König fragte um den Preis, ließ ihm die geforderte Summe auszahlen, und erhielt dafür den Spruch: »Bey allem, was »Du unternimmst, bedenke das Ende." Die-

ser Wahlspruch rettete dem Dionysius bey einer gefährlichen Gelegenheit das Leben. Die Worte gefielen ihm nähmlich so ungemein, daß er sie beständig im Munde führte. Nun hatten einige Feinde des Tyrannen den Barbier bestochen, ihm mit dem Barbiermesser die Gurgel abzuschneiden. In dem Augenblicke, als dieser Mensch den verrätherischen Vorsatz ins Werk setzen will, fällt es dem Dionysius ein, jenen Wahlspruch zu wiederhohlen. Der Barbier, in der Ueberzeugung, daß sein Anschlag entdeckt sey, fällt seinem Herrn zu Füßen, bekennt, und erhält Verzeihung. — Da sich der Barbier des Dionysius rühmte, daß er alle Wochen das Messer an dessen Kehle brächte, ließ er ihn ohne weiters hinrichten. Dionysius ließ sich nun den Bart von seiner Tochter mittelst glühender Nußschalen wegsengen. — Eines Tages wollte ihm sein Bruder irgend einen freyen Platz anschaulich vorzeichnen, und nahm zu dem Ende einem daneben stehenden Trabanten die Hellebarde aus der Hand. Kaum ward Dionysius dieses gewahr, als er den Soldaten mit der nähmlichen Hellebarde todtstach, weil er sich seine Waffe hatte nehmen lassen. — Hinlänglich bekannt durch Schillers Meisterhand ist die Anecdote von den beyden treuen Freunden Pythias und Damon. —

Dionysius hatte es mit andern Despoten eigen, daß er sich in beständiger Lebensgefahr wähnte, und für die Sicherheit seiner Person alle mögliche Vorsichtsmaßregeln aufboth. So ließ er sein Bett mit einem tiefen und breiten Graben umgeben, über welchen eine Zugbrücke führte, die er allein öffnen und schließen konnte. Hatte er eine Anrede zum Volke zu halten: so stellte er sich auf einen hohen Thurm, zu dem die Zugänge verschlossen waren; und wenn er öffentlich ausging, so umgab er seinen Leib mit einem stählernen Panzer. Aus Mißtrauen gegen seine eigenen Unterthanen nahm er bloß Ausländer zu seinen Dienern und Wächtern. — Ein gewisser Antiphons wurde von Dionysius gefragt, welche Gattung Erz die beste sey? Antiphons hatte die Kühnheit zu antworten, jene, woraus die Statuen des Hermodius und Aristogiton gegossen seyen (zwey Athenienſische Bürger, die den Tyrannen Pisistratus ermordet). Dieser Einfall kostete ihn das Leben. —

4. Caligula, Römischer Kaiser.

Der Wunsch dieses Ungeheuers ging dahin, seine Regierung durch ein allgemeines großes Unglück unsterblich zu machen, und er unterließ nichts, eine so entsetzliche Erfüllung

ser Wahlspruch rettete dem Dionysius bey einer gefährlichen Gelegenheit das Leben. Die Worte gefielen ihm nähmlich so ungemein, daß er sie beständig im Munde führte. Nun hatten einige Feinde des Tyrannen den Barbier bestochen, ihm mit dem Barbiermesser die Gurgel abzuschneiden. In dem Augenblicke, als dieser Mensch den verrätherischen Vorsatz ins Werk setzen will, fällt es dem Dionysius ein, jenen Wahlspruch zu wiederhohlen. Der Barbier, in der Ueberzeugung, daß sein Anschlag entdeckt sey, fällt seinem Herrn zu Füßen, bekennt, und erhält Verzeihung. — Da sich der Barbier des Dionysius rühmte, daß er alle Wochen das Messer an dessen Kehle brächte, ließ er ihn ohne weiters hinrichten. Dionysius ließ sich nun den Bart von seiner Tochter mittelst glühender Nußschalen wegsengen. — Eines Tages wollte ihm sein Bruder irgend einen freyen Platz anschaulich vorzeichnen, und nahm zu dem Ende einem daneben stehenden Trabanten die Hellebarde aus der Hand. Kaum ward Dionysius dieses gewahr, als er den Soldaten mit der nähmlichen Hellebarde todtstach, weil er sich seine Waffe hatte nehmen lassen. — Hinlänglich bekannt durch Schillers Meisterhand ist die Anecdote von den beyden treuen Freunden Pythias und Damon. —

Dionysius hatte es mit andern Despoten eigen, daß er sich in beständiger Lebensgefahr wähnte, und für die Sicherheit seiner Person alle mögliche Vorsichtsmaßregeln aufboth. So ließ er sein Bett mit einem tiefen und breiten Graben umgeben, über welchen eine Zugbrücke führte, die er allein öffnen und schließen konnte. Hatte er eine Anrede zum Volke zu halten: so stellte er sich auf einen hohen Thurm, zu dem die Zugänge verschlossen waren; und wenn er öffentlich ausging, so umgab er seinen Leib mit einem stählernen Panzer. Aus Mißtrauen gegen seine eigenen Unterthanen nahm er bloß Ausländer zu seinen Dienern und Wächtern. — Ein gewisser Antiphons wurde von Dionysius gefragt, welche Gattung Erz die beste sey? Antiphons hatte die Kühnheit zu antworten, jene, woraus die Statuen des Hermodius und Aristogiton gegossen seyen (zwey Athenienſische Bürger, die den Tyrannen Pisistratus ermordet). Dieser Einfall kostete ihn das Leben. —

4. Caligula, Römischer Kaiser.

Der Wunsch dieses Ungeheuers ging dahin, seine Regierung durch ein allgemeines großes Unglück unsterblich zu machen, und er unterließ nichts, eine so entsetzliche Erfüllung

herbey zu führen. — Oft äußerte er, daß es sein größtes Vergnügen wäre, wenn das ganze Römische Volk nur einen einzigen Hals hätte, damit er es mit Einem Hiebe vertilgen könne. — Eine seiner liebsten Unterhaltungen bestand darin, den Kämpfen wilder Thiere zuzusehen; und als einst keine Verbrecher mehr vorhanden waren, um es mit den Bestien aufzunehmen, befahl der Wütherich die nächst besten von den Zuschauern auf den Kampfplatz zu werfen, und ließ ihnen, damit sie sich über diese Unmenschlichkeit nicht beschweren könnten, vorher die Zungen ausreißen. — Jede Woche mußte man ihm das Verzeichniß der Gefangenen vorlegen; daraus verdammte er eine Anzahl zum Tode, mit dem Beysatze: »ich sehe gern, wenn sie »recht witzig gemartert werden; laß es ihnen, »Scharfrichter, fühlen, daß sie sterben." Diese wöchentliche Beschäftigung nannte der Tyrann seine Rechnung berichtigen. — Caligula war ein leidenschaftlicher Liebhaber des Spieles, aber nie kam er leichter in Wuth, als wenn er dabey verlor. Einst, als er im Würfelspiele einen bedeutenden Verlust erlitt, sprang er entrüstet auf, eilte ins Vorgemach, und da er hier zwey Römische Ritter wahrnahm, gab er sogleich Befehl, sie gefangen zu setzen und ihre Güter in Beschlag zu neh-

men. Dann ging er heiter zurück zum Spieltische, und sagte lachend: »Nun, das Glück »ist mir bey dem Würfeln nie günstiger gewesen, als heute.“ — Gegen seine Kebsweiber bediente er sich zuweilen der bedenklichsten galanten Aeußerungen. »Wenn ich wollte,“ sagte er z. B., »so sollten dieser Schwanenhals, diese »Lilienarme, bald abgehauen seyn.“ In seine Gemahlinn Cäsonia war Caligula so unsinnig verliebt, daß sie sich auf seinen Befehl öfters in Gegenwart seiner Freunde ganz nackt auskleiden mußte, um ihre Schönheit bewundern zu lassen. — Einst wurde in der Uebereilung des Todesurtheils ein Unschuldiger hingerichtet, und als man diesen Irrthum dem Kaiser berichtete, gab er ganz kaltblütig zur Antwort: »Was liegt daran, er hat den Tod so gut als ein Anderer verdient.“ — Aus Habsucht hatte Caligula einen Prätor hinrichten lassen, um dessen Vermögen an sich zu ziehen. Da sich aber dieses nicht so beträchtlich fand, als der Kaiser erwartet hatte: so rief er mit einem höhnischen Unwillen aus: »Der hat mich betrogen; er bezahlt seinen Tod nicht; er hätte »am Leben bleiben können.“ — Nebst einem Despoten war Caligula zugleich von einer höchst närrischen Gemüthsart. Zum Beyspiel nahm er sein Pferd, welches er Incitatus nannte,

unter seine Günstlinge auf; ließ es an seiner Tafel speisen, und aus den kostbarsten Gefäßen bedienen. Dieses Lieblingspferd ernannte er zum Pontifex, und entschloß sich, es zum Römischen Bürgermeister zu erheben.

5. Iwan Wasilowitz.

Wasilowitz, Russischer Czar (auch Basilides genannt,) hatte aus Herrschsucht seinen Stiefbruder durch Gift hinrichten lassen, und da er die Stadt Naugart in Verdacht hatte, daß sie mit demselben einen Anschlag auf sein Leben gehabt: so überfiel er im Jahre 1569 diese Stadt, und wüthete, nachdem er sie erobert, in ihr mit unsäglicher Grausamkeit.

Diese unglückliche Stadt hatte an Wasilowitz eine Deputation geschickt, welche dem Sieger Gehorsam und Unterwerfung für immer ankündigen sollte: doch Wasilowitz ließ die Deputirten, wider alles Völkerrecht, ohne Barmherzigkeit niedersäbeln. Dasselbe Schicksal hatten alle Einwohner, die seinen Soldaten in den Weg kamen. Allein ein Blutbad von mehreren hundert schuldlosen Menschen reichte nicht hin, des Tyrannen Blutdurst zu stillen. Er ließ die in die Häuser geflüchteten Einwohner mit Gewalt aus ihren Wohnun-

gen auf die Straßen bringen, ſie niedermetzeln, und ihre zerhackten Glieder in abgetheilten Haufen zierlich aufſchichten. — Nun verlangte ſeine Wuth noch nach anderen Schauſpielen. Mehrere hundert Männer und Weiber, Kinder und Greiſe ließ der Czar auf die lange Brücke bringen, und theilweiſe in die Wolga jagen. Dieſer ſchreckliche Anblick ergetzte ſein teufliſches Herz; er lachte dabey aus vollem Halſe, und ſeine Soldaten hatten dabey die luſtigſte Kurzweile. Bey dieſen unmenſchlichen Gewaltthätigkeiten wurde kein Stand und keine Würde geſchont: ſo hatten 2770 vornehme Bürger und Staatsdiener ihr Leben verloren, und die Zahl des gemeinen Volks, das bey dieſen Auftritten umkam, ſchätzt man auf zwey Mahl ſo viel. Nach dieſen Gräuelthaten ließ Waſilowitz die Klöſter und Kirchen anzünden und plündern; 175 wurden das Opfer ſeiner Wuth, und die Mönche und Nonnen ließ er ſämmtlich niederſäbeln. Die Wolga war von den Leichnamen ſo angelaufen, daß ſie ihre natürliche Richtung verließ, und allenthalben austrat. Noch nach acht Jahren nach dieſen Schreckensſcenen war die Gegend um die Stadt Naugart durch Waſilowitz Verheerungen ſo wüſte,

daß man die Lebensmittel für die Einwohner aus weiten Entfernungen herbey schaffen mußte.

Nachdem in Naugart fast nichts mehr zu morden und zu verwüsten übrig war, und Wasilowitz seinen Leuten einige Rasttage gönnte, bath der Erzbischof von Naugart den Tyrannen zu Gaste, um ihn bey dieser Gelegenheit anzuflehen, daß er nun die Stadt verschonen möchte. Wasilowitz erschien mit seinen Trabanten zur festgesetzten Stunde bey dem Erzbischof, und täuschte diesen mit den freundschaftlichsten Versicherungen; aber während der Mahlzeit ertheilte der Wütherich heimlich Befehl, die reiche Sophien-Kirche, die jetzt außer ihren eigenen Kostbarkeiten an Gold und Silber, noch ungeheuere Schätze an Privat-Gütern, die man dahin geflüchtet hatte, barg, zu plündern. Schon hatte der Erzbischof angefangen, auf Wasilowitz Zusagen Vertrauen zu ihm zu fassen, als dieser, nach aufgehobener Mahlzeit, plötzlich auf den Bischof los fährt, und ihm mit eigener Hand seinen ganzen geistlichen Ornat, Stück für Stück, vom Leibe reißt. Dieser Schmuck, brüllte der Tyrann ihn an, will sich für dich nicht schicken, du taugst mehr zu einem Bärenführer und Sackpfeifer; doch will ich in deinem neuen Stande

für eine willkommene Entschädigung für dich sorgen, und dir ein Weib geben, das ich selbst dir zugedacht. Hierauf sagte er mit lachenden Geberden zu den Aebten und Prioren, welche bey der Tafel zugegen waren: »Ihr müßt »sämmtlich auf des Erzbischofs Hochzeit erschei»nen; ich lade euch hiermit feyerlich dazu ein; »aber ich rathe euch, bringt gute Hochzeitge»schenke mit!" Bey diesen Worten griff er drohend nach seinem Säbel, und erklärte einem jeden die Summe, welche er herschaffen solle. Zitternd überbrachten die Geängstigten die verlangten Gaben, und legten sie in Gegenwart des Wasilowitz dem beraubten Erzbischof zu Füßen, in der Meinung, daß sie wirklich diesem zu gute kommen würden. Doch wie erstaunten sie, als der Czar Alles für sich einstrich; und mit Betroffenheit sahen sie eine weiße trächtige Stute vorführen, welche Wasilowitz dem Erzbischof mit den Worten vorstellte: »Siehe hier, das ist dein Weib, setze »dich darauf, und reite nach Moskau, daselbst »will ich dich in die Pfeiferzunft aufnehmen." Der erschrockene Erzbischof mußte sich gefallen lassen, in einem schlechten Ueberrocke das Pferd zu besteigen, und mit zusammen gebundenen Füßen, eine Leyer um den Hals, zur Kurzweile der Soldaten und zum Aergerniß des Volkes

in der Stadt herum zu traben. Endlich ließ Waſilowitz den armen Biſchof laufen; die Aebte und Prioren aber wurden aufs grauſamſte mißhandelt, und dann theils in die Wolga geſprengt, theils auf mancherley martervolle Arten hingerichtet.

Mit dieſen empörenden Gewaltthätigkeiten war Waſilowitz noch nicht befriedigt, ſeine Frevelthaten gingen noch weiter. Einen reichen, vornehmen Mann, Nahmens Sircon, ließ der Tyrann vor ſich ins Lager fordern, ihm einen Strick um den Leib binden, und ſo einige Mahle durch die Wolga ziehen. Da Waſilowitz wahrnahm, daß der Mißhandelte im Begriffe war, zu ertrinken, befahl er, ihn aus dem Waſſer zu ziehen, und fragte ihn: »Was haſt du doch unter dem Waſſer Gutes geſehen?" Sircon erwiederte verzweifelnd: »Großfürſt, ich habe »geſehen, daß alle Teufel in dieſem See ver»ſammelt ſind, um auf deine hölliſche Seele »zu warten." Waſilowitz antwortete mit lachender Geberde: »Wohlan, du haſt recht geſehen, »ich will dir deine Erzählung dankbar vergel»ten." Sogleich befahl der Wütherich, einen Keſſel mit ſiedendem Waſſer zu bringen. Hierin ließ er den Unglücklichen mit den Füßen bis an die Knie halten, bis er bekannte, wo ſeine Schätze verborgen wären. Der Gemarterte

ließ nun 30,000 Silbergulden herbey bringen, worauf Waſilowitz ein Zeichen gab, auf welches man den armen Sircon ſammt ſeinem Bruder in der Wolga erſäufte.

Die Liefländiſchen Hiſtoriographen erzählen von dieſem Barbaren, daß, als er mehrere Liefländiſche Mädchen und Frauen gefangen bekam, er ſie fragte, ob ſie ſich nach ihrem Vaterlande ſehnten, und da ſie dieſe Frage natürlich bejahten, Waſilowitz ſie auf eine Brücke führen, und in den Strom mit den Worten ſtoßen ließ: »ſo ſchwimmt denn eurer Hei»math zu.“

Nicht minder tobte und wüthete Waſilowitz in ſeiner Reſidenz Moskau. Mehrere tauſend Unterthanen waren bereits ausgewandert; und eben waren 150 Perſonen von Stande im Begriffe nach Pohlen überzugehen, als man ihr Vorhaben entdeckte, und ſie ergriff. Waſilowitz ſann eine fürchterliche Rache für ſie aus. An einer faulen, ſchlammigen Paſſage ließ er ſie auf den Bauch wie Treppen neben einander legen, und ſo lange auf ihnen herum treten, bis ſie erſtickt oder zerquetſcht den Geiſt aufgaben.

Die Moldauer machten mehrere Mahle Miene, ſich gegen Waſilowitz unmenſchliche Tyranneyen aufzulehnen. Aber Waſilowitz züchtigte

die Widerſpänſtigen auf eine ſeinem teufliſchen Charakter ganz angemeſſene Art. Zwanzig tauſend Unterthanen wurden die Opfer ſeiner blutdürſtigen Rachſucht!! So wohl Jung als Alt, ſelbſt ſchwangere Weiber wurden gekreuzigt, geſpießt, geköpft oder erſäuft. Waſilowitz beſtimmte zu dieſer entſetzlichen Execution einen eigenen Platz, der 2000 Schritt lang und 1000 Schritt breit war. Ueber dieſe Unthat empörte ſich ſelbſt der Deſpot Mahomed der II., und erkannte den Waſilowitz für ſeinen Meiſter in der Tyranney.

6. König Seſi.

Ein würdiger Genoſſe des Waſilowitz war Seſi, König von Perſien. Einſt hatte dieſer ſein Lager im Gebirge unweit Tabris aufgeſchlagen. Dem Gebrauche nach halten des Nachts auch die Chanen perſönlich Wache um das Zelt des Königs. In einer Nacht traf die Reihe dazu den Groß-Marſchall; dieſer aber hatte in einem luſtigen Abendmahle mit dem Reichskanzler, einem Secretär und Dichter auf die Zeit der Wache ganz vergeſſen. Als nun der Wachtmeiſter eintrat, und an den Dienſt erinnerte, ſagte ihm der Reichskanzler, welcher gern noch länger in Geſellſchaft ſeiner Gäſte geblieben wäre: »gehe hin Freund, der

König ist ein Kind; du kannst die Wache wohl allein halten." Wohl gereuete den Reichskanzler Anfangs die Unvorsichtigkeit dieser Aeußerung; allein da er, so wie der Groß-Marschall, Männer waren, die schon unter dem vorigen Könige Schach Abbas große Verdienste um die Krone hatten, so tröstete er sich mit diesem Bewußtseyn, und überließ sich ungestört dem Vergnügen mit seinen lustigen Gästen. Der Wachtmeister kam jedoch wieder, allein er ward von den Bedienten des Kanzlers mit Gewalt abgetrieben, und erhielt bey dieser Gelegenheit eine leichte Kopfwunde.

Des andern Tages, bey der Tafel fragte der König den Kanzler: »Was verdient der, welcher seines Herrn Gnade mit Spott und Verachtung vergilt?" Arglos antwortete dieser: »sein Lohn sey der Tod!" Hierauf entrüstet sich Sesi, und der Kanzler, von einer unglücklichen Ahnung getrieben, fällt ihm zu Füßen. Doch in diesem Augenblicke zieht Sesi den Säbel, und stößt ihn dem Bittenden dergestalt in den Bauch, daß die Eingeweide auf des Königs Schooß heraus quellen. Sesi winkte, und vier Rickas (eine Art Büttel, die um die Person des Königs sind, und stets Beile bey sich führen) hauen dem armen Kanzler den Kopf ab, und in kleine Stücke. Einer von des

Königs Pagen entsetzte sich bey diesem Schauspiele, daß dieser es bemerkte. »Hast du ein so »feiges Herz, daß du einen solchen Auftritt »nicht ansehen kannst, oder ist dein Gesicht so »blöde?" rief Sesi, und ließ ihm auf der Stelle die Augen ausstechen.

Der Marschall war eben aus dem Bade gekommen, als der Ditwanbek mit zwey Henkersknechten herein tritt, und ihm ankündigt, daß er käme, ihm den Kopf abzuschlagen, und dem König zu bringen. Der erschrockene Marschall will sich widersetzen, aber die Diener des Königs müssen seinen Kopf haben, wenn sie die ihrigen nicht verlieren wollen. Sie ergreifen den Marschall, schlagen ihm das Haupt ab; schneiden ein Loch in die Wange, und tragen es, an den Fingern hängend, dem Tyrannen hin. Denselben Tag noch mußte auch der Secretär den Kopf verlieren; der Poet jedoch ward einstweilen verschont, weil er die Geistesgegenwart hatte, diese Executionen in Verse zu bringen; doch ließ ihm Sesi bald darauf Nase, Mund, Hände und Füße abschneiden, woran der Unschuldige starb.

Sesi ließ die Söhne des Kanzlers und Marschalls vor sich kommen, und fragte sie, was sie von dem Tode ihrer Väter hielten? Des Marschalls Sohn hatte die Fassung und

Klugheit zu antworten: »Ey was Vater, der »König ist mein Vater.“ Diese Antwort rettete ihm das Leben, und setzte ihn in Besitz aller Güter seines Vaters. Doch des Kanzlers Sohn, der vor Schrecken sprachlos ward, mußte sich Glück wünschen, mit dem Verluste seines Vermögens das Leben zu erkaufen.

Einige Zeit hierauf begab der König sich gegen Caßwin, und ließ die Chanen aller Provinzen vor sich fordern. Aber Alymerdachan und Daud hatten den Muth nicht zu erscheinen, und schickten dem Könige zum Beweise ihrer Ergebenheit und Treue, ersterer seine Mutter, sein Weib und seinen Sohn, letzterer gleichfalls Weib und Sohn, als Geißeln zu. Sesi war hiermit nicht zufrieden, und forderte neuerdings die beyden Chans in eigener Person. Diese jedoch erhielten bey Zeiten Nachricht von dem blutigen Vorhaben des Königs; Alymerdachan begab sich sammt seiner Festung unter Indianischen Schutz, und Daud flüchtete nach Constantinopel.

Sesi war über diese Abtrünnigkeit so aufgebracht, daß er die Weiber der beyden Chans in ein öffentliches Freudenhaus gab, wo sie jedermann nach Willkühr schänden konnte; und die Söhne behielt er für sich zu seinen unnatürlichen Wollüsten.

konnte man die Gunst dieses Tyrannen gewinnen, wenn man ihm eine neue Art von martervollen Waffen überreichte, oder sonst eine Erfindung machte, die seiner Blutgier zusagte. Doch hing dabey die Wirkung auch immer von seinen Launen ab. So hätte ein Englischer Schiffs-Capitän sein Vertrauen auf das Wohlgefallen des Kaisers bald theuer büßen müssen. Er übergab ihm ein besonders schön gearbeitetes Beil. Ismael betrachtete es schweigend, und machte Miene, seine Schärfe an dem Geber selbst zu versuchen; doch ließ er diesen Versuch dabey bewenden, daß er ihn nur an dem Ohre des Capitäns vornahm. — Ein sonderbares Phänomen in dem Charakter dieses Tyrannen war die Wuth gegen seine Gemahlinn, welcher er gleichwohl mit der zärtlichsten Neigung zugethan war. In ihrer Unbefangenheit brach sie in seiner Gegenwart eine Blume ab, und — der Unmensch zog seinen noch vom Blute einiger Sclaven, die er zum Zeitvertreibe niedergemacht hatte, triefenden Säbel, — ein Hieb, und das sonst geliebte Weib, mit einer Frucht seiner Wollust unter dem Herzen, lag todt zu seinen Füßen. — Man erzählt auch, daß Ismael die Unschuldige mit Fußtritten getödtet habe, wie seinen Vezier, der sich ein geringes Versehen hatte zu Schulden kommen

lassen. Die Ermordung dieses Veziers wollte Ismael vor dem Volke, das den Unglücklichen ungemein geliebt hatte, gern beschönigen; und das Mittel hierzu war denn auch seinem barbarischen Charakter völlig angemessen: er ließ nähmlich den Arzt hinrichten, weil er den Verscheidenden nicht mehr ins Leben hatte zurück rufen können. — Einst verklagte ein Alkaide bey dem Kaiser seine Frau, die ihn aus Neckerey immer beym Bart zupfe. Um den guten Mann von dieser Beschimpfung auf immer zu sichern, befahl er, ihm den Bart Haar für Haar auszureißen. — Ein anderer Alkaide hatte das Unglück, mit seiner Herde dem Tyrannen in den Weg zu kommen, und von ihm befragt zu werden, wessen Eigenthum die Herde sey. Der Erschrockene hatte die Unvorsichtigkeit, zu erwiedern: »Deinem Knechte, o Is»mael, Du Nachkomme Hassans!" Ich hielt mich, entgegnete der Tyrann, für den alleinigen Eigenthümer in meinem Lande, und in dem nähmlichen Augenblicke bohrte er den Alkaiden nieder. — Herr von St. Olon, der sich als Französischer Gesandter lange Zeit an Mulay Ismaels Hofe aufgehalten hatte, erzählt, daß sich die Zahl der von diesem Ungeheuer nur eigenhändig umgebrachten Unterthanen auf vierzig tausend belaufe!!

So wüthet in Gottes Schöpfung der Mensch! — Fingerzeig genug, daß eine Zukunft der Vergeltung den Frevler züchtigen, den Leidenden lohnen werde!

Marschall d'Ancre,

Anführer und Hochverräther.

Unter den Höflingen Heinrichs des IV. von Frankreich behauptete Concinus Concini Marschall d'Ancre einen ausgezeichneten Rang. Ein Italiäner von gemeiner Herkunft hatte d'Ancre weniger durch wirkliche Vorzüge als durch eine schlaue Geschmeidigkeit das Zutrauen des Königs zu gewinnen, und sich in der Gunst Heinrichs des Guten bis zu dessen unglücklichem Tode zu erhalten gewußt. Diese Gunst erbte sich für d'Ancre selbst auf Heinrichs Nachfolger, Ludwig den XIII., fort, und bald stieg der Marschall zu einer Höhe, auf welcher sein

einziger Nebenbuhler nur die Majestät selbst, seyn konnte.

Gleichwohl hatte dieser Sohn des Glückes den höchsten Gipfel seiner Macht noch nicht erreicht. Durch die Gunst des Königs erhoben, sollte noch die Huld der Königinn dem Fluge seiner Größe eine neue und allmächtige Schwinge leihen. Hierzu verhalf dem Marschalle die Hand einer gewissen Eleonora Doni. Diese Eleonora war gleichfalls von gemeiner Abkunft; ihr Vater war zu Florenz ein armer Zimmermann, und durch Schlauheit, Frechheit und witzige Laune gelang es seiner Tochter, Kammermädchen bey der Königinn Mutter zu werden, deren Zutrauen sie bald zu gewinnen verstand. Wie d'Ancre über den König, so vermochte Eleonora Alles über seine Gemahlinn, und mit Vergnügen bewilligte die Königinn ihrer Favoritinn die Hand eines Mannes, welcher sich der Freund und Rathgeber ihres Gemahls nennen durfte.

Diese Verbindung beschleunigte in schnellen Stufengängen d'Ancre's Hoheit und Größe. Bald gingen alle Geschäfte, alle Begünstigungen durch seine Hände; er allein war die Schwelle zu allen Aemtern, die nothwendige Brücke zur Gewogenheit des Regenten, und jedermann zitterte vor dem Gedanken, den

Marschall zum Feinde zu haben. D'Ancre war nun der Abgott seines Fürsten; der ganze Hof, das ganze Französische Volk, Alles huldigte dem gewaltigen Lenker.

Um auf einer solchen Höhe nicht zu schwindeln, dazu gehört eine ruhige, selbstbewußte Kraft, ein fester Mannesblick; um eine solche Gewalt nicht zu mißbrauchen, dazu ist der philosophische Geist einer geschlossenen Genügsamkeit nöthig, wenn selbst der humane Zweck, für das allgemeine Beste, ein freundlicher Genius, zu wirken, auch ganz im Hintergrunde stände. — Allein d'Ancre gehörte unter die gewöhnlichen Emporkömmlinge, die bey jedem Schritte die Spuren ihres Ursprunges verrathen, und deren wichtigste Bemühungen dahin gehen, ihr Ansehen zu vergrößern, und ihre Habsucht zu befriedigen.

Nachdem es selbst der Monarch nicht mehr wagte, d'Ancre's Uebermuth zu rügen, fing dieser geldgierige Günstling sogar an, den kecken Wunsch, den königlichen Schatz, welchen Heinrichs Sparsamkeit hinterlassen, und der aus 14 Millionen Pfund bestanden, an sich zu reißen. Und wirklich gelang es den witzigen Kunstgriffen des Marschalls, die Hälfte dieses Schatzes in seine Gewalt zu bringen. Aufgemuntert durch diesen Erfolg, und von

einem unersättlichen Ehrgeitze beunruhigt, gingen d'Ancre's übermüthige Plane nun sogar auf die Krone selbst. Er schauderte Anfangs zwar vor der Kühnheit eines solchen Vorhabens; allein ein Blick auf seine Allmacht, auf seinen Anhang, auf seine Mittel, und noch mehr der verführerische Reitz von der Ohnmacht und Abhängigkeit des Königs; endlich noch die Eingebungen einer Gemahlinn, einer Lady Macbeth würdig, ließen den Stolzen die Möglichkeit, und bald die Gewißheit der Erfüllung seines Entwurfes erkennen; und was kurz zuvor noch leiser Wunsch war, ging jetzt zum reifen Entschlusse über.

D'Ancre begann nun damit, unter allerley listigen Vorwänden, die königlichen Vettern vom Hofe zu entfernen. Als er hierdurch seinen Spielraum erweitert hatte, ging seine wichtigste Sorge dahin, den leichtgläubigen König zu den zügellosesten Volksbedrückungen zu bewegen. Es gelang dem Verschmitzten, und die Nation fluchte einem Regenten, ohne zu ahnen, daß er bloß das schwache Werkzeug des Marschalls sey.

Diese ungehinderten Fortschritte erhöheten d'Ancre's schändlichen Muth. Während er unter der Maske der Dienstfertigkeit sich aller Staatsgeschäfte des bequemen Fürsten bemei-

sterte, und diesen in einem Strudel von Vergnügungen in stäter Betäubung und Zerstreuung erhielt, riß der Marschall nach und nach die ganze königliche Gewalt an sich, und schaltete mit der ausschweifendsten Willkühr.

Die Schrankenlosigkeit dieser Willkühr und die Gewalt, welche d'Ancre nunmehr über den König behauptete, äußerte sich am auffallendsten bey der Verhaftung des Prinzen Condé. Der Marschall hatte mit wenig Mühe den König zu überreden gewußt, diesen seinen Oheim gefänglich einziehen zu lassen. Ein Schritt, der, indem er den König in den Augen der Nation brandmarken mußte, zugleich beynahe den Sturz des Marschalls herbey geführt hätte. Das Volk hing an dem Prinzen mit der lebhaftesten Liebe; und als einige Feinde des Marschalls das Gerücht ausstreuten, daß der Prinz von d'Ancre wäre ermordet worden, eilte der wüthende Pöbel in vollen Haufen nach des Marschalls Pallast, sprengte die Schlösser auf, riß das Bley von den Dächern, zerstörte die Lustgärten, und richtete einen Schaden an, der sich auf vier Tonnen Goldes belief. Nur mit Mühe konnte das erzürnte Volk durch die königliche Garde aus einander gejagt werden.

Dieser Vorfall mußte dem Marschall zur Warnung dienen, und ihn aufmerksam ma-

chen, seine Entwürfe mit größerer Vorsicht zu verfolgen. D'Ancre begriff nun, daß er auf die Gunst des Volkes nicht rechnen dürfe, und daß er darauf bedacht seyn müsse, mit Raschheit und Nachdruck eine Macht auf immer zu befestigen, die schon jetzt zu wanken anfing, und keine lange Dauer versprechen konnte.

Zu diesem Ende riß d'Ancre die besten Castelle an sich, und besoldete verschwenderisch ein Heer von Meuchelmördern, die auf jeden Wink bereit waren, ihm gefährliche Gegner oder Freunde vom Halse zu schaffen. Bey allen diesen heimlichen und öffentlichen Gewaltthätigkeiten wagte es gleichwohl niemand, selbst der König nicht, sich dem Marschall entgegen zu stellen; denn d'Ancre stand unter dem viel vermögenden Schutze der Königinn unangreifbar.

Um diese Zeit nöthigten die Unruhen der Liguisten in Frankreich den König, ein Heer auszurüsten; aber die Finanzen waren durch die Veruntreuungen des d'Ancre völlig zerrüttet. Diese Verlegenheit war dem Marschalle ein willkommener Anlaß, sich auf eine neue und entscheidende Art geltend zu machen, und durch die Darstellung seiner Macht des Königs abhängige Schwäche nur noch deutlicher zu beleuchten. D'Ancre erboth sich, 6000 Italiäner Infanterie und 800 Cavallerie auf seine ei-

genen Koſten zu werben, und durch vier Monathe zu unterhalten. Ludwig würde ſich auch zu dieſer Demüthigung verſtanden haben, wenn die Nation ſich gegen dieſe ſchmähliche Zumuthung nicht aufgelehnt hätte. Eine Menge Flugſchriften ſchilderten in dem beißendſten Tone den übermüthigen Charakter dieſes Emporkömmlings, welcher, nachdem er als ein armſeliger Wicht, der kaum im Stande geweſen, ſich ſelbſt einen Bedienten zu halten, nach Frankreich gekommen, ſich jetzt unterſtände, Armeen zu werben, und fremde Völker ins Vaterland zu führen. Doch d'Ancre's Stolz und Zuverſicht überging alle dieſe Pasquille mit Verachtung; und der hochmüthige Hofmann war jetzt ſorgfältiger als je darauf bedacht, durch Pracht und Verſchwendung ſein Anſehen zu vergrößern, und das ſeines Monarchen zu verdunkeln. D'Ancre trat mit ſeiner Gemahlinn in königlichem Pomp einher; hundert Trabanten begleiteten ihn, während der König kaum zehn Diener zu ſeiner Aufwartung zählte; und Alles hatte das Anſehen, als ob der Monarch dem Marſchall auch ſeine äußere Würde übertragen hätte.

D'Ancre glaubte nun, daß es Zeit ſey, an die Vollführung ſeiner kühnen Entwürfe entſcheidend Hand anzulegen. In dieſer Abſicht

schloß er ein heimliches Bündniß mit dem Spanischen Hofe, in Folge dessen er im Innern Frankreichs eine Empörung anzetteln wolle, um den Spaniern einen Weg nach Frankreich zu bahnen, das sie dann in Besitz nehmen sollten. Um zukünftigen Unfällen mit gegenwärtiger Klugheit zuvor zu kommen, ließ d'Ancre seine Gränzfestungen im Stillen mit allen Bedürfnissen belagerter Posten versehen, und traf alle Anstalten, welche nöthig waren, um bey etwannigen Unglücksfällen einen Zufluchtsort offen zu behalten.

Mitten unter diesen Anschlägen und Zubereitungen hatte jedoch die Stimme des jämmerlich bedrängten Volkes einen Weg zum Regenten gefunden, der Anfangs zwar ziemlich gleichgültig dabey blieb, aber endlich gleichwohl den Gefühlen der Menschlichkeit nachgab, weil d'Ancre mit seinen wichtigeren Planen zu sehr beschäftigt war, als daß er hätte fortfahren können, des Königs Blicke durch veranstaltete Zerstreuungen von dem Zustande der Unterthanen abzulenken. Mit Schmerz entdeckte nun der hintergangene Fürst, an welchen unbarmherzigen Wunden sein gutes Volk darnieder liege; und ob er gleich alle Ursache hatte, d'Ancre als den Stifter dieses Elendes zu errathen: so war er dennoch wieder geneigt,

dieſen Tyrannen theils aus Neigung, theils aus Scheu vor ſeiner Macht zu entſchuldigen. Allein ein Brief, von einem vertrauten Freunde des Marſchalls geſchrieben, öffnete dem langmuthigen Könige endlich die Augen. In dieſem Briefe war die ganze Verſchwörung des d'Ancre umſtändlich dargeſtellt, und als Hauptſache angegeben, wie durch des Marſchalls Vorbereitungen ſchon Alles im Gange ſey, die Flamme des Bürgerkrieges anzufachen, und ſich mit ſeinem Anhange der höchſten Gewalt des Thrones zu bemächtigen.

So bald Ludwig ſich auch durch anderweitige Beweiſe von dem Hochverrathe des Marſchalls hatte überzeugen laſſen, befahl er dem Hauptmann der Leibgarde Vitry, d'Ancre, ſo bald er nach Hof käme, gefangen zu nehmen, und ſich ſeiner entweder lebendig oder todt zu bemächtigen. Doch die Ausführung dieſes Befehls unterlag mancherley Schwierigkeiten; denn d'Ancre war ſtets von einem Schwarme ſeiner Anhänger und Höflinge umgeben, und bey jedem Schritte von wenigſtens zwölf auserleſenen rüſtigen Trabanten begleitet. Es ward dem Marſchall alſo angedeutet, daß er vor dem Könige erſcheinen ſolle, um eine wichtige Staatsangelegenheit mit ihm zu verhandeln. D'Ancre ſtutzte bey dieſem Befehle

um so mehr, als seine Freunde ihm riethen, nicht nach Hofe zu gehen; allein er konnte keine zureichende Ursache angeben, seine Erscheinung abzulehnen; und da er auf der einen Seite besorgen mußte, seinen Gegnern durch eine so zweydeutige Uebergehung des königlichen Befehls nur noch mehr Blöße zu geben, und er sich andererseits auf seine Macht stützen zu können glaubte, so entschloß er sich gleichwohl zu dem bedenklichen Schritte.

Begleitet von einem zahlreichen und glänzenden Gefolge von Hofleuten und Trabanten, erschien der Marschall vor dem Louvre. Mit Verwunderung fand er die große Pforte verschlossen, und fragte zürnend nach der Ursache. Da ihm keine Antwort ward: so vermuthete er auf die Vorstellung seines Gefolges, daß der Monarch noch nicht aufgestanden sey, und begab sich durch die geöffnete kleine Seitenthür in den Pallast. Doch kaum war er mit zwey Trabanten eingetreten, als die Thür zuschlug, und d'Ancre von seinem übrigen Hofstaate gänzlich abgeschnitten war. In diesem Augenblicke tritt Vitry mit entschlossener Miene dem Marschall in den Weg, fordert ihm den Degen ab, und erklärt ihm, daß er sein Gefangener sey. D'Ancre, über einen solchen Frevel entrüstet, zieht wüthend den Degen, und will

Vitey durchbohren. Doch jetzt schlagen drey Mann von der königlichen Garde ihre Flinten auf den Marschall an; ein Augenblick, und der Kühne liegt entseelt am Boden.

Als der König diese Nachricht erhielt, konnte er seine Freude nicht verbergen, ein ganz neues Gefühl der Freyheit erfüllte sein Gemüth, und er gelobte zugleich feyerlich, dem erlöseten Volke Vater zu seyn, wie sein geliebter Vorfahrer, Heinrich der Gute. Zügellos war der Jubel des Volkes, da es vernahm, daß sein Peiniger nicht mehr sey; allenthalben zündete es Freudenfeuer an, und ohne Unterlaß riefen tausende von Stimmen: vive le Roi! Die Nation war ausgesöhnt mit dem erlittenen Jammer, und ein neuer Geist der Freyheit schwellte alle Herzen.

Um alles Aufsehen zu vermeiden, und jegliche Erinnerung an den Tyrannen zu ersticken, hatte Ludwig befohlen, daß d'Ancre's Leichnam in aller Stille in der Kirche zu Saint Germain eingesenkt werde. Aber das Volk geräth bald auf die Spur, und drängt unaufhaltsam in die Kirche ein. Wüthend reißt es d'Ancre's Körper aus dem Grabe, schleppt ihn unter dem ausschweifendsten Lästergeschrey nach einem Schnellgalgen, den d'Ancre kurz zuvor hatte aufrichten lassen, und hängt ihn nackt und mißhandelt

bey den Füßen auf. — Noch ist des Pöbels Zorn nicht erkaltet; denn mit der begierigsten Rachsucht reißen und schneiden sie dem Leichname Nase, Ohren, Finger, ja selbst die heimlichen Glieder ab, und der verstümmelte Körper wird mit Messern, Dolchen und Pfriemen bis zur Unkenntlichkeit zerstochen. Dann riß man ihn vom Galgen herab, schleifte ihn durch die Gassen, auf denen hier und da Feuer angezündet waren, bey welchen man ihn auf das gräßlichste mißhandelte. Erst nachdem an dem unglücklichen Opfer beynahe nichts mehr zu zerfleischen übrig war, hing man die ekelhaften Reste wieder auf den Galgen, und übergab sie unter dem zügellosesten Jubel den Flammen. Der Haß und die Wuth des erhitzten Pöbels gingen so weit, daß diejenigen sich glücklich schätzten, denen es gelungen war, einen Finger oder ein Büschel Haare, oder sonst irgend einen Theil von d'Ancre's Leiche zu erhaschen. Mit diesen Gegenständen zogen die Rasenden triumphirend umher, als hätten sie die Reliquien eines Heiligen erbeutet; und Andere bothen und gaben frohlockend Gold und Geldeswerth für ein Stück Fleisch aus d'Ancre's Körper, um es auf den Dörfern feyerlich zu verbrennen. Ja, die Geschichtschreiber erzählen, daß Schafsnieren mit hohem Gelde bezahlt worden, die man

für die des Marschalls ausgegeben, und deren wohl an die vierzig gezählt werden konnten!

Dieser verhängnißvolle Tag führte zumahl den Untergang des ganzen Concinischen Geschlechts mit sich. Es ward noch wenige Stunden nach jener gräßlichen Catastrophe öffentlich ausgerufen, daß alle Verwandte des d'Ancre Paris binnen vier und zwanzig Stunden, und die sämmtliche Dienerschaft desselben die Hauptstadt augenblicklich bey Lebensstrafe verlassen müssen. Des Marschalls Schwager, welcher durch dessen Begünstigung zum Erzbischofe von Tours erhoben worden, und die Marmünstersche Abtey erhalten hatte, entfloh noch bey Zeiten der herbey eilenden Gefahr. D'Ancre's Sohn ward auf Ludwigs Befehl nach Luparan gebracht, gefangen gehalten, und des Adels, so wie aller ämtlichen Ansprüche für immer entsetzt. Die Gemahlinn des Marschalls war fest genommen, und der Kanzler Courtin und Deslande machten ihr auf des Königs Befehl den Prozeß. Dieses verschmitzte und entschlossene Weib läugnete zwar Anfangs jede Mitwissenschaft an ihres Mannes Verschwörung; aber sie mußte verstummen, als sie durch Zeugen und andere Beweise überführt wurde. Sie ward zum Tode verdammt. — Um das Urtheil mit anzuhören, hatte sich eine große Menge

Volks versammelt. Bey diesem Anblicke verließ Eleonoren mit einem Mahle alle Standhaftigkeit; sie erschrak heftig, und sank bey der Vorstellung des Todes bleich und ohnmächtig dahin. Nachdem sie sich erhohlt hatte, wurde ihr das Urtheil vorgelesen. Als es an die Worte kam: »Eleonore soll auf dem Blutgerüste enthauptet werden," sprang sie wie wahnsinnig in die Höhe, und schrie: »Ach Gott! Ich bin hoch schwanger!" Da sich dieses nicht also befand, so riß man ihr hierauf den seidenen Hauptflor weg, und der Henker ergriff sein Opfer. Unter Begleitung eines tröstenden Priesters kam sie nun auf dem Richtplatze an; Eleonore hatte ihre Fassung wieder gewonnen, bath mit vieler Sanftmuth die Umstehenden um Vergebung, kniete nieder, und empfahl ihre Seele der göttlichen Barmherzigkeit. Unter diesen Worten fiel der tödtliche Streich. Jetzt entkleidete sie der Scharfrichter, und übergab Kopf und Rumpf den Flammen.

D'Ancre's Nachlaß wurde durchsucht; seine Güter geschätzt, und dem königlichen Schatze, als ihrer ursprünglichen Quelle, wieder zugeschlagen. Seinen Pallast aber riß man vom Grund aus nieder, um auch dieses Andenken seiner Sünden zu vertilgen.

So endete ein Mann, dessen Winke ganz

Frankreich regiert, und deſſen Habſucht in einer kurzen Laufbahn ſich auf den niederträchtigſten Wegen einen Schatz von mehr als 200,000 Pfund zuſammen gewuchert hatte.

Don Juan,

entſetzlicher Aufſchluß eines Giftmiſchers und Kindesmörders.

In dem letzten Decennium des vorigen Jahrhunderts ereignete ſich in Portugal ein Criminal-Fall, deſſen ſchauerliche Cataſtrophe neuerdings die Unzulänglichkeit der menſchlichen Rechtspflege darthut, und deſſen außerordentlichen Zuſammenhang man für eine Dichtung halten könnte, wenn die Wirklichkeit desſelben nicht factiſch erwieſen wäre.

Eine geraume Zeit vor dieſer ſchrecklichen Begebenheit genoß, nach den Urtheilen von ganz Liſſabon, ein reicher Kaufmann daſelbſt im ſtillen Glücke mit ſeinem Weibe und ſeiner Tochter Joſephe, ſeinem einzigen Kinde, die ergiebigen Früchte eines ausgebreiteten Handels-

verkehrs mit Brasilien. Das heran nahende Greisenalter dieses Mannes erregte in ihm den Wunsch, seine Geschäfte unter der Leitung eines männlichen Angehörigen fortgedeihen zu sehen; und er nahm einen jungen Menschen zu sich ins Haus, den er mit einer solchen Zärtlichkeit behandelte, daß jedermann um so mehr geneigt ward, ihn für des Kaufmanns natürlichen Sohn zu halten, als er auch dessen Nahmen führte, und mit der Familie im vertrautesten Umgange lebte. Eine Folge dieser Vertraulichkeit war, daß sich zwischen dem jungen Don Juan und Josephen ein Liebesverhältniß entspann. Josephe ward schwanger. Noch in den ersten Monathen dieses ihres Zustandes wird sie plötzlich von einer heftigen Kolik befallen, und — gibt in einigen Stunden darauf ihren Geist auf. Die Gewaltsamkeit von Josephens Tod erweckte Verdacht, man untersucht die Leiche, und es finden sich die unverkennbarsten Spuren einer Vergiftung. — Wenige Tage, und der Gram rafft auch die Mutter hinweg, der Vater aber begibt sich in ein Franciscaner-Kloster, nachdem er den jungen Mann vermittelst einer Schenkungsurkunde zum alleinigen Besitzer seines Vermögens erklärt hatte. —

Noch ehe das letztere geschah, hatten sich

viele Stimmen erhoben, welche den jungen Don Juan als Josephens Mörder verdammten. — Man hatte Vermuthungen und Gründe, aber niemand vermochte einen Beweis aufzustellen. Don Juan vertauschte jetzt als unabhängiger und reicher Mann das geräuschvolle Lissabon mit seinem Schlosse in der Nähe von Montremos, einem Städtchen an der Landstraße, zwischen der Hauptstadt und der Gränzfestung Badajoz, wo er ein ganz abgeschiedenes Leben führte. Hier bestand mehrere Jahre hindurch sein einziges Geschäft darin, seine Reichthümer zum Wohl der hülfebedürftigen Menschheit zu verwenden. Allein gleichwohl war ihm die ganze Nachbarschaft gram, und eine gewisse Scheu hielt selbst diejenigen, welche er mit Wohlthaten überhäufte, oder solche, die seiner Unterstützung benöthigt hätten, zurück, sich dankbar oder bittend dem Hause des willigen Gebers zu nähern. — In Don Juans Wohnung herrschte die Stille des Grabes; niemand besuchte den Einsamen, niemand als sein Beichtvater, ein armer Pater aus dem Hieronomyten-Kloster in Montremos. —

So lebte Don Juan einige Jahre, als ein seither nur leises Gerücht wider ihn urplötzlich in öffentliche Behauptung, in laute Anklage überging. Es hieß, Don Juan sey

bestimmt der Mörder seiner Halbschwester Josephe. Die lässige Obrigkeit war bey wiederhohlten Aeußerungen dieser Bezüchtigung lange unthätig geblieben; jetzt aber, da jedermanns Mund sich gegen Don Juan öffnete, war sie gezwungen, dem Zusammenhange der Sache ernstlich nachzuspüren.

Es geschah. Don Juan wird eingezogen, er folgt ohne Widerrede; Don Juan wird ins Verhör genommen, er bekennt, was die ganze Welt weiß, und läugnet, was die ganze Welt ihm vorwirft.— In dieser Dunkelheit haschen die Richter vergebens nach Enthüllung; Don Juan bleibt bey seinen Aussagen. Was ist zu thun? Wegen des Lebens eines einzelnen Menschen, den über dieß das ganze Land einen Mörder flucht, Umständlichkeiten, Zeitaufwand und weitläufige Erörterungen verschwenden? Gibt es für diesen Gordischen Knoten kein Alexandrisches Schwert? Die Tortur! — schon lauert sie auf den hartnäckigen Sünder!

Man kündigte Don Juan die Martern der Folter an; er sah die Zubereitungen, und ersuchte nun die Commission mit der völligsten Gelassenheit und Ruhe, daß man ihm vergönnen möchte, über gewisse Puncte Aufklärung zu geben; dieses wolle er mit der gewissenhaftesten Offenherzigkeit thun; allein wei-

terhin möge man nicht in ihn dringen; denn keine Martern wären vermögend, ihn zu ferneren Geständnissen und Aufschlüssen zu bewegen. Die Commissäre schickten sich an, das Protocoll aufzunehmen, und Don Juan erklärte: »Ich bin nicht, wie man geglaubt, der Sohn des Kaufmannes, bey dem ich mich aufgehalten; auch mit der verstorbenen Josephe nicht weiter verwandt, als durch die zärtlichsten Bande der gegenseitigen Liebe, und das Versprechen der Ehe, die aber nicht vollzogen worden. Ich bin der Sohn eines sehr reichen Kaufmanns in Brasilien, der mich als Kind der Aufsicht und Fürsorge des Vaters meiner nachherigen Geliebten übergeben hat. Dieser Mann hat mich aus Ursachen, die nur ihm allein bekannt sind; bey seinem eigenen Nahmen genannt, und da dieses schon in meiner Kindheit geschehen, so hat man mich glauben gemacht, daß ich der Sohn eines weitläufigen Verwandten dieses Kaufmannes, der mich an Kindes Statt angenommen habe, eine Waise sey. Ich bitte Sie daher, meine ehrwürdigen Richter, zu bemerken, daß ich Josephen nie für meine Schwester gehalten. Was ihre Schwangerschaft durch mich betrifft: so gestehe ich dieselbe ein, und bitte Gott um Verzeihung eines Vergehens, welches ich durch eheliche Verbindung

mit ihr gut zu machen gedacht. Den Trank, den man eine Vergiftung nennt — habe ich Josephen allerdings mit eigener Hand gegeben; denn sie hat sich wegen ihrer Schwangerschaft übel befunden, und mich, um ihren Aeltern keine Unruhe und Bekümmerniß zu machen, gebethen, gewisse Arzeneyen bey einem Apotheker zu bestellen, als ob ich solche für mich selbst gebrauchen wolle. — Dieses habe ich also gethan, und ich glaube, daß sie ehrlich gemischt worden, weil ich selbst dabey gestanden, und gesehen habe, wie jedes Ingredienz besonders vorgenommen, und in das Glas gegeben worden."

»Könnt Ihr Euch," fragte Don Juan der Oberrichter nach einer langen Pause des Nachdenkens, »getrauen, auf Euer Gewissen zu be»haupten, daß Josephe nicht durch Gift um»gekommen sey?" — Bey dieser Frage verließ den Gefangenen mit Einem Mahle seine seitherige Ruhe und Fassung; sein ganzes Inneres schien krampfhaft bewegt; er wurde blaß, und Thränen entstürzten seinen Augen. Mit stammelnden Worten erklärte er: »Nein, zu »meiner ewigen Betrübniß weiß ich leider ge»wiß, daß sie durch Gift umgekommen ist." — — Diese Erklärung verwirrte die Richter; sie sahen einander forschend an; endlich fragten sie

Don Juan, ob das Gift in dem Tranke war, den er Josephen eingab, und wer es hinein gegeben, der Apotheker oder er selbst? — Erschüttert und schnell antwortete Don Juan: »Das Gift war in meinem Tranke, aber weder der Apotheker, noch ich war schuldig." — »— Beging denn etwa, »fuhr der Richter fort, »das Frauenzimmer aus Scham den Selbstmord, und that sie ohne Euer Wissen das »Gift in den Trank?" — Diese Frage ergriff den Gefangenen mit Fieberschauer; er stürzte ohnmächtig hin, und in abgebrochenen Worten schwor er bey der Gerechtigkeit und Barmherzigkeit des Himmels, daß Josephe an der That unschuldig sey. — — Bestürzt und voll gespannter Erwartung hielten die Richter mit dem Verhöre eine Zeit lang inne; und nachdem sie sich leise unter einander besprochen hatten, und Don Juans Bewußtseyn zurück gekehrt war, sagte einer der Richter zu ihm: »Euerem Bekenntnisse zu Folge ist die »Verstorbene wirklich durch Gift umgekommen, »und gleichwohl scheint es aus den Antworten, die Ihr jetzt gegeben, als ob Ihr jeden, »auf den irgend ein Verdacht fallen könnte, »von dem Verbrechen frey sprechen wolltet. — »Indessen ist noch eine Frage übrig, die wir »Euch, so unnatürlich sie auch seyn mag, ehe

»zu schärferen Mitteln geschritten werden müß»te, vorlegen wollen, und diese Frage — be»trifft den Vater und die Mutter der Verstor»benen — — Gedenkt Ihr etwa den Aeltern »dieses schreckliche Vorhaben, ihr Kind zu er»morden, zur Last zu legen?" — Nein, erwiederte Don Juan, ich bin überzeugt, daß kein solcher Gedanke je in den Sinn der unglücklichen Aeltern gekommen ist, und der ärgste Sünder wäre ich, wenn ich ihnen Schuld geben wollte — — »Ihr seyd," riefen ihm die Richter entrüstet zu, »ein verworfener Mensch, der mit dem ehrwürdigen Richteramte nur seine Kurzweile treibt; die Tortur soll Euch auf bessere und aufrichtigere Gesinnungen bringen. Doch wollen wir Euch vorher noch Ein Mahl in Gnaden fragen, ob Ihr wisset, wer Josephen vergiftet hat? — »Wohl weiß ich es," entgegnete Don Juan mit festem, entschlossenen Tone, »aber eben das ist der Punct, wel»chen zu beantworten mich keine Marter in »der Welt bewegen wird. Schon bin ich des »Lebens müde, nehmt es hin; denn der bit»terste Tod kann mir nicht schmerzhafter seyn, »als die Qualen, in denen ich schon gelebt »habe."

Stillschweigend hoben jetzt die Commissäre das Verhör auf; in dieser Verwickelung wuß-

ten ſie keinen andern Ausweg als die Folter. Don Juan wurde ohne Verſäumen den Henkersknechten übergeben, und auf die hölliſche Maſchine geſpannt. Hände und Füße wurden dem Unglücklichen an zwey Achſen befeſtigt; ein Wink, und dieſe beyden Achſen dehnten ſich mittelſt einer Winde in langſamen Graden immer weiter von einander, bis die Gelenke des erbarmungswürdigen Opfers aus ihren Fugen wichen, die Muskeln riſſen, und ihm der Todesſchweiß vom ganzen Körper rann.

Bey jedem neuen Grade forderte man den Gefolterten zum Geſtändniſſe auf; allein er blieb heldenmüthig bey ſeinen früheren Erklärungen. Jetzt weigerten ſich ſelbſt die Henkersknechte, in der entſetzlichen Operation fortzufahren, indem ſie erinnerten, daß der Tod die Folge davon ſeyn müſſe. Da wird ein Wundarzt herein gerufen; er befühlt des Unglücklichen Puls, und erklärt, daß man die Folter immerhin noch um einen Grad ſtärker ſpannen könne!! —

Es geſchieht. — Neue, ſchreckliche Qualen, auf noch verſchont gebliebenen Gliedern, zerren den Mißhandelten aus einander; ein herzzerreißendes Aechzen ſcheint ein bevor ſtehendes Geſtändniß zu verkünden; — ſchon beſtätigen dieß einzelne Laute; ſchon ruft der Unglückli-

che um Gnade — plötzlich, athemlos, von Schweiß triefend, mit ausgetriebenen Augen, mit schäumendem Munde, stürzt ein Mönch in die Folterkammer — »hört auf, um Gottes willen!" schreyet er mit brüllender Stimme den Bütteln zu, »hört auf, und vernehmt das Bekenntniß des Mörders — aus meinem eigenen Munde!" — —

Jetzt ließen die Henkersknechte auf einen Wink des Oberrichters die schreckliche Winde mit Einem Mahle los, und die aus einander gezerrten Gliedmaßen des Gefolterten schnellten nun so gewaltig wieder in ihre Gelenke, daß er sinnlos hinstürzte, und ohne Zeichen des Lebens da lag. »Ha, unmenschliche Böse»wichter!" schrie der Mönch mit wüthender Geberde, »ihr Gesandten der Hölle und Werk»zeuge des Teufels! fort mit euren blutigen »Händen von dem Unschuldigen, und bereitet »eure Folter für den Schuldigen! Denn — se»het — (der Mönch schlug hier seine Kutte zu»rück) sehet hier den Vater und Mörder der »Josephe!" —

Wie vom Donner getroffen fuhren die Anwesenden zusammen; ein ungeheures Entsetzen hatte Alle ergriffen; sprachlos, erschüttert, bebend standen sie da, und stierten mit scheuem Blicke den furchtbaren Redner an. — Eine lange,

schreckliche Pause lähmte alle Zungen; endlich nach einem unbeschreiblich wehmüthigen Hinblick auf den ohnmächtig Verstümmelten, sagte der Mönch zu den Richtern mit zürnender Stimme: »Wollt ihr mein Bekenntniß vernehmen, unter»dessen eure Büttel ihre Folter für den abscheu»lichsten Verbrecher, der je auf derselben aus»gespannt war, bereiten, so hört mich! Wo »nicht, so fangt nun auch ohne weitere Unter»suchung zu foltern an, und weidet euch nach »Lust an menschlichen Qualen, die für dieses »Mahl wenigstens gerecht und verdient seyn »werden. Ihr verlangt, daß ich rede? Wohl»an, so faßt euch auf die entsetzliche Zeitung!"

Nach einer Pause begann der Mönch: »Dieser unschuldige Märtyrer, der jetzt ohne Empfindung vor mir liegt, ist der Sohn eines vortrefflichen Mannes, welcher einst mein theuerster Freund war. Er wurde als ein Kind meiner Fürsorge anvertraut, unterdessen mein Freund in seinen Handlungsangelegenheiten nach Brasilien ging, wo er zwanzig Jahre blieb, ohne Portugal ein einziges Mahl zu besuchen. Unterdessen übermachte er mir viele große Summen Geldes für seinen Sohn; und der hölliſche Gedanke, welchen die Dürftigkeit meiner Umstände und meine Neigung zu einer ausschweifenden Lebensart mir eingaben, stieg in meiner Seele auf, das Eigenthum meines

Zöglings zu meinem eigenen Nutzen zu verwenden. — Ich theilte diesen Gedanken meiner unglücklichen Frau mit, die jetzt vor ihrem Richter da oben steht; und ich muß ihr die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu gestehen, daß sie sich meinen Absichten eine Zeit lang standhaft widersetzte. Indessen bewies sich das Glück immer ungünstiger gegen mich, und mein Credit sank mit jedem Tage mehr; Verderben nahte sich mir mit schnellen Schritten, und nichts konnte mich von unmittelbarer Schande retten, als dieses häßliche Mittel. — Ueberredungen, Drohungen und der Drang der bevor stehenden Noth besiegten endlich die Tugend meiner Frau, und sie willigte in den Betrug. Wir wurden eins, das Kind als den Sohn eines weitläufigen Verwandten unseres Nahmens an Kindes Statt anzunehmen. Ich unterhielt eine Correspondenz mit dem Vater durch falsche Briefe, die ich im Nahmen seines Sohnes schrieb, und machte von den Summen, die ich aus Brasilien erhielt, einen glänzenden Aufwand. Don Juans Vater starb endlich, und vermachte mir, im Falle sein Sohn ohne Erben sterben sollte, sein ganzes Vermögen. — Ich war bereits so weit im Verbrechen gegangen, daß die Versuchung, worein dieser Vorfall mich führte, keinen Widerstand in meiner Seele fand; ich beschloß, dieses Hinderniß,

das meinem Ehrgeitze noch entgegen ſtand, aus dem Wege zu räumen, und that meiner Frau den Vorſchlag, uns den Beſitz dieſes Schatzes, welchen das Glück uns gleichſam vor die Füße gelegt hatte, durch Ermordung des Sohnes zu ſichern."

Bey dieſen Worten hielt der Mönch inne; ſein ganzes Weſen ſchien bewegt; er warf einen ſchmerzlichen Blick auf das unglückliche Opfer, trocknete ſich den Schweiß von der Stirn, und fuhr mit langſamerer Stimme alſo fort: »Meine Frau bebte mit Entſetzen vor dieſem Gedanken zurück, und ihr Gemüth war darüber eine Zeit lang in einem ſo verwilderten Zuſtande, daß ich es nicht wagte, den Angriff zu erneuern. Nach einiger Zeit kam der Agent des Verſtorbenen aus Braſilien nach Liſſabon, und da er um meine Correſpondenz wußte, ſo wurde es nun ſchlechterdings nothwendig, dem Don Juan zu entdecken, wer er ſey, und was für ein Vermögen ihm von Rechts wegen zukäme. In dieſer Criſe, auf der einen Seite von Entdeckung der Schande bedroht, und auf der andern durch Habſucht, Stolz und den Teufel verſucht, bewog ich endlich meine widerſtrebende Frau zur Theilnehmung an meinem Verbrechen, und wir thaten das Gift in den Trank, der unſrer Meinung nach für den Don Juan, in der That aber für unſer ein-

ziges Kind bestimmt war. Sie nahm ihn; der Himmel schüttete seine Rache über unsre Häupter aus, und wir sahen unsre Tochter in den schrecklichsten Qualen vor unsern Augen sterben, mit dem bittern Vorwurfe eines doppelten Mordes; denn das Kind, welches sie unter ihrem Herzen trug, lebte schon. — Gibt es Worte in der Sprache, unsern Jammer auszudrücken? Gibt es Qualen, welche mit denen, die wir empfanden, zu vergleichen sind? — Wunderbar war der Kampf der Natur in dem Herzen unsrer sterbenden Tochter: sie beweinte uns, sie tröstete, ja, sie verzieh uns. Wir entdeckten nun, fuhr der Mönch nach einigen Minuten weiter fort, unser Verbrechen unvorzüglich dem Don Juan, und beschworen ihn, uns die Strafe anzuthun, welche die Gerechtigkeit erforderte, und unser Verbrechen verdiente. In diesem schrecklichen Augenblicke beschwor unsre Tochter den Don Juan, ihren Geliebten, mit ihren letzten Athemzügen aufs feyerlichste, ihre Aeltern nicht durch Entdeckung des Geschehenen einer schmählichen Hinrichtung auszusetzen. Er versprach es, und ach! nur zu edel, zu großmüthig hat er sein Wort gehalten! Sehet da, er stirbt als ein Märtyrer der Ehre! Eure hölliſchen Qualen haben ihm das Leben genommen!''

Dieſe letztern Worte hatte der Mönch mit heller, ſchrecklicher Stimme ausgeſtoßen; ſie erſchütterten Don Juans letzte Lebensgeiſter; er zuckt zuſammen, ſein erlöſchender Blick ſucht den fürchterlichen Sprecher; ein leiſes Aechzen iſt der letzte Aufwand ſeiner Kraft, und in dieſem Moment hat der Unglückliche aufgehört zu athmen!

»Verfluchte Ungeheuer!" ſchrie der Mönch den zermalmten Richtern zu, »möge Gott dieſen Mord am Tage des Gerichts euren Seelen vergelten! Sein Blut komme über eure Häupter, ihr Diener der Finſterniß! — O! ſollte der Zorn des Himmels durch meine tiefe Zerknirrſchung noch nicht beſänftigt ſeyn: ſo wird mitten in den Flammen meine jammervolle Seele einigen Troſt in dem Gedanken finden, daß ihr an den Qualen derſelben Theil nehmt!" In dieſem Augenblicke gewahren die Richter eine wüthende Bewegung an des Mönches Armen; ein Meſſer in ſeiner Hand blinkt ſie fürchterlich an; bebend fahren ſie zurück; aber — der Mönch ſtößt es — ſich ſelber ins verzweifelte Herz, und ſtürzt leblos auf Don Juans Leiche! —

Inhalt.

	Seite
Maria Stuart, unglückliche Königinn von Schottland	7
Urban Grandier, Märtyrer des Fanatismus	26
Varus Tod und Untergang des Römiſchen Heeres	44
Jacob von Molay's trauriges Ende oder der Sturz des Tempelordens . . .	54
Beatrice Cenci, Vatermörderinn . .	66
Alexis Petrowitz, Hochverräther an Vater und Volk	87
Benjowsky, unglücklicher Abenteurer .	100
Schlachtopfer des Spaniſchen Inquiſitions-Gerichts.	
1. Don Carlos, Spaniſcher Infant .	119
2. Johanna Borquia . . .	122
3. Pontius von Leon . . .	123
4. Julianus Ferdinandus . .	—
5. Wilhelm Lithgow . . .	125
6. Iſaac Orobio . . .	128
Merkwürdige Selbſtmörder.	
1. Cato	131
2. Kaiſer Otho	134
3. Democles, der Keuſche . .	137
4. Bianca Forta . . .	138
5. Arria	140
6. Andre, Scheriff Quäker . .	142

Jourdan, der Kopfabhacker, scheußlicher Bluthund aus der Französischen Revolution 143
Tod des Grafen Fersen, vermeintlichen Prinzenmörders 155
Johanna von Neapel, Opfer des Undankes und der Parteyenwuth 160
Das große Auto-da-fé unter Carl dem II. zu Madrit im Jahre 1680 . . . 178
Blaubart der Zweyte, Räuber, und Mörder von sieben Weibern 188
Patkull, Rebell 196
Ausgezeichnete Tyrannen und Wütheriche.
1. Cambyses, König der Perser . 208
2. Phalaris, König der Agrigentiner 210
3. Dionysius, König von Syracus . 211
4. Caligula, Römischer Kaiser . 213
5. Iwan Wasilowitz 216
6. König Sest 222
7. Mulay Ismael, Kaiser von Marocco 226
Marschall d'Ancre, Aufrührer und Hochverräther 230
Don Juan, entsetzlicher Aufschluß eines Giftmischers und Kindesmörders . . 244

Diese letztern Worte hatte der Mönch mit heller, schrecklicher Stimme ausgestoßen; sie erschütterten Don Juans letzte Lebensgeister; er zuckt zusammen, sein erlöschender Blick sucht den fürchterlichen Sprecher; ein leises Aechzen ist der letzte Aufwand seiner Kraft, und in diesem Mament hat der Unglückliche aufgehört zu athmen!

»Verfluchte Ungeheuer!" schrie der Mönch den zermalmten Richtern zu, »möge Gott diesen Mord am Tage des Gerichts euren Seelen vergelten! Sein Blut komme über eure Häupter, ihr Diener der Finsterniß! — O! sollte der Zorn des Himmels durch meine tiefe Zerknirrschung noch nicht besänftigt seyn: so wird mitten in den Flammen meine jammervolle Seele einigen Trost in dem Gedanken finden, daß ihr an den Qualen derselben Theil nehmt!" In diesem Augenblicke gewahren die Richter eine wüthende Bewegung an des Mönches Armen; ein Messer in seiner Hand blinkt sie fürchterlich an; bebend fahren sie zurück; aber — der Mönch stößt es — sich selber ins verzweifelte Herz, und stürzt leblos auf Don Juans Leiche! —

Inhalt.

	Seite
Maria Stuart, unglückliche Königinn von Schottland	7
Urban Grandier, Märtyrer des Fanatismus	26
Varus Tod und Untergang des Römischen Heeres	44
Jacob von Molay's trauriges Ende oder der Sturz des Tempelordens . . .	54
Beatrice Cenci, Vatermörderinn . .	66
Alexis Petrowitz, Hochverräther an Vater und Volk	87
Benjowsky, unglücklicher Abenteurer .	100
Schlachtopfer des Spanischen Inquisitions-Gerichts.	
1. Don Carlos, Spanischer Infant .	119
2. Johanna Borquia . . .	122
3. Pontius von Leon . . .	123
4. Julianus Ferdinandus . .	—
5. Wilhelm Lithgow . . .	125
6. Isaac Orobio . . .	128
Merkwürdige Selbstmörder.	
1. Cato	131
2. Kaiser Otho	134
3. Democles, der Keusche . .	137
4. Bianca Forta . . .	138
5. Arria	140
6. Andre, Scheriff Quäker . .	142

Jourdan, der Kopfabhacker, scheußlicher Bluthund aus der Französischen Revolution 143
Tod des Grafen Fersen, vermeintlichen Prinzenmörders 155
Johanna von Neapel, Opfer des Undankes und der Parteyenwuth 160
Das große Auto-da-fé unter Carl dem II. zu Madrit im Jahre 1680 . . . 178
Blaubart der Zweyte, Räuber, und Mörder von sieben Weibern 188
Patkull, Rebell 196
Ausgezeichnete Tyrannen und Wütheriche.
1. Cambyses, König der Perser . 208
2. Phalaris, König der Agrigentiner 210
3. Dionysius, König von Syracus . 211
4. Caligula, Römischer Kaiser . 213
5. Iwan Wasilowitz 216
6. König Sesi 222
7. Mulay Ismael, Kaiser von Marocco 226
Marschall d'Ancre, Aufrührer und Hochverräther 230
Don Juan, entsetzlicher Aufschluß eines Giftmischers und Kindesmörders . . 244

Cabinett

historischer

Trauergemählde

und

Schreckens-Scenen.

Von

Franz Gräffer.

Zweyter Theil.

Göttliche, menschliche, weise Themis,
Du beugst den Stolzen, hebest den Niedrigen,
Am starren Nacken stürzend den Uebermuth!

Herder.

Wien, 1813.
Bey B. Ph. Bauer.

Dem

Wohlgebornen

Herrn Herrn

Marcus Wilhelm

Sandmann,

Custos

der

Lyceal-Bibliothek

in Grätz.

Edler Mann!

Niemahls wird das süße Andenken an Ihr freundschaftliches Wohlwollen, an Ihre innige Theilnahme, an Ihre auszeichnende Behandlung, wovon Sie mir besonders während der Zeit, da ich das Vergnügen hatte, in Ihrer Nähe zu leben, so unzählige Beweise gegeben haben, in meinem empfänglichen Herzen erlöschen; und Ihre liebenswürdige Individualität, Ihre Vorzüge als gebildeter, humaner, hochherziger Mensch, als echter Deutscher Biedermann; Ihr würdiger Character als wackerer, kenntnißreicher, urbäner Staatsdiener, werden jederzeit unter die edelsten Gegenstände meiner lautersten Verehrung gehören!

Es ist vielleicht anmaßend, wenn mein Selbstgefühl mich überredet, daß ich nicht

Vorrede.

Die warme Aufnahme des ersten Theiles meiner tragischen Darstellungen ist mir eine schmeichelhafte Aufmunterung zur Fortsetzung gewesen, die ich einer geneigten Lesewelt hier übergebe.

Man hat bey jenem ersten Theile bemerkt, daß ich im Ganzen zu grelle Gegenstände aufgenommen, und mich hier und da in einen zu geschraubten Vortrag verloren habe. In dieser Fortsetzung, welche eine Reihe unglücklicher Günstlinge enthält, habe ich mich beflissen, Beydes zu vermeiden.

Uebrigens habe ich bereits erklärt, daß ich weit entfernt sey, bey diesen Gemählden um Celebrität zu buhlen. Schlicht, und warum soll ich es verhehlen — und mercantilisch, wie die Beweggründe zu diesen Darstellungen, begnügen sie sich damit, wenn man — sie kauft.

Wien im Jänner 1813.

Der Verfasser.

Corfiz Graf von Uhlefeld,

Däniſcher Reichshofmeiſter.

Corfiz war der ſechste Sohn Jacob Uhlefelds, Däniſchen Reichskanzlers, und Vaters von eilf Söhnen und ſechs Töchtern. Corfiz war zu dem Schickſale beſtimmt, den Ruhm, aber auch die Schmach ſeiner Familie auszumachen. — Mit außerordentlichen Talenten geboren, wurde er bald der Stolz der Seinigen und ein Gegenſtand der Bewunderung des ganzen Hofes. In den Sprachen, deren er ſieben verſtand, in den Künſten, in den Staatswiſſenſchaften war niemand, der ſich mit ihm vergleichen konnte; und dieſe Vorzüge gewannen durch die Annehmlichkeiten ſeines Characters tauſend neue Reitze.

Der König Chriſtian der IV. hatte nicht ſo bald Kunde von dieſem genialen Edelmanne erhalten, als er ihn nach Hofe berief, und ihn vor der Hand zum Kammerjunker ernannte. In dieſer Sphäre wußte Uhlefeld des Monarchen Wohlwollen und Vertrauen in einem ſol-

seiner Familie einzuschiffen. Ja, Uhlefeld, aufgereitzt durch eine Gemahlinn, deren herrschsüchtiger Character mit dem einer Lady Macbeth die völligste Aehnlichkeit hatte, machte selbst Entwürfe, den Thron an sich zu reißen; und es mußte seinen Stolz daher aufs heftigste empören, als nach des Königs Tod das Wahlreich dem zweyten Sohne Christians, Fridrichen Herzog von Hollstein, zuerkannt wurde.

Von diesem Augenblicke an entstand zwischen dem Könige und Uhlefeld, so wie zwischen ihren beyden Gemahlinnen der unversöhnlichste Haß, und beyde Theile sehnten sich nach einer Gelegenheit, ihn verderblich zu äußern. Uhlefelds frühere Feinde fanden an dem neuen Hofe zahlreiche Anhänger; und während er in einer Gesandtschaft abwesend war, hatten sie den König so gegen ihn einzunehmen gewußt, daß man bey seiner Rückkunft eine förmliche Untersuchung seiner Verwaltung gegen ihn veranstaltete. Der Reichshofmeister vertheidigte sich in zwey Schreiben an den König mit den einleuchtendsten Gründen; und die Sache würde für dieses Mahl wahrscheinlich beygelegt worden seyn, wenn sich Uhlefeld nicht zugleich in ein anderes Verhältniß verwickelt hätte, das sein Verderben beschleunigen mußte.

In Coppenhagen lebte eine gewisse Dina Schumacher, geborne Winhofwer, eine schöne und geistreiche Witwe. Sie stand mit dem Hause des Reichshofmeisters in Verbindung, und erwiederte Uhlefelds lüsterne Begierden mit einer solchen Hingebung, daß sie manche Nächte in seinem Schlafzimmer zubrachte. Jedoch theilte mit ihm diese Gunst auch ein gewisser Oberster Walther, ein Liebling des Königs, folglich Uhlefelds erklärter Gegner. Diesem Obersten Walther, mit dem Dina in einem nähern Herzensverhältnisse stand, entdeckte sie eines Tages, von der natürlichen Schwatzhaftigkeit ihres Geschlechtes hingerissen, folgendes Abenteuer, das sie in der vorigen Nacht mit Uhlefeld bestanden hatte.

Dina hatte nähmlich in dieser Nacht den Begierden des Grafen Uhlefeld wieder Gehör gegeben. Des Morgens, als sie beyde noch ganz sanft schlummern, erscheint Eleonore im Cabinett so plötzlich, daß ihr Gemahl kaum Zeit findet, Dina mit der Bettdecke zu verbergen. Die Gräfinn setzt sich zu ihrem Gemahle auf das Bett mit den Worten: »Hier bringe ich dir das, wovon wir gestern Abends sprachen." Der Graf, verlegen, entgegnet: »Sollte es nicht zu viel seyn, mein Kind? Wenn es zu schnell wirkt, könnte er aufschwel-

len, und wohl gar berſten." — »Nein," antwortete Eleonore, »ſey ganz ruhig, es iſt ſo bereitet, daß er recht ſanft ſchlummern, und im tiefſten Schlafe abſcheiden wird. Nur bin ich nicht darüber einig, auf welche Art man es ihm beybringe. Der König trinket nur aus ſeinem eigenen Becher, und das Uebelſte iſt, daß er niemahls viel zu ſich nimmt." — Nun begann Uhlefeld Franzöſiſch zu ſprechen, wovon Dina nichts verſtand. Das Geſpräch dauerte noch lange, und mit vielem Eifer, dann entfernte ſich Elenore. —Uhlefeld ſucht nun Dina zu überreden, daß das Ganze auf einen bloßen Spaß mit dem Leibarzte des Königs, dem Doctor Sperling, gemünzt ſey. Inzwiſchen verrieth er die wahre Abſicht deutlich genug durch den verworrenen Ton, und noch mehr durch die Abforderung eines Eides, von dem Gehörten zu ſchweigen. Bey dem Abſchiede erblickte Dina auf dem Tiſche eine verſchraubte Flaſche, die Uhlefeld ängſtlich ſogleich in einen Schrank verbarg.

Für Walthers Plan konnte nichts erwünſchter ſeyn, als dieſe Entdeckung, und er kam mit ſeiner Geliebten, nachdem er ihren zweifelhaften Sinn durch die Vorſtellung des Glückes, das ihnen durch die Mittheilung an den König bevor ſtände, beſiegt hatte, überein,

dieſem von der Verſchwörung alſogleich Nachricht zu geben. Es geſchah. Dina wurde zur Beſtätigung gezogen; ſie bekräftigte Walthers Erzählung vor dem Könige und in Gegenwart der königlichen Räthe, und machte ſich anheiſchig, das ganze Geheimniß durch den Reichshofmeiſter ſelbſt zu verrathen, wofern man ihr Zeit dazu ließe. Man willigte ein, und das ſchlaue Weib entwarf den kühnen Plan dazu.

In kurzen hatte Dina ihre Reitze bey dem Grafen ſo geltend gemacht, daß ſie ſeine volle Liebe, ſein ganzes Vertrauen gewann. In einer ſüßen Stunde konnte der getäuſchte Liebhaber ihren Ueberredungen nicht länger widerſtehen, und offenbarte ihr, daß das Gift von dem Doctor Sperling für den König zubereitet worden wäre; Uhlefeld zeigte ihr ſogar den Ort, wo die Flaſche mit einer Schrift des Doctors aufbewahrt ſey. — Von jeder neuen Entdeckung hatte Dina theils dem Könige unmittelbar, theils durch Walther treulich Nachricht gegeben; allein alle dieſe Angaben konnten noch keinen überführenden Beweis bilden, und Dina verſtand ſich nun dazu, ihre Bemühungen bis zur Ueberzeugung fortzuſetzen.

Dem Oberſten Walther, der ſeither nur mit verbiſſenem Aerger dieſen ſchmählichen Auf-

opferungen zugesehen hätte, dauerte die Sache zu lange, und da er bey seiner Geliebten vollends eine gewisse Kälte wahrzunehmen glaubte: so verließ ihn die Geduld. Er erklärte Dina's damahlige Eröffnung als ein elendes Weibergeschwätz, und begegnete ihr von nun an mit der schneidendsten Gleichgültigkeit. Dieses kecke Weib, durchdrungen von dem Bewußtseyn ihrer guten Absicht, beschloß eine solche Verrätherey zu bestrafen, und entdeckte dem Grafen Uhlefeld das ganze Complott. — Beyde verbanden sich nun vorerst gegen den Obersten.

Des anderen Tages begab sich Dina zu der Gräfinn Eleonore, und zeigte ihr an, daß der Oberste Walther einen Anschlag auf das Leben ihres Gemahles gefaßt habe. — Dasselbe Gerücht verbreitete sie an allen Orten. — Eleonore versäumte keinen Augenblick, ihren Gemahl auf die Gefahr, in der er schwebe, aufmerksam zu machen. Er stellte sich heftig erschrocken, ließ sogleich alle seine Leute bewaffnen, und den König durch den Reichskanzler um Schutz bitten. Der Monarch gewährte ihm diesen auf der Stelle, und ließ ihn auffordern, denjenigen zu nennen, der es wagte, ihm nach dem Leben zu trachten; Uhlefeld nannte den Obersten Walther. —

Man zog diesen ein, und verhörte ihn. Er drang auf die Angabe der Person, die ihn bey Uhlefeld verdächtig gemacht hätte, und dieser berief sich auf Dina. Auch sie wurde nun verhaftet. Sie hatte, da sie wahrnahm, daß auch Uhlefeld sie überlistet habe, Gift verschluckt, enthüllte nun die ganze Verwickelung mit der umständlichsten Klarheit, und erhärtete ihre Aussagen und ihre Beschuldigungen gegen Uhlefeld, nachdem man dem Gifte die Wirkung benommen, durch einen Eid.

In diesen Widersprüchen und Verwirrungen stellte man die Sache vor den so genannten Herrentag, wobey der König selbst präsidirt. Der Reichshofmeister erschien mit seiner Familie und seinem Gefolge mit einer Würde und Zuversicht, die jedermann Ehrerbiethung abnöthigte, und auf eine Weile den schimpflichen Verdacht der Verrätherey unterdrückte. — Dina wurde vorgeführt. Der Anblick dieser feyerlichen Versammlung, und die Majestät, mit welcher der Reichshofmeister ernsten und ruhigen Blickes sie ansah, erschütterte ihre Standhaftigkeit; eine völlige Verwirrung ergriff das durch Gefängniß und Kummer geschwächte Weib, und sie widerrief alle ihre Aussagen. Dasselbe that sie bey einem zweyten Verhöre, und wälzte alle Schuld auf den Obersten. — So-

fort sprach der Herrentag folgendes Urtheil aus: »Daß Dina, weil ihre unerhörten Erdichtungen und Lügen des Reichshofmeisters und seiner Gemahlinn Leben, Ehre und Wohlfahrt in Gefahr gesetzt, und ihr ganzes Haus beschimpft hätten, des Todes schuldig sey.“ —

Uhlefeld verlangte nun zu seiner gänzlichen Rechtfertigung, daß Dina vorher noch die Folter erleiden solle, um ihr weitere Bekenntnisse zu erpressen. Nachdem das unglückliche Weib die Schmerzen derselben erduldet, und dabey nichts weiter ausgesagt hatte, als daß das Kind, angeblich eine Frucht ihres Umganges mit Uhlefeld, dem Obersten Walther zugehöre, widerrief sie alle ihre früheren Angaben bey dem Beichtvater bis auf die erstern, welche allein die wahren seyen. Eine zweyte Tortur preßte ihr einen neuen Widerruf aus; man war der Verwickelung überdrüssig, und machte Anstalten zur Hinrichtung. Einige Tage vorher drang der Geistliche nachdrücklich in sie, jetzt, da sie nun einmahl ein Opfer des Todes sey, doch die Wahrheit zu gestehen. »O!“ rief Dina mit wehmüthigen Worten aus, »ich will diese Wahrheit mit meinem Blute besiegeln; zwar bin ich eine große Sünderinn, aber ich sterbe unschuldig, und vor Gottes Richterstuhl will ich es bekräftigen. Meine An-

klage gegen den Reichshofmeister ist die lauterste Wahrheit." — Dina starb den 11. July 1651 mit bewundernswürdigem Muthe auf dem Blutgerüste. — Ihr Kopf wurde öffentlich zur Schau ausgestellt. Der Oberste Walther mußte auf Uhlefelds Veranlassung Dänemark und Norwegen binnen drey Wochen räumen.

Doch alle diese anscheinenden Rechtfertigungen konnten Uhlefelds unruhiges Gewissen nicht befriedigen, und er befürchtete selbst von dem fernen Walther neue und kräftigere Maßregeln. Der Hof war auch nichts weniger als von Uhlefelds Unschuld überzeugt, und den gerechtesten Verdacht gegen ihn schöpfte man aus seiner plötzlichen Abreise nach den Niederlanden, wohin er mit seiner sämmtlichen Familie heimlich abgesegelt war. Kaum hatte jedoch der König durch Uhlefelds Brief aus Helsingöhr davon Nachricht erhalten, als er ihn für einen ungehorsamen Vasallen und seiner Titel und Würden verlustig erklärte. Gleichwohl gelang es den Verwendungen seiner Freunde, und den vortheilhaften Diensten, die er bey dem Rathschildischen Friedens-Tractate der Dänischen Krone leistete, die Erlaubniß zur Rückkehr auszuwirken. Uhlefeld erschien mit den Seinigen, aber nur, um neue Anschläge auf das Leben des Königs zu schmieden und wieder zu entfliehen.

Nun war die Langmuth des Monarchen erschöpft. — Der Reichshofmeister wurde für einen Majestäts- und Landesverräther erklärt, und von dem höchsten Reichs-Tribunal über ihn ein Urtheil verhängt, nach welchem: »Uhlefeld, seine Söhne und Nachkommen in Dänemark ihres Adels und ihrer Würden entsetzt, und ihre Güter confiscirt werden sollen. Ferner sollen ihm die rechte Hand und der Kopf abgehauen, der Körper geviertheilt, und die Stücke desselben, so wie der Kopf und die Hand, zur Schau ausgestellt werden. Auf den Fall, daß man sich seiner Person nicht bemächtigen könne, soll dieses Urtheil an seinem Bilde vollzogen, auch eines seiner Häuser in Coppenhagen niedergerissen, und auf dessen Grunde eine Schandsäule errichtet, endlich ein Preis auf seinen Kopf gesetzt werden." Der Preis für denjenigen, der Uhlefelden lebendig einliefern würde, bestand in 20,000 Thalern; und dem, welcher beweisen könnte, ihn getödtet zu haben, war die Hälfte verheißen. Da man aber seiner nicht habhaft werden konnte: so riß man 1663 sein Haus in Coppenhagen nieder, und setzte eine Säule dafür hin mit der Aufschrift: »Dem Verräther Corfiz Uhlefeld zur ewigen Schmach und Schande."

Unterdessen hielt sich Uhlefeld mit seiner Familie zu Brügg auf, von wo er seine Gemahlinn nach England schickte, um des Königs Verwendung und die Rückzahlung einer großen Summe, welche sie ihm einst vorgestreckt hatte, zu erwirken. Als Eleonore aber im Begriffe war, die Rückreise anzutreten, wurde sie auf Ansuchen des Dänischen Residenten arretirt, nach Coppenhagen geliefert, und zur ewigen Gefängnißstrafe verdammt. Da Uhlefeld von diesem Umstande Nachricht erhielt, flüchtete er mit seinen drey Söhnen und seiner Tochter nach Basel, woselbst er sich unter dem Character eines Hofmeisters, mit dem Nahmen Johann Anglois, und als angeblicher Ehemann seiner Tochter, niederließ.

Nicht lange hatte sich die Familie daselbst aufgehalten, als einige Schweizer-Officiere mit Uhlefelds Söhnen, seiner Tochter wegen, gegen welche sie sich Ungebührlichkeiten erlaubt hatten, in Streitigkeiten geriethen, die bald ernstlich zu werden droheten. Die Polizey erhielt Kenntniß davon, und zog die Familie, die schon längst verdächtig geschienen hatte, in Untersuchung. Uhlefeld erhielt noch zeitlich genug Kunde davon, und eilte nach dem nahe liegenden Dorfe Riechen, woselbst er sich mit seiner Tochter verborgen hielt, um zu einer neuen

Flucht Anstalt zu machen. Seine Söhne entrannen nach Lausanne.

Die erlittenen Drangsale hatten Uhlefelds Gesundheit so zerstört, daß er unfähig war, eine Flucht zu Fuße zu unternehmen. Er entdeckte sich seinem Wirthe, jedoch nur als einen Unglücklichen, der von mächtigen Feinden verfolgt würde; und der menschenfreundliche Mann verschaffte ihm ein Fahrzeug, auf welchem sich Uhlefeld mit seiner Tochter am 20. Februar 1664 einschiffte, um sich nach Neuburg, einem Städtchen in Breisgau, zu begeben. Mitten auf dieser traurigen Fahrt befiel den Unglücklichen, dessen Schwäche und Kränklichkeit ohne dieß schon den höchsten Grad erreicht hatten, plötzlich eine heftige Kolik, die ihm die unsäglichsten Schmerzen bereitete. Uhlefeld verkündete seiner verzweifelnden Tochter stöhnend sein heran nahendes Ende, und bath, ihn ans Ufer zu bringen, und niederzulegen. Als dieß geschehen war, entdeckte er sich unverhohlen seinen beyden Führern. Das Reden hatte ihn erschöpft; er lechzte nach einem Trunk Wasser; der gerührte Begleiter reichte ihm diesen; Uhlefeld trinkt, ein Augenblick, und er — verscheidet.

Die Leiche brachte der redliche Führer nach Uhlefelds Wunsch in das nahe gelegene Kloster, wo seine Söhne, die Nachricht von die-

sem Unfalle erhalten hatten, sie abhohlten, und unter einem Baume auf freyem Felde begruben.

Carl von Gontaut, Herzog von Biron,

Admiral und Marschall von Frankreich.

Von seinem Vater, Armondi von Gontaut, Herzog von Biron, zum Soldaten bestimmt, widmete sich Carl von seinem funfzehnten Jahre an diesem Stande mit einem Eifer und mit Talenten, die schon jetzt den tapfern und großen Helden ankündigten. Carl bezeichnete seine kriegerische Laufbahn mit unzähligen Proben seines Muthes und seines Genies; in Kriegs- und Friedenszeiten errang er sich gleiche Ehre, gleichen Ruhm. Die Schlachten vor Carignan und Aumade, und die Belagerungen von Paris und Rohan begründeten endlich vollends seinen militärischen Ruf.

Heinrich der IV., empfänglich für die glänzenden Eigenschaften dieses Officiers, und dankbar für die wichtigen Dienste, die er dem Va-

terlande geleistet, schenkte ihm sein ganzes Vertrauen, seine zärtlichste Freundschaft, und überhäufte ihn mit Auszeichnungen und Belohnungen. Biron war noch nicht vier und zwanzig Jahre alt, als ihn der König (im Jahre 1589) zum Feldmarschall ernannte. Was jedoch dem jungen Manne bey dieser wichtigen Stelle an Erfahrungen und Einsichten mangelte, das ersetzte indessen sein würdiger Vater einige Zeit hindurch. Mit welcher Schnelligkeit der junge Biron sich zu dem Amte eines Feldmarschalls qualificirte, geht durch die neue Beförderung zum Admiral von Frankreich hervor, wozu ihn Heinrich schon im Jahre 1592 erhob. Zwey Jahre darauf trat er diese Würde an den berühmten Villars ab, um dafür die nicht mindere eines Marschalls von Frankreich zu erhalten.

Biron war der Gegenstand der Bewunderung Frankreichs und des Stolzes seines gütigen Monarchen. Heinrich versäumte keine Gelegenheit, seinem Lieblinge in jedermanns Augen die Ehrfurcht und Achtung zu verschaffen, die er selbst gegen ihn hegte. Im Jahre 1597, da nach der Eroberung von Amiens das Parlament den König mit einer feyerlichen Rede begrüßte, stellte er ihm diesen großen Officier mit den Worten vor: »Meine Herren, se-

het hier den Marschall Biron, den ich meinen Freunden und Feinden vorstelle." In dieser bedeutungsvollen Aeußerung spiegeln sich Heinrichs Gesinnungen gegen diesen seinen Freund auf das bezeichnendste ab. Er wollte, daß Biron seinen Freunden Bewunderung und seinen Feinden Schrecken einflößen solle; und so mußte auch der Character desjenigen beschaffen seyn, den ein Heinrich der IV. seinen Freund nennen sollte. — Im nächsten Jahre überraschte ihn der König mit der Würde eines Herzogs und Pairs, und erhob ihn zum Ordensritter, und zum Statthalter von Burgund. — Des Königs Liebe zu Biron war gränzenlos, und er scheute selbst sein Leben nicht, um das seines Günstlings zu erhalten. In dem Treffen bey Fontaine Françoise geschah es, daß Biron mitten in ein mörderisches Musketen-Feuer gerieth. Kaum bemerkte der König diese Gefahr, als er sich ohne Bedenken in sie stürzte, und den Marschall aus dem heftigsten Kugelregen mit eigener Hand befreyte. Als man Heinrich über dieses Wagestück Vorstellungen gemacht, antwortete er: »Es ist wahr; wenn ich es aber nicht thue, wenn ich selbst nicht etwas wage: so wirft es mir Biron seine ganze Lebenszeit hindurch vor." Allein Biron, der von seinem edlen Vater wohl die Tapferkeit, aber nicht die

Treue und Dankbarkeit geerbt hatte, war der Mann nicht, eine solche Großmuth und solche Aufopferungen zu würdigen. Bey einem unbändigen Stolze, von dem seine Natur beherrscht wurde, sah er in den Huldigungen seines Königs und der übrigen Welt nichts als den schuldigen Zoll seines Werthes und seiner Verdienste; und statt sich mit den Ehrenstufen, auf welche die Großmuth seines Fürsten ihn verschwenderisch gestellet hatte, zu begnügen, sannen sein Ehrgeitz und seine Herrschbegierde vielmehr unaufhörlich auf Mittel, sich, wenn auch auf den treulosesten Wegen, zu vergrößern. Birons Entwurf bezweckte nichts Geringeres, als sich zum Beherrscher von Burgund und Franche-Comté empor zu schwingen.

Wenn man zur Entschuldigung dieses frevelhaften und schändlichen Planes etwas sagen kann: so ist es der Umstand, daß er nicht unmittelbar aus Birons Seele kam, sondern ihm, während seines Aufenthaltes in Brüssel, von einem gewissen Picoté, einem vertriebenen Liguisten, der ihm, als sein ehemahliger Gefangener, daselbst seine Aufwartung machte, eingegeben wurde. Biron, aufgemuntert durch Picoté's Vorstellung, daß Spanien ihn bey diesem Projecte auf das thätigste unterstützen werde, machte mittelst eines gewissen Jacob

Lasin, eines niederträchtigen Intriguanten, mit dem Grafen von Fuentes den Vertrag, Heinrichen auf der Jagd aufzuheben und nach Spanien zu schicken, den jungen Prinzen und die Königinn durch Gift aus dem Wege zu räumen, und dann Frankreich unter Spanien, den Erzherzog Albrecht von Oesterreich, und den Herzog von Savoyen zu vertheilen, wobey Biron dann Burgund und Franche-Comté erhalten solle.

Die Ausführung dieses schwarzen Anschlages wurde jedoch durch den im Jahre 1600 mit Savoyen abgeschlossenen Frieden verzögert. Biron rastete nicht, und schickte zu neuen Verschwörungen den Baron de Lux, dem er sein ganzes Vertrauen geschenkt hatte, nach Mailand. Lasin, durch eine solche Zurücksetzung erbittert, beschließt um so eher, sich an Biron durch die Entdeckung der ganzen Sache zu rächen, als ihm sein Neffe, der Stiftshauptmann von Chartres, des Königs Verzeihung verheißt. Im Besitze der Original-Handschrift des Marschalls von jenem Vertrage, die er durch List zurück behalten hatte, tritt Lasin vor den König, und entdeckt die ganze Verschwörung. Es ist begreiflich, in welche Ueberraschung den guten Heinrich diese Kunde versetzte. Er unterließ sogleich die vorgehabte Lustreise nach Poi-

tou, und kehrte nach Fontainebleau zurück, wo er eben den Baron de Lux antraf. Der Monarch verbarg seinen Grimm, und sagte zu ihm: »Nun bin ich einer schweren Sorge los! Ich habe mit dem Lasin geredet, und von ihm erfahren, wie falsch der Herzog von Biron in vielen Dingen bey mir angegeben worden.“ — De Lux versäumte keinen Augenblick, um dem Marschall diese Nachricht zu hinterbringen, und Biron, in stolzer verblendeter Sicherheit, nahm sie wirklich für freundschaftliche Ueberzeugung seines Herrn.

Dem Könige mußte es nun darum zu thun seyn, den Marschall an den Hof zu bringen. Zu diesem Ende ließ er ihn drey Mahl, aber immer vergeblich, auffordern. Schon war Heinrich im Begriff, Biron mit Gewalt hohlen zu lassen, als er plötzlich am dreyzehnten Juny 1602 zu Fontainebleau vor dem Könige erschien. Heinrich umarmte den Treulosen innig, und mit der ganzen Empfindung eines Freundes, der bereit ist, alles zu vergessen. Er erklärte ihm auch diese Gesinnung, und forderte dafür nichts weiter als ein offenherziges Geständniß. Doch Biron entgegnete mit barschem Tone, daß er sich nichts vorzuwerfen habe, und nicht gekommen sey, sich zu rechtfertigen, sondern seine verleumderischen Ankläger zu erfahren, und

Genugthuung zu erhalten. Trotz dieser Unverschämtheit Birons behielt der König dennoch das wohlwollendste Benehmen gegen ihn bey; er führte ihn in den Garten, und unterhielt sich über Gegenstände seiner Häuslichkeit mit dem Marschall auf die vertraulichste Art, um ihm Muth zu machen, seine Anschläge zu bekennen. »Ich begehre,« sagte der König, nach mehrmahligen fruchtlosen Erinnerungen, »alles aus Ihrem eigenen Munde zu vernehmen, damit sonst niemand, als wir beyde, darum wissen.“ Wie edel, wie großmüthig, wie ganz eines Heinrichs des IV. würdig! — Allein Biron, weit entfernt von dem Gedanken, daß Lafin ihn durch seine eigenhändigen Papiere verrathen habe, beharrte unabänderlich auf seinen stolzen Erklärungen. Heinrich verließ ihn nun, und im Kampfe mit der Vorstellung von Birons Verdiensten, von seiner innigen Liebe zu ihm, und mit den Rücksichten der Gerechtigkeit, die den Marschall als einen überwiesenen Verbrecher verdammen mußte, floh der menschenfreundliche Monarch in sein einsames Cabinett, um Gott um einen richtigen Entschluß in dieser Sache anzuflehen! Die Stimme des Königs mußte die Regungen des Wohlwollens unterdrücken, und Biron war verloren.

Der Marschall Biron war eben mit der

Königinn und zwey Herren im Spiel begriffen, als Heinrich eintrat, und ihn in ein Seitenzimmer forderte, um noch den letzten Versuch auf den halsstarrigen Verräther zu machen. Mit den sanftesten Worten fragte der König den Biron, welche Unterhandlungen er denn mit dem Herzoge von Savoyen und mit dem Grafen Fuentes gepflogen habe? Voll Zorn und Erbitterung fiel ihm Biron mit den Worten in die Rede: »Sire, Sie sind gar zu zudringlich gegen einen ehrlichen Mann. Ich habe nie etwas anders im Sinne geführt, als was ich bereits angezeigt habe." »Gut denn!" rief der König hierauf voll Entrüstung, »man wird die Wahrheit anderswo suchen müssen. Ich will sehen, was ich aus dem Grafen von Auvergne werde bringen können! Adieu, Baron von Biron! Merken Sie sich nun wohl, was ich Ihnen gesagt habe!"

Rasch befahl nun der langmüthige Heinrich dem Hauptmann der königlichen Leibwache Vitry, den Marschall ungesäumt zu verhaften. Dieß geschah, als dieser die Zimmer des Königs verlassen wollte. Nach einigen Tagen wurde Biron zu Wasser nach Paris, und in die Bastille gebracht.

Als Birons Verwandte von diesem Unfall Nachricht erhielten, eilten sie sogleich zum Kö-

nige um Gnade zu bitten; und sein Bruder de la Force hielt eine rührende Rede an den Monarchen, im Nahmen aller Anverwandten. Der König vernahm ihre Bitten mit sichtbarer Gemüthsbewegung, und sagte ihnen mit weichen Worten: »Thun Sie, was Sie können, seine Unschuld an den Tag zu bringen; ich werde ebenfalls thun, was mir möglich ist." Die Bittenden schöpften aus dieser Aeußerung günstige Hoffnungen, und gingen getröstet hinweg.

Biron überließ sich in der Bastille den heitersten Aussichten; weniger auf die Verwendung seiner Anverwandten und eben nicht sehr zahlreichen Freunde, als auf die Gutmüthigkeit des Königs rechnend, war er weit davon entfernt, zu glauben, daß dieser herzliche Monarch die Freundschaft und Theilnahme, welche er gegen ihn noch in der Epoche, die seine Verrätherey enthüllt hatte, offenbarte, nun in einer so entscheidenden Krisis verläugnen und sich bloß nach den Anforderungen einer kalten Gerechtigkeit benehmen werde. Birons Selbsttäuschung ging sogar so weit, daß er die mancherley Gelegenheiten, sich aus einer so gefährlichen Lage durch ein freywilliges Bekenntniß zu ziehen, die ihm die Anhänglichkeit des Königs öffnete, ungenützt vorbey gehen ließ. Als jedoch niemand bewaffnet ihn besuchen durfte,

und man ihm bey Tiſche weder Meſſer noch Gabel geſtattete, da erwachte denn doch ſeine Bedenklichkeit, und er rief voll Aerger aus: »Ja, nun wird es mir klar, daß man die Abſicht habe, mich die Heerſtraße nach dem Greve-Platze wandern zu laſſen!"

Bey dem bald darauf angeſtellten Verhöre blieb Biron nichts übrig, als zu bekennen, da man ihn durch ſeine Papiere, die Lafin dem König eingehändigt, völlig überführt hatte, und ſogar ſein Secretär Renacé, auf den er ſich berufen, als Kläger gegen ihn aufgetreten war. Gleichwohl verfiel Biron neuerdings auf Widerruf, und erklärte in ſeiner ſtolzen Verblendung alle die gegen ihn aufgeſtellten Beweiſe für das Werk des Haſſes, und des Vorhabens, ihn zu ſtürzen. Da der König ihn nun verloren ſah, erwachte in ſeinem zärtlichen Buſen noch Ein Mahl das ganze Gefühl der Freundſchaft, und übermannt von Mitleid äußerte er ſich gegen den verſammelten Rath: »Ich will dieſen Mann nicht ins Verderben ſtürzen; aber er wollte ſich ſelbſt vorſetzlich unglücklich machen; machet indeſſen nicht, daß ich ihn verliere, wenn ihr nicht findet, daß er den Tod unausweichlich verdient; ich will ihm noch ſagen, daß er weiter keine Gnade von mir zu

hoffen hat, wenn er es auf rechtliche Ausführung ankommen läßt."

Als das Verhör geendigt war, brachte man Biron den 27. July aus der Bastille nach dem Parlaments-Hause; die Richter, an der Zahl 112 versammelten sich, und der Kanzler las ihm nachstehende Klagepuncte vor: 1) Er habe mit Picoté wegen eines verrätherischen Einverständnisses mit dem Erzherzog Albrecht von Oesterreich einen Briefwechsel unterhalten. 2) Er habe mit dem Herzog von Savoyen ohne Erlaubniß des Königs politische Unterhandlungen gepflogen, und ihm seinen Beystand gegen und wider Alle zugesagt. 3) Er habe mit diesem Herzog einen Anschlag auf die Besitznahme der Stadt Bourg und anderer Festungen gemacht; und mit ihm in einer Correspondenz gestanden, deren Zweck die Gefangennehmung des Königs, und die Bestechung oder der gewaltsame Angriff der Französischen Armee gewesen. 4) Er habe den König in Folge eines Einverständnisses mit dem Commandanten von der Katharinen-Schanze tödten wollen. 5) Es sey von ihm Lasin zu verrätherischen Unterhandlungen mit dem Herzog von Savoyen und dem Grafen Fuentes gebraucht und besoldet worden.

Die Gelindigkeit und Oberflächlichkeit dieser Klagepuncte schienen Biron das Werk des

Einflusses eines versöhnlichen Monarchen zu seyn; er schöpfte neuen Muth, und vertheidigte sich in einer langen Rede mit so viel Fassung und täuschender Gründlichkeit, daß die Richter zu seinen Gunsten vielleicht davon würden bestochen worden seyn, wenn sie durch seine Papiere nicht die unverkennbarsten Zeugen wider ihn in Händen gehabt hätten. — Bey einer zweyten Versammlung des Parlaments wurde endlich das Todesurtheil über Biron ausgesprochen, und um bey der Hinrichtung, die auf den 29. July fest gesetzt war, die Geburt und Würde des Marschalls zu schonen, und einen allzu großen Volksauflauf zu verhindern, erlaubte der König, daß sie in der Bastille vollführt werde.

An dem verhängnißvollen Tage, des Morgens um zehn Uhr, kam der Kanzler in die Bastille zu Biron. Bey seinem Anblick rief dieser erschüttert aus: »Gott, ich bin des Todes! O was ist das für eine Ungerechtigkeit, einen unschuldigen Mann ums Leben zu bringen. Wollen Sie mir, Herr Kanzler, den Tod ankündigen? — O ich bin unschuldig, man hat mir Verbrechen aufgebürdet, von denen meine Seele nichts weiß!" Biron schimpfte, fluchte, wüthete; und nur mit vieler Mühe konnte man ihn in die Capelle bringen, wo die Geistlichen seiner harrten, um ihm Trost zuzusprechen,

und ihn zum Tode zu bereiten. Als Biron ausgetobt hatte, forderte ihm der Kanzler im Nahmen des Königs das Ordenskreuz ab. Biron wog es in der Hand, und überreichte es dem Kanzler nach einer Weile mit den Worten: »Hier ist es, Herr Kanzler; ich schwöre Ihnen, so wahr ich Theil am Paradiese zu nehmen hoffe, so wahr ist es, daß ich den Statuten dieses Ordens nie zuwider gehandelt habe!" Hierauf begann Biron aufs neue in die ungestümsten Lästerungen gegen den König und die Gerechtigkeit auszubrechen; und verlangte Aufschub, um ein Testament zu machen, in welchem er auch einen kleinen Bastard und eine von ihm schwangere Weibsperson bedenken müsse. Lange Zeit hörte der Kanzler seinen unzusammenhängenden Declamationen geduldig zu, endlich aber entfernte er sich mit den Worten: »Herr Marschall, ich wünsche Ihnen einen guten Tag!" — Nun las man ihm das Urtheil vor. Bey der Stelle, daß er auf dem Greve-Platze sein Leben verlieren solle, rief Biron zornig aus: »Was? Ich auf dem Platze la Greve? Man soll mich dahin nicht bringen; und man wird es auch nicht vermögen, wenn man mich auch mit vier Pferden dahin schleppen wollte!" Ruhiger wurde Biron, da man ihm die Schonung des Königs, daß er nähmlich in der Bastille

selbst hingerichtet werden solle, ankündigte. Allein wie man auf den Punct kam, daß seine Güter confiscirt werden und der Krone anheim fallen sollten, fuhr er wüthend auf, und schrie: »Das vermag der König nicht! Meine Güter gehören meinem Bruder zu; der muß sie haben! Der König soll sich mit meinem Leben, das er mir stiehlt, begnügen.“

Nachdem Biron den beyden Geistlichen gebeichtet, trat gegen fünf Uhr Abends der Criminal-Schreiber zu ihm, und sagte: »Herr Marschall, es ist nun Zeit herunter, um zu Gott hinauf zu steigen.“ Biron schickte sich nun ganz stumm und ruhig zu dem Todeswege an, und ging mit abgemessenen Schritten durch die Wachen in den Hof; ein mehrmahliges »Ach!“ war Alles, was er hervor brachte. Seinen Mantel, seine Handschuhe, sein Geld, und andere kleine Kostbarkeiten vertheilte er unter die zunächst Stehenden; und einen Ring, den er aus der Tasche zog, gab er einem bekannten Edelmanne, mit der Bitte, ihn seiner jüngsten Schwester zu überbringen. Als er an den Fuß der kleinen Treppe des Gerüstes kam, warf er sich plötzlich auf die Knie, und bethete eine Viertelstunde lang mit Inbrunst. Dann betrat er muthig die Blutbühne, zog sein Wamms selbst aus, und verband sich

auch eigenhändig die Augen. Nachdem er bey dem Blocke niedergekniet war, wollte ihm der Scharfrichter sein langes Haar abschneiden. Doch kaum fühlte dieß Biron, als er in schnellster Wuth aufsprang, das Tuch von den Augen riß, (auf Verwendung des Herrn von Sylleri waren ihm die Hände nicht gebunden worden,) gegen den Scharfrichter anfuhr, und ihn mit den Worten bey der Brust packte: »Was hindert mich, daß ich dich, sammt der Hälfte der Zuschauer, erwürge!" Jedermann war voll Unruhe, da Biron sich nach dem Schwerte umsah; aber zum Glück bekam er es nicht zu Gesichte. Nun rief Biron den Edelmann Baranton, und bath ihn, ihm die Augen zu verbinden, und die Haare hinauf zu schlagen, was dieser denn nicht ohne Zaghaftigkeit verrichtete. Kaum war Biron wieder niedergekniet, als er neuerdings aufsprang, das Tuch wegriß und wehmüthig ausrief: »O Tod, o bitterer Tod! daß ich meinen Geist bezwingen könnte, dich muthig zu erdulden!" Nun verband er sich die Augen selbst wieder, und nahm ruhig seine vorige Stellung ein. Allein zum Schrecken der Zuschauer sprang er plötzlich wieder in die Höhe, schnellte das Augentuch weit hinweg, und rief dem Nachrichter mit grimmigen Worten zu, daß er eilen solle. Der Scharfrichter wurde nun verlegen,

und wußte sich nicht zu helfen. Endlich fiel ihm eine List bey. Er sagte zu Biron: »Herr Marschall, Sie müssen ja vorher noch Ihr Gebeth verrichten!" In dem Augenblicke, als Biron sich, freudig noch ein paar Minuten Lebensfrist zu gewinnen, dazu anschickte, ließ sich der Scharfrichter schnell das Schwert reichen; und eher man es sich versah, kollerte des Marschalls Kopf nach einem einzigen Hiebe über das Gerüst auf die Erde hinab. —

Birons Leichnam wurde noch an demselben Abend in der St. Pauls-Kirche begraben. Seine Güter überließ der menschenfreundliche Heinrich des Marschalls Bruder. Man machte ihm dießfalls Vorstellungen; allein der edle Fürst entgegnete: »Es ist recht geredet; aber ich hoffe, daß der Tod des Verbrechers seinem Bruder zur Warnung dienen, meine Güte mir ihn geneigt machen, und seinen Bruder ersetzen werde."

Robert Graf von Essex,

Englischer Großmarschall.

Dieser nachherige Emporkömmling, der unter denen, welche sich durch einen gränzenlosen Ueber-

muth ihren Untergang selbst bereitet haben, eine vorzügliche Rolle spielte, war der Sohn Qualters D'Ereux, Vicecomte von Herfort, der theils durch seine angeerbten Reichthümer, theils durch das Wohlwollen der Königinn Elisabeth, den Titel seiner Vorältern, eines Grafen von Essex, wieder erlangt hatte.— Als dieser im Jahre 1576 in Irland starb, nahm Elisabeth den zehnjährigen Robert zu sich an den Hof. Jedermann erstaunte über die außerordentlichen Geistesgaben des Knaben, jedermann bewunderte und liebte seine Schönheit und körperliche Stärke. Insbesondere zeichnete ihn die Königinn mit ihrer Huld aus, die aber Robert schon jetzt durch sein anmaßendes und dreistes Benehmen nicht selten mißbrauchte.

In dem Grade, als der junge Essex zum Jüngling und Manne heran reifte, vermehrte sich Elisabeths Neigung zu ihm; sie hatte ihm ihr Herz geschenkt, und es ist daher nicht befremdend wenn Essex in kurzer Zeit zu der Würde eines Großmarschalls, eines Generals der Artillerie, und eines Großstallmeisters hinan stieg. Nicht minder verschwenderisch bezeigte sich Elisabeth gegen ihn mit sonstigen Geschenken; und man will sagen, daß Essex über 300,000 Pfund Sterling bloß in barem Gelde von ihr geschenkt erhalten habe.

Eſſex kannte ſeinen ſchwankenden und gefährlichen Poſten zu gut, und ſein Herz neigte ſich zu ſehr mehr zur Königinn, als zum Weibe, als daß er nicht hätte trachten ſollen, das ihrige eher zu beherrſchen, als zu gewinnen. Wie der Cardinal Fleury, ſo ſuchte auch Eſſex ſeine Unentbehrlichkeit durch zuweilige plötzliche Entfernungen fühlen zu laſſen. Dieſe Politik erlaubte er ſich auch bey den geringſten Verletzungen ſeines Ehrgeitzes; und die verliebte Königinn hatte dann keine Ruhe, bis ſich Eſſex mit ihr wieder ausgeſöhnt hatte. War dieſer Glückliche unpäßlich oder krank: ſo ließ Eliſabeth täglich wohl mehrere Mahle nach ſeinem Befinden anfragen; und einſt beſuchte ſie ihn ſogar perſönlich, ſetzte ſich auf ſein Bett, und reichte ihm die Arzeneyen. Die (öffentliche) Vertraulichkeit zwiſchen der Königinn und dem Grafen Eſſex ging ſo weit, daß dieſer bey einer Unpäßlichkeit ſeiner Gebietherinn ſie ſelbſt im Schlafrocke zu beſuchen wagen konnte. — Es iſt begreiflich, wie ſehr eine ſolche Vertraulichkeit bey dem ſonſt ſo unbändigen Stolze der Königinn am Engliſchen Hofe auffallen mußte; und man urtheilte darüber ungefähr ſo, wie Heinrich der IV. von Frankreich, der einſt zu dem Engliſchen Geſandten ſagte: »Eliſabeth

wird wohl ihren lieben Esser niemahls von ihrem Unterröckchen sich entfernen lassen." —

Wenn man erwägt, mit welcher gränzenlosen Hingebung und Nachsicht Elisabeth als Weib und Monarchinn an Esser hing, und in welche vergehende Schwermuth sie nach seinem Tode verfiel, die ohne Zweifel den ihrigen beschleunigte: so muß man schon aus diesen Gründen bey dem Sturze dieses Günstlinges auf den außerordentlichen Mißbrauch seines Einflusses auf Elisabeth schließen. Und dieser Mißbrauch, und die Anmaßungen gegen die andern Großen von ihrem Hofe, werden sich in nachstehenden Thatsachen näher darstellen.

Die Königinn berathschlagte sich einst mit ihren Staatsräthen, ob es besser wäre, den Krieg mit Spanien fortzusetzen, oder Frieden zu schließen? Der Schatzmeister Burleigh stimmte aus weisen Gründen für den Frieden; Esser jedoch, um seine Wichtigkeit neuerdings geltend zu machen, erklärte sich in den unverschämtesten Aeußerungen, gleichsam im Tone des Befehles, für die Fortsetzung des verderblichen Kampfes. Burleigh, ohne dieß ein gerechter Gegner des Grafen, hohlte hierauf die Psalmen Davids herbey, und las ihm mit ernster Miene, wie prophezeyend, die bedeu-

tungsvollen Worte vor: »Der Blutgierige wird nicht zur Hälfte seiner Tage kommen.“

Als Elisabeth mit ihren Ministern sich über die neue Besetzung der Stelle eines Vice-Königs in Irland berieth, meinte sie, den Sir William Knolles als solchen dahin zu schicken, und rechnete dabey um so eher auf Essex Beyfall, als jener ein vertrauter Busenfreund zu ihm war. Allein der Graf, der lieber den Sir Jcris Careu, einen seiner Widersacher, vom Hofe entfernt gesehen hätte, erklärte sich eifrig für diesen. Die Königinn jedoch, auf die nachdrücklichste Beystimmung ihrer Räthe, blieb bey ihrem Vorschlage. Essex, über diese Zurücksetzung des seinigen entrüstet, vergißt sich so weit, daß er mit einem wüthenden Blicke der Königinn den Rücken zuwendet, und diese — lohnt den Frechen mit einer Ohrfeige. — Der Graf, weit davon entfernt, seine erzürnte Monarchinn zu besänftigen, was ihn vielleicht nur wenige Worte gekostet hätte, greift nach dem Degen, und schwört mit wüthender Geberde, daß er einen solchen Schimpf selbst von Heinrich dem VIII. nicht geduldet haben würde. In dieser Bewegung rannte er aus der Versammlung fort. — Gleichwohl glich sich die liebende Elisabeth mit dem Verwegenen wieder aus.

Einer von Essex grimmigsten Feinden war

Robert Cäcilius, königlicher Geheimschreiber; beyde haßten sich auf den Tod. Der Grund davon war die Auszeichnung und besondere Neigung, womit Elisabeth diesen Cäcilius behandelte. Er hatte schon mehrere Versuche gemacht, den beglückten Grafen bey der Königinn in Verdacht zu bringen, und sein Ansehen beym Volke zu untergraben. Allein Essex beherrschte Elisabeths Herz zu sehr, und das Volk vergötterte ihn dergestalt, daß es ihn nur immer den Englischen Achilles nannte. Doch bald sollte sich der Rachgier des Cäcilius eine günstige Gelegenheit darbiethen.

In Irland war der Graf Tir-Oen als Rebell aufgetreten, und Essex ward als Vice-König mit unumschränkter Vollmacht und einem Heere von 20,000 Mann zu Fuß und 3000 zu Pferd abgesandt, den Aufruhr zu dämpfen, und die Schuldigen zu züchtigen. Allein Essex, gegen die Königinn, und den Hof, der ihn kürzlich hart gedemüthiget hatte, erbittert, beschloß, die Gewalt, welche seinen Händen anvertraut war, zum Werkzeuge der Vergeltung zu gebrauchen, und statt die Rebellion zu unterdrücken, machte er vielmehr in geheim gemeinschaftliche Sache mit den Aufrührern. Elisabeth schöpfte sogleich Argwohn; begnügte sich aber vor der Hand damit, dem Grafen Essex

einen zärtlich drohenden Verweis zu geben. Essex, um seine verrätherischen Plane zu verschleyern, zog sich mit der halben Armee nach Ulster; doch bald enthüllten sie sich nur zu deutlich durch einen Waffenstillstand, den er auf sechs Wochen mit Tir-Oen schloß, und der offenbar zu nichts anderm dienen konnte, als den Rebellen Zeit zu neuen Verstärkungen zu gönnen. Ueber dieß brandmarkte sich Essex noch durch die unverschämte Oeffentlichkeit, mit der er mit Tir-Oen einen freundschaftlichen Umgang unterhielt.

Es ist begreiflich, daß Elisabeth die Nachrichten von dieser Treulosigkeit mit der gerechtesten Erbitterung aufnahm; und sie schrieb dem Grafen hierüber mit den drohendsten Vorwürfen. Dieses Schreiben empörte den stolzen Essex in einem solchen Grade, daß er den unsinnigen Entschluß faßte, mit seiner Armee in der Absicht nach England zurück zu gehen, um die Bezüchtigungen und Verweise, die ihm mit so viel Recht gemacht worden, durch Gewalt und Blut zu vergelten. Was seinen Zorn noch mehr aufregte, war die Nachricht, daß Cäcilius mit der Wachtmeisterstelle belohnet wurde, nach welcher er selbst schon längere Zeit getrachtet hatte. Essex war wirklich schon im Begriffe, seinen kecken Vorsatz auszuführen;

nur mit vieler Mühe konnten ihn Blunt und der Graf Southamton zurück halten. Doch trieb ihn sein verletzter Ehrgeiz unaufhörlich an, Genugthuung zu suchen. Einige Wochen nach jener Demüthigung konnte er sich nicht länger mehr bändigen, und ging, jedoch nur mit weniger Begleitung, erfüllt von der Zuversicht auf seinen persönlichen Eindruck, nach London, um seine Maßregeln zu beschönigen, und sich in dem Zutrauen seiner Monarchinn neuerdings zu befestigen.

Allein seine Erwartungen hatten ihn getäuscht. Das erste schlimme Anzeichen bey seiner Erscheinung am Hofe war, daß ihn Lord Weston ohne alle Ehrenbezeigung empfing. Ein Bedienter des Grafen wollte diesen Schimpf auf der Stelle mit dem Degen rächen, aber Essex hielt ihn zurück. Der Graf begriff nun wohl, daß er auf dem Wege der Etikette bey der Königinn keine wünschenswerthe Aufnahme finden werde, und beschloß daher das Weib zu überraschen. In der That, des Morgens darauf, siehe, da liegt zu den Füßen der betroffenen Elisabeth plötzlich der kühne Günstling. Sie empfängt ihn mit sichtbarer Verlegenheit; schon triumphirt Essex, als sich diese in Freundlichkeit verwandelt. Allein mit welchem Befremden vernimmt er den Befehl

ſeiner Gebietherinn, ſich augenblicklich in des Siegelbewahrers Haus zu begeben, und dort ihre weiteren Verfügungen abzuwarten. Vergebens verſucht Eſſex alle Waffen der Reue, der Zärtlichkeit, des beleidigten Ehrgefühles; Eliſabeth beharret ſtandhaft auf ihrem Ausſpruche; und der Graf gehorcht mit der ſicheren Ueberzeugung, daß ſchon der Umſtand ſeiner Nähe allein ihm das Herz ſeiner Gebietherinn bald wieder zuwenden werde. Eliſabeth jedoch war zu ſehr beleidigt, als daß ſie, als Monarchinn, ſich durch eine ſolche Verzeihung der Verachtung ihres Hofes hätte ausſetzen können; und wo der Staatsrath ſie in dieſer Geſinnung nicht beſtärkte, da vollendete treulich Cäcilius. — Als Eſſex längere Zeit fruchtlos auf die Ausſöhnung der Königinn geharrt hatte, nahm er ſeine Zuflucht zu der gleißneriſchen Rolle eines Wahnſinnigen, und ſchrieb wunderliche Aufſätze von der Eitelkeit des Menſchen und der Vergänglichkeit irdiſcher Glücksgüter.

Unterdeſſen wurde Sir Blunt nach Irland geſandt, und in kurzer Zeit waren die Rebellen bezwungen. Sechs Monathe blieb Eſſex im Hauſe des Siegelbewahrers gefangen gehalten, und da er nun einſah, daß das Herz der Königinn unbeweglich blieb: ſo legte er nach und

nach die Maske der Tollheit ab, und bekannte seine Vergehungen. Auf dieses hatte Elisabeth längst gewartet; denn nur ein solches Benehmen konnte ihre Verzeihung in den Augen der Welt rechtfertigen. Elisabeth erklärte, daß sie nichts weniger als des Grafen Untergang, sondern nur seine Besserung wünsche; und der erste Schritt, womit sie diese Gesinnung bestätigte, bestand darin, daß sie Essex in seinen eigenen Pallast bringen ließ.

Sofort wurde mit dem Grafen Essex auf Veranlassung des Staatsrathes ein Verhör vorgenommen. In diesem ward Essex im Wesentlichen bezüchtigt, daß er den Grafen Southamton wider den königlichen Befehl zum General der Cavallerie ernannt; daß er gegen die Irländischen Aufrührer nicht nur nicht mit der nöthigen Strenge vorgegangen, sondern ihre Anschläge im Einverständnisse mit Tir-Oen sogar befördert habe; und endlich wurde er wegen eines Briefes, den er vor zwey Jahren an den Siegelbewahrer geschrieben hatte, angeklagt, in welchem folgende Aeußerung vorkam: »Kein Sturm ist schrecklicher, als die Verachtung eines mächtigen Fürsten. Wie, sind die Fürsten unfehlbar? Können sie sich nicht irren? Können sie, und wollen sie ihren Unterthanen nicht öfters Unrecht thun?" — Diese Anklage

machte einen so heftigen Eindruck auf Essex, oder wenigstens stellte er sich so erschüttert dabey, daß er auf die Knie fiel, seine Vergehungen unter einem Strome von Thränen bereuete, und unter den Geberden eines Verzweifelnden schwor, daß er immer nur das Beste seiner angebetheten Königinn und des Reiches bezweckt habe. Dieses Schauspiel ergriff die Anwesenden mit einer solchen Gewalt, daß sie sämmtlich auch in Thränen ausbrachen. Mild genug erfolgte endlich das Urtheil über den Verräther, in Folge dessen er der geheimen Rathsstelle und des Characters eines Großmarschalls und Generals der Artillerie entsetzt wurde, und, bis zu weiteren Verfügungen der Königinn, gefangen bleiben solle.

Es ist nicht möglich, in diesem gnädigen Ausspruche gegen einen überwiesenen Verbrecher das persönliche Wohlwollen Elisabeths zu verkennen. Dieses Wohlwollen äußerte sich noch deutlicher, als Essex theils aus Politik, theils aus Ueberzeugung fortfuhr, durch ein bescheidenes Benehmen das Andenken an seine Vergehungen nach und nach zu verwischen. Elisabeth setzte ihn in völlige Freyheit, und begnügte sich damit, ihm den Hof zu verbiethen. Essex, dessen Ehrgeitz eine solche Verbannung empfindlich genug demüthigen mußte, unterließ nichts, um

die Königinn zur Aufhebung derselben zu bewegen. Unter andern ließ er ihr durch den Lord Howard hinterbringen, daß er zwar die Hand, die seine Verirrungen so gerecht gezüchtiget habe, in Ehrfurcht und Dankbarkeit küsse, daß jedoch sein Gemüth sich nicht eher beruhigen könne, als bis es ihm vergönnt sey, die Huld seiner großen und angebetheten Monarchinn in ihrer Nähe zu bewundern. Elisabeth war weit entfernt, sich durch eine so elende Schmeicheley bestechen zu lassen, und Essex blieb vom Hofe verbannt. Nun wollte der Graf von Elisabeths Mitleid das erzwecken, was ihm ihr Stolz nicht gewähren durfte; er nahm seine Zuflucht wieder zu der Maske der Tollheit, und ließ der Königinn ankündigen, daß er mit Nabuchodonosor so lange Gras essen wolle, bis es der Königinn beliebte, ihm seinen Verstand wieder zu schenken. Diese und andere Aeußerungen seiner Reue erwiederte Elisabeth jederzeit mit der Versicherung, daß sie vom Herzen wünsche, Essex Worte möchten auch mit der That überein stimmen. »Lange genug,« sagte sie einst, »hat er Proben von meiner Langmuth mißbraucht; ich muß deren nun Einmahl auch von seinem Gehorsam haben.«

Doch die Selbstverläugnungen eines Geistes, der immer gewohnt war, jeden seiner

Winke wie ein Gesetz befolgt zu sehen, konnte keiner langen Dauer fähig seyn. Essex Anmaßungen und sein Uebermuth erwachten bald um so heftiger, je länger er sie hatte unterdrücken müssen. Essex, der sich seit geraumer Zeit in seinen Einkünften so außerordentlich beschränkt gesehen, hägte den Wunsch, den Ertrag der Auflagen auf die süßen Weine in England zu genießen. Er ließ der Königinn diesen Wunsch vortragen; nein, er begehrte diese äußerst ansehnliche Begünstigung. Elisabeth erklärte, sie müsse sich von diesem Ertrage selbst genauer überzeugen, ehe sie ihn einem Andern überlassen könne. Der Graf gerieth hierüber in eine solche Entrüstung, daß er, mitten in einer zahlreichen Versammlung von Höflingen, zu seinem Rath Cuffen mit lauten Worten zornig ausrief: »Ich habe nun alle Ursache, die Königinn gering zu schätzen; denn es ist jetzt klar, daß sie mich zu der Schmach verurtheilt hat, Brosamen unter ihrer Tafel aufzusuchen.“ Essex hatte nun den Trotz, dieser Verweigerung mit der ausgelassensten Frechheit und Verschwendung zu begegnen. Er ließ den Grafen Southamton, dessen eigenmächtige Erhebung zum General unter die Anklagen gegen Essex gehört hatte, aus den Niederlanden nach London kommen, und hielt in Gemeinschaft mit Merrick

die üppigſten Gaſtereyen, bey welchen er ein Heer von Mißvergnügten und Puritanern ſchamlos um ſich verſammelte.

Es iſt natürlich, daß Eſſex durch ein ſolches Benehmen ſich ſo wohl die Verachtung jedes Edelgeſinnten, als den Unwillen der Königinn zuziehen mußte. Eliſabeths Zorn aber wurde mit einem Mahle plötzlich rege, als ſie erfuhr, daß Eſſex die Frechheit gehabt habe, zu ſagen: die Königinn ſey nun eben ſo ſchwach am Geiſte, als am Leibe. Kaum vernahm der Graf, daß Eliſabeth den Entſchluß gefaßt habe, ihn für immer mit dem Verluſte der Freyheit zu züchtigen, als er, in der Vorausſetzung des Beyſtandes des Königs von Schottland und der Puritaner, den Anſchlag zu einer förmlichen Empörung faßte. Mit den Häuptern ſeines Anhanges, nahmentlich mit Southamton, David, Ferdinand Gory und Blunt, entwarf Eſſex in einem zu ihren geheimen Berathſchlagungen eigends gewidmeten Hauſe den kühnen Plan, London feindlich anzugreifen, um ſeine Beſchimpfungen zu rächen, und ſich mit ſeinen Freunden ein glänzendes Schickſal zu erkämpfen. Nur waren ſie Anfangs nicht darüber einig, ob es zweckmäßiger ſey, ſich des Thrones oder des königlichen Pallaſtes zuerſt zu bemächtigen. Die Verſchwornen ſtimmten

endlich einhällig für das Letztere, und es wurde beschlossen, daß Blunt sich des großen Thores bemeistern, und David die Zugänge des Empfangssaales besetzen solle, wo der Graf Essex sodann mit einem zahlreichen Gefolge die Königinn selbst überraschen wolle.

Allein Elisabeth erhielt noch zeitlich genug Nachricht von diesem verrätherischen Vorhaben, und ließ den Grafen in das Haus des Schatzmeisters vorfordern; eine Nachsicht, die mit vollem Rechte tadelnswerth war. Essex läßt sich mit einer Unpäßlichkeit entschuldigen. Da wird er eines Tages in seinem Pallaste plötzlich von dem Siegelbewahrer, dem Grafen Worcester, dem Lord Knolles und dem Oberrichter von England überrascht. Sie trafen den Grafen in Gesellschaft Southamtons und Rutlands, mitten unter einem Haufen von Volk in eifrigstem Gespräche. Der Siegelbewahrer erklärte nun Essex, daß er mit den Seinigen gekommen sey, um auf Befehl der Königinn die Ursache seines Anschlages zu vernehmen, und ihm anzukündigen, daß Elisabeth bereit sey, ihm in seinen Ansprüchen Gerechtigkeit zu verschaffen. Essex, statt diese Großmuth, auf deren Wahrheit er gleichwohl hätte bauen können, zu bewundern, rief mit lauter zorniger Stimme aus: »Ich weiß, daß man mir nach dem Leben

trachtet; aber ich bin ruhig unter dem Schutze dieser treuen Männer.“ Der Siegelbewahrer war eben im Begriffe, dem Grafen fernere Vorstellungen zu machen, als das vom Weine und Verblendung erhitzte Volk wüthend aufschrie: »Lasset uns gehen, sie kommen, Euch meuchelmörderisch zu fangen; aber wir wollen ihnen zuvor kommen, schlaget sie todt, schlaget sie todt!“

Essex beruhigte den zügellosen Haufen, und entfernte ihn sammt Southampton und Nutham. Dann bath er die Abgesandten, einige Augenblicke zu verweilen, er wolle gleich wieder erscheinen. Doch kaum hatte er den Saal verlassen, als die Thüren sich schließen, und die Abgeordneten sich schändlich gefangen sehen.

Unterdessen eilte Essex mit einer zusammen gerafften Truppe von 200 Mann nach der Stadt, und suchte seine Begleitung durch den unaufhörlichen Ausruf zu vermehren: »Vor die Königinn! Vor die Königinn! Man trachtet mir nach dem Leben!“ Allein das mißtrauische Volk ging ihm aus dem Wege. Auf diesem unsinnigen Zuge kam Essex an das Haus des Scheriffs Smith. Als dieser den Rasenden ansichtig ward, eilte er durch eine Hinterthür zum Lord-Mayor. Sofort erscheint ein Herold in zahlreicher Begleitung, und ruft den Grafen sammt seinem Anhange als Verräther

aus. Diese Begegnung benahm den Wüthenden den Muth, und er gab Befehl, die gefangenen Abgesandten zu befreyen.

Während dessen war Blunt zu Wasser gegen den königlichen Pallast angezogen, und da Essex sich mit ihm vereinigen wollte, fand er das westliche Ende der Paulskirche durch eine Kette gesperrt, und auf der anderen Seite bewaffnetes Volk. Entrüstet zieht er den Degen, und ruft Blunt zu, den Pöbel anzugreifen. Doch kaum beginnt dieser den Angriff, als er, tödlich verwundet, dahin stürzet, und Essex einen Schuß durch den Hut erhält. Erschrocken über die Gefahr, und in der Ueberzeugung, daß er hier gegen die Ueberzahl nichts vermöge, enteilte der Graf nach seinem Pallaste. Kaum ist er eingetreten, als der Pallast von Soldaten umringt ist, und Essex aufgefordert wird, sich zu ergeben. Die Leute des Essex schlugen die trotzigste Vertheidigung vor; allein der Graf hielt es für klüger, der Uebermacht zu weichen, und durch eine freywillige Uebergabe die Gnade der Königinn wo möglich noch zu gewinnen. Abends um zehn Uhr ergab sich Essex mit den Seinigen, nachdem auf beyden Seiten nebst dem alten Salisbury drey Personen umgekommen waren. Essex Hoffnungen auf die Nachsicht der Königinn blieben unerfüllt, er wurde mit Southam-

ton in den Tower gefangen gesetzt, und in peinliches Verhör genommen.

Im Verfolge desselben wurden beyde bezüchtigt: »daß sie der Königinn nach Krone und Leben gestrebt, den königlichen Pallast angefallen, und sich über dieß durch die Gefangennehmung der Reichsräthe, und durch die gewaltthätige Widersetzlichkeit gegen den königlichen Befehl durch den Herold, so wie durch die Aufwiegelung des getreuen Volkes des Hochverrathes insbesondere schuldig gemacht haben." Essex und Southamton wollten nun ihr Verfahren mit dem Drange der Noth entschuldigen, und beriefen sich auf das Recht der Natur; doch Yverton bewies ihnen, daß das Gesetz der Natur da keine Rechtfertigung abgeben könne, wo die Majestät verletzt würde. Die beyden Verbrecher mußten nun abtreten, und die Richter beriethen sich eine Stunde lang. Essex und Southamton wurden jetzt wieder vorgeführt, und des Hochverrathes überwiesen. Da Lord Stewart, welcher das Urtheil gesprochen, dem Grafen Essex den Stab brach, wurde dieser heftig erschüttert, und von der Wahrheit seiner Vergehungen aufrichtig durchdrungen. — Als er Cuff ansichtig ward, brach er wehmüthig in die Worte aus: »O Cuff, Cuff, bitte Gott und die Königinn um Ver-

zeihung; Du bist das Werkzeug meines Verderbens!" Dann ersuchte Essex die Pairs, die Königinn in seinem Nahmen zu bitten, daß sie ihn nicht öffentlich möchte hinrichten lassen, was ihm hernach auch bewilliget wurde.

Das unglückliche Schicksal, in welches sich Essex selbst gestürzt hatte, ergriff das noch immer zärtliche Herz Elisabeths um so schmerzlicher, als sie ihren Liebling, der nun, in der Ueberzeugung von der Unerbittlichkeit seiner beleidigten Monarchinn, keinen einzigen Versuch mehr unternahm, ihre Gnade zu erlangen, und sich in voller Ergebung zu seinem tragischen Ende bereitete, jetzt ohne Rettung verloren sah. Gleichwohl hätte Essex Erhörung finden können, wenn er sich bey dem einzigen Mittel, das er dazu ergriff, nicht zweckwidrigen Händen anvertraut haben würde, wie das Nachstehende darthut.

Der schlaue Essex hatte einst, bey seiner Zurückkunft von seinen rühmlichen Operationen auf Cadix, der Königinn in den rührendsten Ausdrücken vorgestellt, wie schwer seinem Herzen solche Entfernungen von seiner angebeteten Monarchinn fielen, und wie leicht seine Feinde solche Abwesenheiten dazu mißbrauchen könnten, ihn ihr verdächtig zu machen. Elisabeth, durch eine so lange Entbehrung ge-

gen ihren Geliebten noch heftiger entbrannt, und hingerissen von der innigen Besorgniß, welche Essex Worte in ihr erweckten, schenkte ihm einen kostbaren Ring; und versicherte ihn in voller Schwachheit und Hingebung, daß der bloße Anblick desselben schon hinreichen würde, ihm, bey einer allenfälligen Verleumdung oder Vergehung, Rechtfertigung und Vergessenheit zu bewirken; ja, sollte er auch noch so sehr in die gerechteste Ungnade fallen: so bedürfe es nur der Vorzeigung dieses Ringes, um sie vollkommen und auf immer auszusöhnen. Deutlicher hätte Elisabeth den schwachen Character ihres Geschlechtes in der That nicht an den Tag legen können; und der Erfolg sollte dem nun nicht mehr ungewöhnlichen Weibe auch die bitterste Demüthigung einer so ausschweifenden Selbstgeringschätzung bereiten. —

Essex hatte zu sehr auf die Nachsicht Elisabeths bauen können, als daß er bey so häufigen Unfällen, die ihm sein Stolz und sein Uebermuth zugezogen hatten, sich jenes Ringes hätte bedienen sollen; und er bewahrte ihn daher für einen äußersten Fall sorgfältig auf. Jetzt aber, da ihm der Tod unausweichlich scheinen mußte, entschloß er sich, von jenem theuern Geschenke Gebrauch zu machenn, und vertraute

den Ring der Gräfinn Nottingham an, ihn der Königinn zu überreichen. Es ist nicht zu erklären, wie Essex auf diesen Gedanken verfallen konnte, da der Graf Nottingham sein offener Feind war. Auf die Forderung ihres Gemahles unterließ es die Gräfinn, den Ring der Königinn zu bringen, während diese mit jeder Stunde, mit jeder Minute in der bangsten Sehnsucht seiner harrte. Elisabeth kannte den unüberwindlichen Starrsinn des Grafen Essex; und da sie auf jenen Ring unter den heftigsten Kämpfen ihres königlichen Amtes, und den Regungen ihres Herzens lange genug vergebens gewartet hatte: so schloß sie endlich auf die stolze Hartnäckigkeit des bereits in aller Form zum Tode Verurtheilten, und unterschrieb, von Rachsucht und Politik aufgefordert, getrieben, bestürmt, das verhängnißvolle Urtheil. So konnte Essex seinem blutigen Ende nicht mehr entrinnen. —

Sein Todestag erschien. — Es war der siebente März 1601. Des Morgens um acht Uhr wurde Essex von 16 Mann aus der Garde nach dem Tower gebracht. Er betrat muthig das Gerüst, und bath die Anwesenden, für das Heil seiner Seele zu bethen. Dabey zog er den Hut ab, und flehte den Himmel reumüthig um Vergebung seiner Unthaten an, deren er,

wie er sich ausdrückte, mehr, als er Haare auf dem Haupte habe, begangen hätte. Darauf bethete er um Segen für die Königinn, für das Volk, und insbesondere für seine eigenen Feinde. Nachdem er den Glauben gebethet, und dem Scharfrichter verziehen hatte, legte er gefaßt und schnell den Hals auf den Block hin. Erst auf den dritten Hieb war das Haupt vom Rumpfe getrennt.

Essex starb in der Blüthe seines Lebens, im 36. Jahre. Es ist denkwürdig, daß sein Vater auf dem Todbette die Seinigen erinnert hatte, diesem seinem zehnjährigen Sohne das 36. Lebensjahr nachdrücklich zu Gemüthe zu führen, da er es eben so wenig erreichen werde, als es sein Vater und Großvater erreichet hätten.

Kurze Zeit darauf, als Essex verblutet hatte, verfiel die Gräfinn Nottingham, gepeinigt durch ein befleckes Gewissen, in eine schwere Krankheit, in welcher sie sich oft bewußtlos als die Urheberinn von Essex Tode anklagte. Die Gräfinn bath Elisabeth um eine geheime Unterredung, und entdeckte ihr weinend das unglückliche Geheimniß. Elisabeth wüthete wie eine Wahnsinnige, überhäufte die Gräfinn mit den zügellosesten Beschimpfungen, und verließ sie unter den entrüsteten Worten: »Gott möge Ihnen vergeben; ich aber nimmermehr!" Von

diesem Augenblicke an war Elisabeth untröstlich, eine verzehrende Schwermuth ergriff sie, und das Leben wurde ihr zur Last. Es kann scheinen, daß man das beschleunigte Ende dieser Fürstinn jener Entdeckung nicht mit Unrecht zuschreibe.

Bey Essex Tode war Elisabeth 68 Jahre alt, der Graf war demnach um 32 Jahre jünger. Bey einem solchen Unterschiede des Alters könnte Elisabeths Liebe thöricht scheinen, wenn es nicht wahr wäre, was der scharfsinnige Walpole behauptet. »Um zu lieben,« sagt er, »ist es nicht eben nothwendig, jung zu seyn; wenn der Graf Essex 68 Jahre alt gewesen wäre, vielleicht wäre dann Elisabeth nicht in ihn verliebt gewesen.«

Die Theilnehmer des Grafen Essex wurden theils enthauptet, theils, wie Cuff und Merrick, durch den Strang hingerichtet, oder, wie Southamton, Nevill und Smith, zum lebenslänglichen Kerker verdammt.

Elisabeth hatte den Kopf des Essex in einem ihrer geheimen Zimmer aufbewahrt; und als noch in dem Jahre von des Grafen Tod der Französische Gesandte Biron an ihren Hof kam, wies sie ihm den Kopf dieses bestraften Günstlinges, gleichsam zu einer stummen Lehre.

Alexander Fürst von Menzikow,

Russischer Staats-Minister.

Dieser Günstling war einer von denen, welche sich aus der niedrigsten Herkunft empor geschwungen. — Der Sohn eines Bauers aus der Gegend von Moskau wurde er in dieser Stadt zu einem Pasteten-Bäcker in die Lehre gegeben. Ein Bret mit diesem Gebäcke, der Lieblingsspeise des Russischen Pöbels, auf dem Kopf, durchzog der junge Menzikow wohlgemuth die Straßen von Moskau; und seine lustigen Lieder so wohl als sein einnehmendes Aeußere verschafften ihm viele Kundleute, so daß sein Principal mit ihm ungemein zufrieden war. Bald machte sich der liedereiche und verständige Pasteten-Junge in dem großen Moskau bekannt, und zog unter andern auch die Aufmerksamkeit des berühmten Lefort auf sich, welcher damahls das Ruder des Staates lenkte. Lefort fand Gefallen an dem muntern Wesen und den sprechenden Gesichtszügen des jungen Menschen, die ihm einen Mann von Geist anzukündigen schienen; und bald gefiel sich Ale-

xander in der glänzenden Bedienten-Liverée des mächtigen Staatsmannes.

Dieß war die erste Stufe auf der Glücksleiter dieses Emporkömmlings. — Der junge Czar, nur zwey Jahre älter als Alexander, fand Geschmack an dem liebenswürdigen Bedienten Leforts; und dieser, theils um sich dem Kronprinzen gefällig zu bezeigen, theils aus der humanen Absicht, Menzikows Fortkommen zu befördern, brachte ihn in seines jungen Gebiethers Dienste.

Der Czarewitz fand ein außerordentliches Wohlgefallen an seinem neuen Diener, zeichnete ihn auf alle mögliche Arten vor seinen andern Domestiken aus, und gab ihm alle Gelegenheiten an die Hand, seine hervorstechenden Anlagen zu entwickeln. Aus diesem Grunde sah er es gern, daß Lefort bey der großen Gesandtschaft im Jahre 1697 den jungen Menschen mitnahm. Diese Reise war es auch, welche die noch schlummernden Fähigkeiten Menzikows zuerst weckte, und ihn selbst mit dem Gefühle derselben bekannt machte. An der Hand des erfahrenen, kenntnißreichen und wohlwollenden Lefort that der junge Mann die ersten Blicke in die Gebiethe der Staatswirthschaft, des Militär-Wesens und der bürgerlichen und politischen Verfassungen überhaupt; schnell hell-

te ſich ſeinem empfänglichen Geiſte eine ganz neue Welt der Begriffe auf, und bald genoß der menſchenfreundliche Lefort den ſüßen Triumph bey dem Anblicke der auffallenden Veredlung ſeines gelehrigen Zöglings. — Doch — er genoß ihn nicht lange, der Tod riß den liebevollen Lehrer hinweg.

Dieſer Umſtand zog ſchnell eine gänzliche Reform der Ruſſiſchen Staatseinrichtung nach ſich, und niemand war durch den Verluſt dieſes ausgezeichneten Miniſters betroffener, als Peter der I. ſelbſt. Der Monarch fühlte nur zu bald das ungeheuere Gewicht dieſes Verluſtes, und dieſer mußte ihm um ſo empfindlicher fallen, als ſich nun alles ſeinen weiſen Planen ohne Scheu widerſetzen konnte. In dieſer Lage glaubte Peter die Stelle ſeines einzigen Freundes nicht würdiger, als — durch Menzikow erſetzen zu können; wenigſtens wollte er es nicht unterlaſſen, zu verſuchen, ob das außerordentliche Zutrauen, womit Lefort ſeinen Liebling belohnt hatte, ſich rechtfertigen werde. — Menzikow war bald der erklärte Günſtling des Czars, und in kurzer Zeit hatte dieſer kluge, geſchmeidige und liebenswürdige junge Mann alle Stellen eingenommen, die Lefort einſt bekleidet hatte.

dienste seines unentbehrlichen Lieblings gedenkend, war versöhnet.

Noch nachsichtiger war Peter bey mindern Vergehungen des Fürsten, deren er sich in dem Maße erlaubte, als er in seines Herrn jeweiliger Gunst stand. Zum Beyspiel wurden Petern einst mehrere Beweise von neuen Veruntreuungen Menzikows vorgelegt; er eilte sogleich nach dessen Wohnung nach Wassilej-Ostrow, wo er sich eben aufhielt, trifft ihn noch im Bette, züchtigte ihn mit einigen Stockschlägen, und verließ ihn mit gnädigen Worten. Auf dem Rückwege stößt der Czar auf eine Schar von Leuten, die im Begriffe sind, dem Fürsten zu seinem Nahmenstage Glück zu wünschen; Peter schließt sich an, und bald steht er wieder vor Menzikows Bette. Dieser kommt vor Schrecken außer sich; denn er befürchtete, Peter wolle seine Züchtigung in Gegenwart aller dieser Leute wiederhohlen; allein Peter eilt auf den Betroffenen zu, und beruhigte ihn mit den Worten: »Ich habe gehört, daß heute Dein Fest sey; ich bin daher mit diesen guten Leuten gekommen, Dir Glück zu wünschen, und bey Dir zu schmausen.“ — Und auf ähnliche Arten suchte Peter jedes Mahl seine kränkende Härte gegen den Günstling, zu der ihn sein jähzorniges Temperament hin-

geriſſen, wieder gut zu machen. Es lag ſonſt nicht in dem ſtrengen Character des Czar, eine Beleidigung ſo bald zu vergeſſen, oder ungeſtraft zu laſſen; am allerwenigſten ließ es ſein Stolz zu, eine ein Mahl vorgefaßte und unternommene Züchtigung wieder zurück zu nehmen, oder zu vergüten; und die edle und großmüthige Behandlung gegen einen Miniſter, deſſen ſchwere und wiederhohlte Vergehungen den Unwillen ſeines Herrn aus moraliſchen und politiſchen Gründen in Aufruhr bringen mußten, dieſe Behandlung beweiſet zur Genüge die Verdienſte und die Unentbehrlichkeit Menzikows.

Doch würde Peter nicht umhin gekonnt haben, gegen Menzikow mit der verdienten Strenge zu verfahren, und ihn öffentlich als einen Verbrecher zu behandeln, wenn er alle die Züge ſeiner Treuloſigkeit erfahren hätte. Unter dieſen iſt folgender einer der bedeutendſten, der zugleich beweiſet, mit welcher Unverſchämtheit Menzikow ſeiner Habſucht auf Koſten der Krone und des Ruhmes ſeines Herrn fröhnte. — In Folge verſchiedener und bis jetzt noch dunkler Verhältniſſe ſollte Schwediſch-Pommern dem Ruſſiſchen Reiche einverleibt werden; ein Umſtand, der Petern um ſo wünſchenswerther war, als es längſt unter ſeine liebſten Plane gehört hatte, auf dem Deutſchen Reichstage

Sitz und Stimme zu erhalten. Allein das Preußische Cabinett, besorgt über einen so gefährlichen Gränznachbar, suchte auf alle erdenkliche Weise die Sache zu hintertreiben, und wendete sich endlich nach mehreren mißlungenen Versuchen an den Fürsten Menzikow im vollen Vertrauen auf seinen Einfluß, mit einem Geschenke von zwanzig tausend Ducaten. — Die Summe war für Menzikows Geldgier zu lockend, als daß er hätte widerstehen können; und in kurzen hatte er es durch die schlauesten Machinationen bey dem Czar dahin gebracht, daß dieser von der Besitznehmung Pommerns völlig abstand. —

Doch müßte man bey dem klar sehenden Auge und dem selbstständigen Charakter des Czars über die ausschweifende Nachsicht gegen Menzikows Verräthereyen gleichwohl erstaunen, wenn man nicht erwägte, daß dieser Günstling sich unter dem Schutze Katharinens sicher wissen konnte. — Hingegen war es auch Menzikows rastloseste Bestreben, für den Vortheil seiner Monarchinn, seiner Freundinn und Vertrauten zu wirken; und Beyde arbeiteten zu gemeinschaftlichen Zwecken einhällig hin. Menzikows Werk war es, daß Peter seine Gemahlinn im Jahre 1724 zur Thronfolgerinn erklären, und als solche förmlich krönen

ließ. Diese Facten können hinlänglich beweisen, welchen unumschränkten Einfluß dieser Minister auf die Entschlüsse des Kaisers behauptete.

Die außerordentliche Gnade, welche Menzikow von seinem Monarchen genoß, hatte ihm schon früher die Würde des ersten Staats-Ministers und des ersten General-Feldmarschalls aller Russischen Armeen erworben; nun erhob ihn Peter auch noch zum Herzog von Ingermanland. Dieß war die Epoche, in welcher Menzikow den höchsten Gipfel seines Glanzes erklommen hatte. Alle auswärtige Höfe, überzeugt von der überwiegenden Macht dieses Ministers, buhlten um seine Freundschaft, und wendeten alles an, ihn sich gewogen zu machen. So ernannte ihn das Wiener-Cabinett zum Reichsfürsten, und die Höfe von Copenhagen, Berlin und Dresden schickten ihm ihre Orden zu.

Allein keine Auszeichnung, keine huldreiche Nachsicht Peters bey wiederhohlten Treulosigkeiten, konnte den habsüchtigen Mann auf rechtlichere Gesinnungen bringen, das Gefühl der Dankbarkeit und der Ehre war in seinem unedlen Herzen niemahls erwacht. Die Krankheit Peters, deren Opfer er in einigen Monathen darauf wurde, statt Menzikows Theilnahme zu erwecken, war ihm vielmehr eine willkommene

Gelegenheit, seine Habsucht ungestört zu befriedigen. Der Elende erlaubte sich die niedrigsten Mittel. Der Czar erfuhr es, wüthete vor Zorn, und sprach das Verdammungsurtheil über den Verräther aus. Doch Katharina — ermangelte nicht, durch den Grafen Jaguschinsky des Monarchen Unwillen zu besänftigen, und in Verzeihung zu verwandeln.

Früher schon, war das Einverständniß zwischen Katharina und Menzikow, das sie, frech genug, nicht einmahl zu verhüllen sich die Mühe nahmen, dem Monarchen aufgefallen, und der Gegenstand seines Unmuthes gewesen. Nun, während Peters Hinfälligkeit, mißbrauchten sie seine Ohnmacht durch die gewaltthätigsten Eingriffe in seine Verfügungen, und durch die unverschämteste Willkühr in den Staatsangelegenheiten. Diese Mißbräuche waren so auffallend, daß sie mitten durch die Schar der Creaturen der beyden Verbündeten bis zum Krankenlager des Monarchen drangen. Peter schwor Beyden die unbarmherzigste Strafe. — Katharina und Menzikow beriethen sich über diese Bedenklichkeit, sie stand ihren Entwürfen für die Zukunft zu gefährlich im Wege, — ihr Beschluß ging dahin, mit Peters Aerzten gemeinschaftliche Sache zu machen. — Kurze

Zeit darauf gab der große Monarch den Geist auf. — —

Katharina bestieg den Thron. — Ihre Dankbarkeit gegen Menzikow überstieg alle Gränzen wie ihr Vertrauen zu ihm. Das erste Jahr ihrer Herrschaft ließ sie ihren Freund unumschränkt walten; allein Menzikow, obgleich nun am Ziele seiner kühnen Wünsche, hatte gleichwohl weder Mäßigung, noch Ehrgefühl genug, eine Treulosigkeit abzulegen, deren er jetzt nicht einmahl mehr bedurfte. Katharinens Gunst für Menzikow sank in dem Maße, als sie sich von der unabänderlichen Verworfenheit seines Characters überzeugen konnte. Bald darauf berief sie den Baron Schaphirow von seiner Verbannung zurück. — Schaphirow war Menzikows Todfeind, und dieser sah nun zu deutlich ein, daß er der Monarchinn Gnade eingebüßt habe. Nicht minder bemerkbar wurde ihm die schlaue sanfte Gewalt, mit der Katharina ihn allmählich von den Staatsgeschäften zu entfernen suchte. Aufforderung genug für den Stolzen und Mächtigen, sich den verlornen Einfluß mit Gewalt zu erzwingen. — Doch dieses mußte um so schwerer gelingen, als das Heer seiner Feinde, nun mit der Monarchinn selbst im Bunde, sich seinen Versuchen mit der entschiedensten Kraft entgegen stemmte. Vergebens

nahm Menzikow jetzt die Miene des Reuevollen an: Katharina ließ sich nicht berücken; denn eine Reihe von Erfahrungen, aus den Zeiten ihres Gemahles, weissagte ihr den Unbestand einer über dieß noch so heuchlerischen Besserung.

Menzikow sank von Tage zu Tage tiefer in der Gnade der Kaiserinn, tiefer in dem Ansehen des Hofes, tiefer in der Anbethung der Nation. Seine Entwürfe, dereinst mit dem unmündigen Kronprinzen zugleich das Reich zu beherrschen, sah er vernichtet; dieses höchste Gut, das sein habsüchtiger und stolzer Geist sich geschaffen, sollte mit Einem Mahle dahin seyn. Aber schon früher hatte seine verworfene Seele ein Mittel im Hintergrunde, von dem er zwar nur im äußersten Falle Gebrauch zu machen gedachte. — Dieser äußerste Fall war jetzt eingetreten; — der Unmensch schauderte nicht vor dem Gedanken einer empörenden Ausführung; der beglaubigte natürliche Tod des Czar hatte seinen schändlichen Muth befestigt — und bald war Katharina nicht mehr unter den Lebendigen. —

Nun ging Menzikowen die Sonne seines Glückes von neuen auf. Die Regierung des unmündigen und schwachen Peters des II. war lange Zeit ganz allein die seinige; und sein

Glanz sollte durch die Vermählung seiner Tochter mit dem Czar aufs höchste steigen. Allein seine unersättliche Geldgier verhinderte nicht nur diesen Ruhm, sondern führte auch seinen Sturz herbey.

Der Czar hatte seiner Schwester eine sehr große Summe Geldes zur Bestreitung verschiedener außerordentlicher Ausgaben zum Geschenke bestimmt. Diese Summe faßte Menzikow mit lüsternen Klauen, unter dem Vorwande, daß er sie einstweilen bey sich behalten, und den Monarchen bey Gelegenheit auf den Werth des Geldes aufmerksam machen wolle. — Eines Tages, da Menzikow den Czar in seinem Pallaste Wassilej-Ostrow, woselbst dieser sich auch aufzuhalten pflegte, nicht antrifft, begibt er sich ganz ohne Arges nach dem Sommergarten, um seinen Herrn da aufzusuchen. Menzikow wird mit der entschiedensten Kälte aufgenommen, vom Czar mit den bittersten Vorwürfen und Drohungen überhäuft; und sogleich wieder entlassen. Nicht lange, so brach das Ungewitter über den Treulosen vollends herein. — Der General-Lieutenant Soltikow kündigte ihm im Nahmen des Kaisers an, daß er seiner Ehre und Würden, seiner Orden, seines Vermögens und seiner Freyheit verlustig sey. — Alsbald wurde die Confiscation seines Vermö-

Russischen Armeen, Senator, erster Staats-Minister, Ritter aller Russischen Orden, und auswärts Ritter des weißen und schwarzen Adler-, des Elephanten- und Hubert-Ordens. — Seine Besitzungen waren ungeheuer, was man aus dem Umstande schließen kann, daß er über hundert tausend Bauern zu Unterthanen hatte. — Bey der Confiscation seines Vermögens fand man an Kostbarkeiten und barem Gelde einen Werth von vielen Millionen Rubel.

Roderich Calderon, Graf von Oliva.

Spanischer Schatzmeister.

Roderichs Vater, Francesco Calderon, war ein gemeiner Kriegsknecht in Spanischen Diensten. Als Roderichs Mutter, bald nach ihrer Entbindung mit ihm, starb, nahm Francesco seinen Abschied, und begab sich mit seinem Sohne von der kleinen Stadt Antorff, wo er in Garnison lag, nach seinem Geburtsorte Valladolid, woselbst er einige kleine Grundstücke besaß, und verheirathete sich zum zweyten Mahle.

Der junge Roderich, gekränkt durch die unaufhörlichen Verfolgungen seiner bösartigen

Stiefmutter, bemühete sich, das Haus seiner Aeltern mit einer fremden Anstellung zu vertauschen. Seine ungemeinen Talente, sein wohlgebildetes Aeußere und sein freundlicher liebenswürdiger Character, noch mehr aber die Verwendungen seiner zahlreichen Freunde, unter denen sich auch Personen von Einfluß befanden, verhalfen ihm zu einer Stelle bey dem Unterkanzler von Arragonien. Hier entwickelten sich Roderichs seltene Fähigkeiten in einem solchen Grade, daß ihn der Unterkanzler bald zu seinem ersten Secretär erhob. — In dem Maße, als Roderich seinen eigenen hohen Werth zu fühlen begann, bemühete er sich auch, sein Glück zu verbessern; und bald gelang es ihm, in die Dienste des Herzogs von Lerma aufgenommen zu werden. Jetzt eröffnete sich ihm mit Einem Mahle eine glänzende Laufbahn. In schnellen Fortschritten gelangte Roderich zu dem Amte eines Aufsehers der königlichen Kleiderkammer, und zu der Stelle eines königlichen Geheimschreibers, in welcher er dem Grafen Villaloga nachfolgte. Die wichtigsten und geheimsten Staatsunterhandlungen gingen nun durch seine Hände, und er wußte seinen schwierigen Posten mit der Fertigkeit eines umfaßenden Geistes, und der Gründlichkeit ausgebreiteter Einsichten so würdig auszufüllen, daß seine Vorgesetzten

ſich um ſeine Freundſchaft, ſeine Untergebenen um ſeine Gewogenheit gleich eifrig bewarben.

Das Anſehen, in welchem Don Rodrigo nun ſtand, ſein liebenswürdiger Character, und ſeine ſchöne und edle Männlichkeit mußten ihm den Eingang bey den Madriter Damen ſehr erleichtern. Er benutzte dieſe Gelegenheiten, und ſein Ehrgeiz ſpähte nach einer Verbindung, die ſeine Vergrößerungsplane befördern könnte. Es war die Gräfinn Oliva, nach deren Hand ſeine Wünſche trachteten. In kurzer Zeit war ſie ſeine Gemahlinn, und die Verhältniſſe, in denen dieſe Dame mit dem Hofe ſtand, verſchafften ihm bald den St. Jacobs-Orden, und die Würden eines Vogtes von Ocanna, eines Markgrafen von Siebenkirchen, und endlich eines Hauptmanns der Deutſchen Leibwache des Königs.

Auf dieſer Stufe des Glückes gedachte Graf Oliva ſeines Vaters. Er ließ ihn an den Hof kommen, und verhalf ihm zu dem Johannes-Orden und zu dem Stande eines Grafen von Suegro, der ſonſt nur denjenigen verliehen wurde, welche die beſondere Gnade des Monarchen genoſſen.

Mächtig ſtrahlte Rodrigo's Anſehen über Spanien; er war der Abgott ſeiner Nation.

Alles huldigte dem Großen, dem Mächtigen, dem Bewunderten. Aber bald erwachte sein Uebermuth; Rodrigo's Hochmuth verachtete den Adel; sein Stolz zertrat das Volk, seine Prachtliebe verdunkelte den Aufwand des Königs selbst. — Da fällt mitten in dem Wirbelrausche seines Glückes und Forts der Herzog von Lerma plötzlich in Ungnade, und wird des Hofes verwiesen. Rodrigo war des Herzogs von Lerma innigster und öffentlichster Freund; dieser seine mächtigste Stütze. Kaum ist Lerma entfernt, als Rodrigo's Gegner und Neider, und alle die stillen Beobachter seiner Vergehungen nun auf ein Mahl als Kläger gegen den Einzelnen auftreten. Rodrigo wird mehrerer Mordthaten bezüchtigt, und die unläugbarsten Beweise überführen ihn der unverschämtesten Veruntreuungen an dem königlichen Schatze.

Oliva erhielt zeitlich genug Kunde von dem Ungewitter, das über seinem Haupte sich erhob; er brachte in aller Eile seine Papiere und Kostbarkeiten zusammen, und flüchtete nach Valladolid, in der Hoffnung, daß der Unwille des Königs und der Zorn des Volkes durch Zeit und Entfernung sich von selbst auflösen würden. Allein eben dieser Schritt erweckte den Verdacht des Königs, welcher nun eine förmliche Untersuchung anstellen ließ.

Eines Abends, da Rodrigo sich in Gesellschaft seiner innigst vertrautesten Freunde in Valladolid befindet, öffnet sich plötzlich die Thür, der überraschte Rodrigo wird von dem Rathsherren Romiez Farinas verhaftet, und auf die Festung Montecheś in Verwahrung gebracht. So fort durchsuchte man seine Papiere, und fand die überzeugendsten Bestätigungen seiner angeklagten Verbrechen. Da der Ueberwiesene gleichwohl auf seiner Unschuld beharrte: so brachte man ihn auf die Folter, deren Qualen er mit der bewunderungswürdigsten Standhaftigkeit erduldete. Allein bey einem seiner Freunde, den man gleichfalls in Verhaft hatte nehmen lassen, fanden sich unter Rodrigo's Papieren, die er diesem in Verwahrung gegeben hatte, so vielfältige Beweise gegen seine Behauptungen vor, daß er nun nicht mehr umhin konnte, seine Unthaten einzugestehen. Hierauf setzte man, nachdem man seine Güter in Beschlag genommen hatte, eine richterliche Commission gegen ihn nieder.

Den 9. Julius 1621 wurden zweyerley Urtheile wider den Grafen Oliva gefällt. Das Eine bezüchtigte und überführte ihn nur im Allgemeinen der strafbarsten Verletzungen des bürgerlichen Gesetzes; das andere aber beschuldigte ihn als den Urheber des Mordes an Al-

phons Caravatal, Auguſtin d' Avila und Franz Xuara, und 242 anderer Miſſethaten. Er ward ferner noch als Theilnehmer an dem gewaltſamen Tode Margarethens von Oeſterreich, Königinn von Spanien, angeklagt, allein davon wieder frey geſprochen. Endlich verdammte ihn noch die erwieſene Beraubung des königlichen Schatzes. In Folge dieſer Urtheile wurde Rodrigo aller Ehren und Würden und des Lebens verluſtig erklärt. —

Den 12. October kündigte man ihm an, daß er ſich bereit halten ſolle, in drey Tagen zu ſterben. Dieſe Nachricht nahm Oliva mit der ſichtbarſten Freude auf; er caſteyete ſeinen Leib, und bethete in Geſellſchaft einiger Geiſtlichen für ſeine Seele. Unter dieſen Vorbereitungen erſchien der 14. October, Rodrigo's Sterbetag.

Der große Marktplatz zu Valladolid war ſchon des Morgens ſo mit Menſchen angefüllt, daß man kaum im Stande war, das Gerüſt aufzuſchlagen. Dieſes war von einer außerordentlichen Höhe, und in der Mitte ſtand ein Stuhl, mit ſchwarzem Tuche bedeckt; aber das aufgebrachte Volk wollte dieſes nicht dulden, ſchrie unaufhörlich, daß der Verbrecher das nicht verdiene, und riß das Tuch mit Gewalt vom Stuhle weg. Gegen 12 Uhr ſtell-

ten sich die Todesbruderschaften an die Thür von Roderichs Gefängniß, um ihn zu erwarten. In Begleitung von 16 Geistlichen aus verschiedenen Orden erschien nun Roderich, in einem schwarzen Kleide, das Haupt mit einer hohen Mütze bedeckt. Ehe er auf den Maulesel stieg, kreuzigte er sich, und nahm ein Crucifix in die Hand, das er oft küßte. — Nun war der Zug auf dem Richtplatze angelangt. Bey dem Anblicke des Gerüstes überfiel den Grafen ein heftiger Schauder; er ermannte sich aber bald wieder, und wendete sich an den Beichtvater mit den Worten: »lasset uns eilen, Vater, meine Seele ist bereit; ich sehne mich darnach, das Irdische zu verlassen, und für meine zahllosen Vergehungen Buße zu thun. Der Himmel wird barmherziger seyn, als mein König, der meinen Tod will."

Der Ausrufer, welcher den Zaum des Esels hielt, wie es bey der Execution von Staatsverbrechern üblich war, verkündigte nun der anwesenden Volksmenge mit lauter Stimme: »Sehet hier das Gericht, welches unser König über diesen Mann ergehen läßt, der sich mehrerer Mordthaten und anderer Verbrechen schuldig gemacht hat, welche noch nicht geoffenbaret werden können, weil sie die geheimen Verhältnisse des Reiches betreffen. Die Gerechtig-

keit will, daß dem Grafen Oliva die Kehle abgeschnitten werde. Lasset Euch diese Strafe zum warnenden Beyspiele dienen!"

Als der Graf mit dem Geistlichen und Scharfrichter das Gerüst bestiegen hatte, nahm man ihm die Mütze vom Haupte, und setzte ihn auf den Stuhl. Dann band ihm der Henker die Arme, die Füße und den Leib; er selbst aber löste noch mit männlicher Fassung das Band seines Halskragens. Darauf band ihm der Scharfrichter ein taffetenes Band vor die Augen; Oliva bog voll Standhaftigkeit den Nacken zurück, daß die Kehle ganz frey und zugänglich war, und empfing in demselben Augenblicke den Schnitt, der ihn sogleich tödtete. Der Leichnam wurde so fort los gebunden, und in ein schwarzes Tuch eingeschlagen. Auf die Brust stellte man ein Crucifix und an die Seiten vier Fackeln. Abends versammelte sich die Priesterschaft, ihn zu begraben. Da man ihm ein ehrliches Begräbniß verweigerte, so wurde der Leichnam, wie es bey solchen Uebelthätern gebräuchlich war, von zwey alten Weibern ausgezogen, und in die Bahre gelegt. Sechs Brüder von Antonio Martin trugen ihn auf ihren Schultern in das Carmeliter-Kloster.

Bey seiner Entkleidung fand man ein rauhes härenes Gewand an seinem Leibe, welcher

ten sich die Todesbruderschaften an die Thür von Roderichs Gefängniß, um ihn zu erwarten. In Begleitung von 16 Geistlichen aus verschiedenen Orden erschien nun Roderich, in einem schwarzen Kleide, das Haupt mit einer hohen Mütze bedeckt. Ehe er auf den Maulesel stieg, kreuzigte er sich, und nahm ein Crucifix in die Hand, das er oft küßte. — Nun war der Zug auf dem Richtplatze angelangt. Bey dem Anblicke des Gerüstes überfiel den Grafen ein heftiger Schauder; er ermannte sich aber bald wieder, und wendete sich an den Beichtvater mit den Worten: »lasset uns eilen, Vater, meine Seele ist bereit; ich sehne mich darnach, das Irdische zu verlassen, und für meine zahllosen Vergehungen Buße zu thun. Der Himmel wird barmherziger seyn, als mein König, der meinen Tod will."

Der Ausrufer, welcher den Zaum des Esels hielt, wie es bey der Execution von Staatsverbrechern üblich war, verkündigte nun der anwesenden Volksmenge mit lauter Stimme: »Sehet hier das Gericht, welches unser König über diesen Mann ergehen läßt, der sich mehrerer Mordthaten und anderer Verbrechen schuldig gemacht hat, welche noch nicht geoffenbaret werden können, weil sie die geheimen Verhältnisse des Reiches betreffen. Die Gerechtig-

keit will, daß dem Grafen Oliva die Kehle abgeschnitten werde. Lasset Euch diese Strafe zum warnenden Beyspiele dienen!"

Als der Graf mit dem Geistlichen und Scharfrichter das Gerüst bestiegen hatte, nahm man ihm die Mütze vom Haupte, und setzte ihn auf den Stuhl. Dann band ihm der Henker die Arme, die Füße und den Leib; er selbst aber löfete noch mit männlicher Fassung das Band seines Halskragens. Darauf band ihm der Scharfrichter ein taffetenes Band vor die Augen; Oliva bog voll Standhaftigkeit den Nacken zurück, daß die Kehle ganz frey und zugänglich war, und empfing in demselben Augenblicke den Schnitt, der ihn sogleich tödtete. Der Leichnam wurde so fort los gebunden, und in ein schwarzes Tuch eingeschlagen. Auf die Brust stellte man ein Crucifix und an die Seiten vier Fackeln. Abends versammelte sich die Priesterschaft, ihn zu begraben. Da man ihm ein ehrliches Begräbniß verweigerte, so wurde der Leichnam, wie es bey solchen Uebelthätern gebräuchlich war, von zwey alten Weibern ausgezogen, und in die Bahre gelegt. Sechs Brüder von Antonio Martin trugen ihn auf ihren Schultern in das Carmeliter-Kloster.

Bey seiner Entkleidung fand man ein rauhes härenes Gewand an seinem Leibe, welcher

von den reumüthigen Geißelhieben, mit denen er sich selbst gezüchtiget hatte, ganz zerfleischt war.

Dieser mächtige Mann war Markgraf von Siebenkirchen, Vogt von Ocanna, Ritter des Jacobs-Ordens, Hauptmann der Deutschen Leibwache des Königs, Aufseher des Hauses von Arragonien, oberster Schatzmeister, Groß-Prevot und Ober-Sergeant des königlichen Hauses; Inhaber von vier Regimentern, Vorsitzer von Soria, Schiedsrichter von Piacenza, Oberpostmeister zu Valladolid, u. s. w. — Seine Einkünfte waren unermeßlich. Er hatte ein ausschließliches Handelsrecht auf das Brasilien-Holz, und in Indien durfte mit Mühl- und Schleifsteinen er allein Handel treiben, welches ihm jährlich über 100,000 Ducaten Vortheil brachte; von jeder Schrift mit einem Kreuze, die in Valladolid gedruckt wurde, fiel ihm ein Maravedis, (etwa eine Krone,) zu; und mit Inbegriff dessen, was ihm seine Besitzungen abwarfen, hatte er jährlich ein Einkommen von wenigstens 300,000 Ducaten. Und gleichwohl war der Eigennutz seine vorherrschende Leidenschaft! Einen Beweis von den ungeheueren Schätzen des Grafen Oliva, unter denen bloß sein Hausrath auf eine halbe Million Ducaten geschätzt wurde, mag die

Bestimmung der Geldbuße geben, welche seiner Familie auferlegt wurde; sie bestand in 900,000 Kronen!

Rodrigo's Vater und Gemahlinn nebst seinen zwey Söhnen und zwey Töchtern vertrauerten ihre Tage in Oliva, wohin sie verwiesen wurden.

Georg Heinrich Freyherr von Görz,

Schwedischer Staats-Minister.

Georg Heinrich Görz war durch seine ausnehmenden Talente Anfangs Hollstein-Gottorpischer Staats-Minister, und trat späterhin in derselben Eigenschaft in Schwedische Dienste, in welchen er sich als Gesandter in Frankreich und Holland rühmlich auszeichnete. In dem Character dieses Mannes lag es jedoch, mit den Interessen seiner politischen Unterhandlungen immer auch sein persönliches zu verbinden, wobey er sich nicht selten über die Grundsätze der Pflicht hinaus setzte. Aus einem ähnlichen Vergehen wurde er im Jahre 1717 auf Ansuchen des Königs von Eng-

land von den General-Staaten zu Arnheim gefangen genommen, aber aus Mangel an Beweisen wieder frey gelassen.

Bekanntlich fand Carl der XII. bey der Belagerung von Fridrichshall durch die Hand eines Meuchelmörders, vielleicht aus seinen eigenen Leuten, seinen Tod. Sein Adjutant Sicker, der des entseelten Königs Angesicht mit seiner Perrücke bedeckt, und den Leichnam, in seinen Mantel gehüllt, von dem verhängnißvollen Orte hinweg gebrachte hatte, fertigte alsogleich einen Courier an den Erbprinzen von Hessen-Cassel ab, den Tod Carls anzukündigen; und kaum hatte der Prinz diese betrübte Bothschaft vernommen, als er sogleich dem Obersten Baumgardt und dem Oberst-Lieutenant Björskjöld Befehl gab, sich der Person des Barons Görz zu versichern. — Dieser war eben im Begriffe, sich nach der Armee zu begeben, um dem Könige von der mit Mdskau gepflogenen Friedensunterhandlung auf der in der Ostsee gelegenen Insel Aland Nachricht zu geben. Auf diesem Wege, nahe bey dem Dorfe Sternstätt, geschah es, daß jene Officiere mit ihm zusammen trafen. Görz wurde sogleich fest genommen, wobey er nicht die mindeste Ueberraschung bezeigte. — »Ich habe mich dessen schon längst versehen; aber

»wahrlich die Belohnung für meine geleiſteten Dienſte iſt ganz königlich,« ſagte er, da man ihm den Degen abnahm. — Da Görz Miene machte, zu entwiſchen, ſo beſetzte man das Haus mit einer Compagnie Dragoner. Hierauf begehrte Görz Schreib-Materialien, und ſchrieb einen Brief an den König, deſſen Tod ihm noch unbekannt war. Bald erfuhr er ihn jedoch; und als ob ſich ihm jetzt plötzlich die Urſache ſeiner Verhaftnehmung erkläre, rief er aus: »Nun ſo erfülle ſich denn meine Ahndung!«

Zugleich mit dem Baron Görz wurde auch der Graf von der Nath eingezogen. In dem Augenblicke, als dieſes geſchah, fing er an zu ſchreyen: »Nun ſo iſt wohl der König todt!« Beyde wurden enge verwahrt; der Graf von der Nath fügte ſich ruhig in ſein Schickſal; Görz aber verſuchte auf alle Arten zu entkommen, und wirklich war es ihm in der Kleidung ſeines Bedienten gelungen, bis zur vorletzten Wache zu gelangen. Doch dieſe Verſuche brachten ihn nur in noch ſchärferen Gewahrſam, und beſchleunigten den Gang ſeines Prozeſſes.

Nachdem man eine Commiſſion niedergeſetzt hatte, confiscirte man ſein Vermögen, und nahm ſeine Papiere in Beſchlag. Sein

Secretär hatte acht Tonnen voll Carolinen, vier hundert Daumschrauben und fünf und zwanzig Pfund Arsenik in Verwahrung, und in seinen Papieren fanden sich die verdammendsten Aufsätze und Memoriale über den projectirten Gebrauch dieser Gegenstände vor. Auch entdeckte sich bey dieser Gelegenheit, daß ein Schiff mit 16000 Stück kupfernen Platten an den Baron Görz unter Weges sey; es traf wirklich ein, und wurde sogleich in Confiscation genommen. Bey dem Grafen von der Nath hatte man 47000 Ducaten und vier Tonnen ungeprägte Species-Thaler gefunden.

Bey dem Verhöre mit Görz ergab sich, daß er mit mehreren auswärtigen Mächten im Einverständnisse gegen die Krone Schwedens gestanden, und daß er mit den königlichen Vollmachten, die er sich auf allerley listigen Wegen zu verschaffen gewußt hatte, zum guten Vortheile seiner Börse den verrätherischsten Mißbrauch gemacht habe.

Die Beweise dieser Verbrechen waren so unwiderruflich, daß die Untersuchungen nicht lange währten. Das Resultat derselben war das Urtheil der Todesstrafe. Als ihm diese angekündigt wurde, entwarf Görz ein Schreiben an die Stände von Schweden folgenden Inhalts: »Nachdem die Herren Stände über

mein Leben, die Stunde und den Ort, wo ſich ſolches endigen ſoll, gebiethen wollen: ſo will ich mich gern dem göttlichen Willen und ſeiner Allmacht unterwerfen. Indeſſen hätte ich doch gedacht, man würde mir vorher Rechnung über meine Verwaltung der königlichen Einkünfte ablegen laſſen. Da man jedoch hierüber ein gänzliches Stillſchweigen beobachtet: ſo erſuche ich die Herren Stände hierdurch, mir zu geſtatten, daß ich durch einen förmlichen Ausweis darthue, mit welcher Treue und Uneigennützigkeit ich mein Amt als Finanz-Miniſter verſehen habe. Im Falle mir dieſe Rechtfertigung verweigert werden ſollte: ſo hoffe ich doch von der Großmuth der Herren Stände, daß ſie dieſe Rechenſchaft niemahls von meinen ſchuldloſen Erben fordern werden. Auch wünſche ich, daß man dieſen meinen Erben geſtatte, meinen Körper auf eine ehrliche Art zu begraben. Im übrigen wünſche ich von Grund meines Herzens dem ganzen Königreiche allen Segen."

Das Urtheil, welches die königliche Commiſſion am eilften Februar 1719 über den Baron Görz ausſprach, lautete alſo:

»Urtheil der königlichen Commiſſion über die von Herrn Thomas Hellmann, Oberrichter und Fiscal, gemachten Beſchuldigungen wider den Baron Georg Heinrich von Görz, geheimen

Rath und Ober-Hofmarschall des Herzogs von Hollstein, der sich als Verräther gegen den König und seine Unterthanen sträflich versündiget hat."

»Die königliche Commission hat alle Puncte der gegen den Baron Görz aufgestellten Bezüchtigungen reiflich untersucht, auch dessen Gegengründe gehörig erwogen. Da jedoch aus den Papieren des Barons Görz deutlich und unwiderruflich hervor gegangen, daß er nicht nur die Unterthanen des Königreichs, sondern selbst den Senat gegen ihren rechtmäßigen Herrn aufgewiegelt, und sich in der Verwaltung der Finanzen die unverschämtesten Veruntreuungen hat zu Schulden kommen lassen: so hat die königliche Commission wegen dieser und anderer Verbrechen dahin erkannt, daß dem Baron Görz und den Theilnehmern an seinen Unthaten die Köpfe abgeschlagen, und auf der Richtstätte sammt den Leichnamen begraben werden sollen." Dieses Urtheil war unterzeichnet von Peter Riching und Joh. Christ. Bär.

Als man dem Baron Görz diese Sentenz, sammt den speciellen Beschuldigungen, die auf 16 Bogen aus einander gesetzt waren, in seinem Gefängnisse vorlas, entfiel ihm der Muth, und er klagte in unaufhörlicher Abwechselung von Thränen und Verwünschungen über Un-

gerechtigkeit. Endlich aber fing er, nach seinen Aeußerungen, an, sich vor sich selbst zu schämen; er fügte sich standhaft in sein unabänderliches Schicksal, und sein Beichtvater Conradi bereitete ihn zum Tode, wobey er sich reumüthig und andächtig benahm.

Der Todestag war auf den dritten März fest gesetzt. Görz hatte sich einen Habit von schwarzem Sammt in der Form eines Schlafrockes, auf Schultern und Rücken mit seidenen Bändern verzieret, zum Sterbekleide ausgebethen. Er zog es selbst und mit einer solchen Gleichgültigkeit an, als wäre es ein Festkleid. Des Morgens rückten 300 Mann Reiter vor das Gefängniß, den Verurtheilten zu transportiren. Darauf kam der Henkerskarren angefahren. Als Görz mit dem Beichtvater die Kutsche bestieg, entsetzte er sich bey dem Anblicke des mit schwarzem Tuche behängten Sarges, der dicht vor ihm hergeführt wurde, und seine Standhaftigkeit verließ ihn gänzlich. Allein je näher der Zug dem Richtplatze kam, desto gefaßter wurde Görz durch die Tröstungen des Paters Conradi.

Nun war der Zug auf dem Richtplatze, einen Büchsenschuß außer Stockholm, angekommen. Görz betrachtete stillschweigend die versammelte Volksmenge, und fragte dann den

für meine ganze Zukunft die nachdrücklichste Belehrung gibt; aber niemahls kann ich es mir verzeihen, daß ich von den mir anvertrauten Schätzen zum Wohle des Staates und meiner eigenen Börse keinen klügern Gebrauch gemacht habe." Stancke soll sein Leben in einem Duell eingebüßt haben.

Marchese Monaldeschi.

Oberstallmeister der Königinn Christine von Schweden.

Noch hat Europa nicht aufgehört, die seltene Gelehrsamkeit und die hohen Geisteseigenschaften der Königinn Christine, Tochter des unsterblichen Gustav Adolphs, zu bewundern, und zu erstaunen über den Entschluß dieser männlichen Fürstinn, dem Glanze der Krone aus eigenem Antriebe zu entsagen, um dem Genusse der Wissenschaften ungestört zu huldigen; aber auch niemahls wird die beleidigte Menschheit sich mit einer Unthat versöhnen können, mit der diese Königinn, den Ursprung einer schwachen Weiblichkeit verrathend, ihren Ruhm auf ewig brandmarkte. — Die kalte, unversöhn-

liche Grauſamkeit, mit welcher Chriſtine ihren bewährten Liebling, den Marcheſe Monaldeſchi, als ein Opfer toller Eiferſucht, ermorden ließ, auf fremdem Boden, geheiligt durch Freundſchaft und Gaſtrecht, ermorden ließ: dieſe Grauſamkeit ſteht mit blutigen unvertilgbaren Zügen im Schuldbuche des vergeltenden Himmels.

Es war im Jahre 1654, als Chriſtine, nachdem ſie die Krone niedergelegt, ihre Reſidenz verließ, um theils ihre Wißbegierde auf Reiſen durch Deutſchland, (wo ſie den katholiſchen Glauben annahm,) durch Italien, die Niederlande ꝛc. zu befriedigen, theils ihre ausgebreitete Gelehrſamkeit zur eitlen Schau zu tragen. Im Jahre 1657 kam ſie am Franzöſiſchen Hofe an, der ſchon vorbereitet war, einen ſo außerordentlichen Gaſt auf das Auszeichnendſte und Freundſchaftlichſte zu empfangen. Chriſtine bewohnte Fontainebleau, und erntete täglich neue Huldigungen, neue Triumphe an einem Hofe, den Ludwigs des XIV. Jugend ſchon zum glänzendſten und feinſten von Europa zu erheben anfing. Jedermann war hingeriſſen von den außerordentlichen Eigenſchaften dieſer Prinzeſſinn, und Alles beneidete den glücklichen Mann, den ſie zu ihrem Vertrauten erkohren hatte. Doch der geprieſene Monaldeſchi

sollte bald ein trauriger Gegenstand des allgemeinen Mitleids werden.

Den sechsten November des Morgens um neun Uhr schickt die Königinn einen Bedienten nach dem Superior der Religiösen der heil. Dreyeinigkeit. Es erscheint als solcher der Pater Le Bel; er tritt in der Königinn Zimmer, aber sie heißt ihn hinaus auf die so genannte Hirsch-Gallerie folgen. Als sie hier angelangt sind, sagte ihm Christine mit ernster Miene, daß sie seiner Kleidung nach wohl Vertrauen zu ihm hägen dürfe, doch solle er ihr versprechen, alles das, was sie ihm offenbaren würde, so geheim zu halten, als wäre es eine Beichte. Le Bels Neugierde erwachte. Er erwiederte, daß er, was Geheimnisse anbeträfe, verschwiegener sey als Andere; weil es geschrieben stehe: „sacramentum regis abscondere bonum est." Auf diese Antwort gab sie ihm ein Päckchen Briefe, das an drey Orten versiegelt war, mit dem Bedeuten, es ihr wieder auszufolgen, so bald sie es verlangen werde. Und nun entließ Christine den betroffenen Geistlichen.

Nach vier Tagen um die Mittagsstunde ließ ihn die Königinn rufen. Man führte ihn wieder in die Hirsch-Gallerie, und als er da eingetreten war, schloß sein Begleiter die Thür hinter ihm zu. Le Bel erschrak Anfangs, doch

bald beruhigte er ſich wieder, als er die Königinn anſichtig ward, in Geſellſchaft von drey Herren und des Marcheſe Monaldeſchi, mit welchem ſie im vertraulichſten Geſpräche begriffen war. Die Königinn, als ſie ihn gewahr wurde, winkte ihm, näher zu kommen, und rief ihm mit auffallend vernehmlicher Stimme zu: »Mein Vater, gebt mir die Briefe wieder, welche ich Euch anvertrauet habe; ich will ſie leſen!" Le Bel überreichte der Königinn das Päckchen; ſie brach es auf, und in dieſem Augenblicke traten ihre Geſellſchafter, außer Monaldeſchi, der bey der Königinn ſtehen blieb, einige Schritte bey Seite. Nach einer feyerlichen Pauſe nahm Chriſtine einige Briefe aus dem Päckchen, hielt ſie Monaldeſchi mit raſcher Hand vor die Augen, und fragte ihn mit ernſter Stimme, ob er dieſe Briefe kenne? — Der Marcheſe erſchrickt, und entgegnet bebend, daß ſie ihm unbekannt ſeyen. — Nun nahm ſie dieſe Briefe, welche Abſchriften von ihrer eigenen Hand waren, zurück, und zeigte dem Marcheſe die Originale vor. »Verräther," rief ſie ihm mit ſchrecklichen Worten zu: »iſt das Eure Hand; iſt das Euer Siegel?" — Monaldeſchi wollte Anfangs läugnen, verlor aber bald die Faſſung, und ſtürzte der Königinn, um Gnade bittend, zu Füßen. In dieſem Au-

genblicke zogen die drey Herren die Degen, und traten näher an den Marcheſe heran. — Die Königinn entfernte ſich, und ging einige Zeit ſchwankend, wie wenn ſie mit ſich ſelbſt kämpfte, den Blick von der Scene weggewendet, auf der Gallerie umher; Monaldeſchi folgte ihr auf dem Fuße nach, und verſuchte unter tauſend Betheuerungen, Entſchuldigungen und Bitten das Herz der Königinn zur Gnade zu bewegen. Sie blieb endlich ſtehen, und hörte ſeine Vorſtellungen ruhig an; als er aber voll Angſt und Zittern, geſtützt auf ſeinen Stab von Ebenholz, geraume Zeit geredet hatte, wandte ſie ſich zu dem Pater Le Bel, und ſagte ihm: »Mein Vater, ihr ſeyd nun Zeuge geweſen, daß ich mich mit dieſem Menſchen da nicht übereilt, und ihm längere Zeit gegönnt habe, ſich zu rechtfertigen, als er von einer beleidigten Perſon hätte fordern können.«

Als der Marcheſe die Königinn unaufhörlich mit unzuſammenhängenden Entſchuldigungen beſtürmte, erklärte ſie ihm mit ruhigen Worten, daß er ihr Beweiſe anführen ſolle. Zitternd überreichte er Chriſtinen nun drey kleine zuſammen gebundene Schlüſſel und einige Papiere, und begann eine umſtändliche Rechtfertigung. Eine volle Stunde hörte ihn die Königinn geduldig an; da ſie aber ſeine Gründe

unzulänglich fand, winkte sie abermahls dem Pater, und sagte ihm: »Mein Vater, ich übergebe Euch diesen Menschen; bereitet ihn zum Tode, und traget Sorge für seine Seele.“

Den Pater Le Bel erschütterten diese Worte; er warf sich gleichzeitig mit dem Marchese der Königinn zu Füßen, und flehete für den Sünder um Barmherzigkeit. Die Entrüstete aber entgegnete: »Ich kann diesem Verräther nicht verzeihen. Er hat den Tod gerechter verdient, als Mancher, der zur Strafe des Rades verdammt worden ist; denn er hat mich schändlich betrogen und verrathen. Ich habe ihm als einem vermeintlichen treuen Diener meine wichtigsten und geheimsten Angelegenheiten anvertraut, meine innersten Gedanken geoffenbaret. Von den Wohlthaten, mit denen ich den Undankbaren verschwenderisch überschüttet habe, will ich schweigen; doch ich kann es sagen, daß sie größer waren, als die, welche man einem Bruder selbst erweisen kann. Wie einen solchen habe ich ihn auch jederzeit behandelt; und nun vergilt mir der Treulose mit dem schwärzesten Undanke. Sein eigenes Gewissen sey sein Richter. Pater, befolget, was ich Euch geheißen!“

Mit raschen Schritten verließ nun die Königinn die Gallerie, und die drey Herren, un-

ter denen sich der Graf Sentinelli befand, setzten dem Geängstigten mit den Degen zu, und riefen: »Beichte, beichte!" In dieser Angst stürzte der Marchese dem Pater zu Füßen, und beschwor ihn mit Thränen, sich für ihn bey der Königinn zu verwenden.

Le Bel konnte vor Bestürzung und Mitleid keine Worte finden; einer von den Anwesenden jedoch ging hinweg zur Königinn, brachte aber bald statt Erhörung das unabänderliche Verdammungsurtheil zurück. Nun warf sich Monaldeschi dem Pater neuerdings zu Füßen, und flehete ihn halb todt an, die gottesfürchtige Königinn durch Gründe der katholischen Religion, zu der sie kürzlich übergetreten war, zum Erbarmen zu bewegen. Le Bel, gerührt von dem bedauernswürdigen Zustande des Unglücklichen, begab sich auf Gefahr, Christinens Zorn gegen sich selbst zu wenden, gleichwohl zu ihr. Mit Thränen und Seufzern bath er die Königinn, daß sie doch um der Schmerzen und Wunden Jesu Christi Willen dem Marchese das Leben schenken möge; aber sie blieb unerbittlich, und erklärte dem Fürsprecher mit ruhigem Tone: »Es thut mir leid, Herr Pater, daß ich Euerer Bitte nicht nachgeben kann. Der Verräther hat mich niederträchtig hintergangen, und wollte meine eigene Person einer

Grausamkeit aussetzen, um deren willen ich ihm durchaus nicht verzeihen kann. Ich sage Euch nochmahls, daß viele auf dem Rade ihr Leben verloren haben, die minder schuldig gewesen, als er.“

Als Le Bel sah, daß das Herz der Königinn nicht zu erweichen sey, machte er sie auf die Rechte der Gastfreundschaft aufmerksam, und stellte ihr vor, daß der Herr dieses Bodens, sein König, ein solches Verfahren unmöglich würde billigen können. Doch Christine entgegnete: »Die Bestrafung des Verräthers steht mir zu, und sollte ich sie selbst am Altar vollstrecken lassen. Gott ist mein Zeuge, daß ich keinesweges gegen die Person des Marchese irgend einen Haß häge; ich bestrafe bloß sein Verbrechen. — Uebrigens bin ich auf Französischem Boden nicht als eine Sclavinn, ich bin Herr meines Willens, und befugt, dergleichen Vergehungen meiner Leute an allen Orten und zu jeder Zeit zu bestrafen; endlich bin ich nicht gewohnt, von meinen Handlungen jemanden auf Erden Rechenschaft zu geben; Gott allein ist mein Richter.“ — Nun wußte der Pater keinen andern Ausweg mehr, als die Königinn zu erinnern, daß sie wenigstens die Sache bey der königlichen Justiz anhängig machen möge, um ihren Character in den Augen der Welt

unbefleckt zu erhalten; und zu erwägen, daß sie zugleich Kläger und Richter sey. — Allein Christine befahl ihm, sein aufgetragenes Seelenamt an dem Verurtheilten zu vollziehen, und setzte hinzu, »daß sie sich über ihre That schon mit dem Könige selbst besprechen werde. Monaldeschi müsse unbedingt und auf der Stelle sterben.«

Le Bel ging traurig von der Unversöhnlichen hinweg, uneins, wozu er sich entschließen solle. Schon war er im Begriffe, gar nicht zum Marchese zurück zu gehen, theils aus Furcht vor der mörderischen Scene, theils in der Hoffnung, daß ein solcher Aufschub die Königinn vielleicht auf günstige Gesinnungen bringen würde; endlich aber eilte er mit schnellen Schritten auf die Gallerie, um dem geängstigten Verbrecher Trost zuzusprechen. Er umarmte den Marchese, und erklärte ihm, daß auf Erden keine Gnade mehr für ihn zu hoffen wäre. Diese Worte ergriffen Monaldeschi mit einer solchen Gewalt, daß er wie todt dahin stürzte; nach einer Weile erhohlte er sich aber, und begehrte den Pater, um ihm zu beichten. Während der Beichte, (die er in der größten Verwirrung bald in Lateinischer, bald in Französischer oder in Italiänischer Sprache herstammelte,) sprang er mehrere Mahle mit einem fürchterlichen Angst-

geschrey auf, und geberdete sich wie ein Wahnsinniger. Noch hatte Monaldeschi nicht ausgebeichtet, als der Almosenier der Königinn erschien. Dieser Anblick belebte den Marchese aufs neue; denn er hoffte durch diesen Mann, der bey ihr viel galt, Gnade zu erwirken. Auf das flehentlichste Bitten des Marchese ging der Almosenier in Gesellschaft eines der drey Herren zur Königinn, kam aber bald unverrichteter Sache zurück, und erklärte dem noch immer Beichtenden, daß er ohne Aufschub sterben müsse.

Den Verfolg dieses Trauerspieles erzählt der Pater Le Bel mit nachstehenden Worten: »Bald darauf trat der Graf Sentinelli auf den Marchese zu, und fragte ihn schreyend: »Hast Du gebeichtet?" Jetzt trieb er den Unglücklichen in eine Ecke, und versetzte ihm einen Stich in den Magen. Der Marquis griff in den Degen, und drey Finger fielen zur Erde. — Indem der Graf seinen Degen krumm gebogen zurück zog, sagte er: »Monaldeschi trägt ein Panzerhemd." Und so war es auch zu seinem Unglücke, um unter größeren Schmerzen zu sterben. Darauf verdoppelte der Graf den Stoß in das Gesicht des Marchese, und dieser sank auf die Knie, und schrie: »Mein Vater, mein Vater!"

Ich näherte mich ihm. Er sagte mir noch mancherley, und empfing nach einer kurzen Trost-

rede von mir die Absolution. Darauf warf er sich nieder, und erhielt einen Hieb, der ihm ein Stück der Hirnschale mitnahm. Der Mißhandelte suchte nun durch Zeichen zu verstehen zu geben, daß man ihm den Hals abhauen möchte; er bekam auch mehrere Hiebe in denselben, jedoch das Panzerhemd verhinderte die beabsichtete Wirkung. Ich sprach ihm noch immer zu. Jetzt hörte der Unglückliche, der den letzten Streich erwartete, die Thür der Gallerie öffnen; er drehete sich herum, und als er den Almosenier eintreten sah, kroch er, indem er sich ängstlich an das Tafelwerk anhielt, mühsam auf ihn zu. Reden konnte er nicht mehr, daher suchte er durch gefaltete Hände um Barmherzigkeit zu flehen. Der Almosenier, nachdem er mich um Erlaubniß gebethen, ertheilte dem Marchese die Absolution, rief ihm zu: »Bittet Gott um Vergebung!" und ersuchte mich, bey dem Sterbenden zu bleiben, da er Geschäfte habe; hierauf verließ er die Gallerie.

Gleich darauf bekam der Marchese einen Stich durch die Gurgel; er fiel auf die Seite, und lag wohl eine Viertelstunde lang schwer athmend in dieser Stellung. Endlich, indem ich ihm immer noch zusprach, endigte er sein Leben gegen beynahe vier Uhr. — Ich sprach das de profundis. Die Taschen des Marchese wur-

den durchsucht; sie enthielten aber nichts als ein Gebethbuch und ein kleines Messer. Damit gingen wir zur Königinn. — Als wir erzählten, daß der Marcheſe unter großen Schmerzen verschieden sey, schien sie sehr bewegt zu seyn; sie seufzte und sprach: »Es thut mir leid.“ Darauf dankte sie mir für meine Bemühungen.

»Der Richter der Lebendigen und der Todten,“ schließt Le Bel »wird das unparteyische Endurtheil sprechen, nach seiner großen Huld und Gnade. Amen.“

Der Pater Le Bel ließ so fort, auf Befehl der Königinn, den Leichnam in einen Sarg legen, und ihn in Begleitung des Vicarius und dreyer Personen aus Christinens Gefolge nach der Pfarrkirche zu Avou bringen, wo man ihn Abends um sechs Uhr nahe bey dem Weihkessel begrub. Die Königinn hatte Seelenmessen für den Unglücklichen angeordnet, und ließ zu diesem Behufe dem Kloster die Summe von 100 Pfund auszahlen.

Der Graf Sentinelli, als das Hauptwerkzeug dieser gräßlichen Mordthat, mußte alle Ursache haben, die Rache der Anverwandten des Marcheſe zu befürchten; denn er äußerte, daß er eine förmliche Rechtfertigung schreiben, und drucken lassen wolle. Doch dieß unterblieb, und mußte wohl unterbleiben, da

ſtinen eine ſolche Untreue nicht vergeben konnte, ſchüttete ſeinen ganzen Unmuth gegen die Königinn in einem Briefe an die Juſtiniani aus. Dieſer Brief gerieth in Chriſtinens Hände, und Chriſtine war ein — Weib.

Johann Fridrich Graf von Struenſee,

Däniſcher Staats-Miniſter.

Der Geburtsort dieſes merkwürdigen Mannes war Halle. Der Sohn eines angeſehenen Pfarrers, der ſpäterhin General-Superintendent in Schleswig und Hollſtein wurde, kam er den 5. Auguſt 1737 zur Welt. Der junge Struenſee genoß eine ſehr ſorgfältige Erziehung; und ſein Vater hatte die Freude, ſeine Bemühungen durch die außerordentlichen Fortſchritte, welche ſein Sohn in den mediciniſchen Wiſſenſchaften, denen er ſich widmete, gekrönt zu ſehen. Mit einer gründlichen Gelehrſamkeit verband der junge Struenſee einen hellen Verſtand, einen feurigen Geiſt, aber auch eine ſo gefährliche Unternehmungsſucht und einen ſo unbändigen Ehrgeiz, daß er dadurch ſchon in

seiner frühesten Jugend seinem wackeren Vater manche bittere Stunde verursachte. Als er seine Studien vollendet, und das Diplom als Doctor der Arzeneykunst erhalten hatte, begleitete er seinen Vater in einer Geschäftsreise nach Altona. Er ließ sich hier nieder, und erhielt bald die Stelle eines Physicus in der Herrschaft Pinneberg und der Grafschaft Ranzau.

Seine gelehrte Bildung, seine ungemeinen Kenntnisse als Arzt, und sein glänzendes Talent als Weltmann verschafften ihm bald Zutritt in den distinguirtesten Zirkeln, wo er die ehrenvollsten Bekanntschaften anknüpfte. Unter andern kam er in Verhältnisse mit dem Grafen Ranzau-Aschberg und Brandt, und der Frau von Berkentheim, Witwe des Oberhofmarschalls Fridrichs des V., welche ihn zu ihrem Leibarzte bestimmte. Durch die Verbindungen dieser Frau bey dem Dänischen Hofe erhielt Struensee die Stelle des königlichen Leibarztes am fünften Aprill 1768.

Der König Christian der VII. schenkte dem gelehrten und liebenswürdigen Manne sein zärtlichstes Wohlwollen, sein innigstes Vertrauen. Der jungen herrschsüchtigen Königinn, Caroline Mathildis, war zwar der Einfluß, den Struensee allmählich auch auf die Staatsgeschäfte äußerte, zuwider; doch da sie seine,

obwohl nur künstliche, Bescheidenheit, vermöge der er sich immer ihren Aussprüchen ehrerbiethig unterzog, wahrnahm: so theilte sie mit ihrem Gemahle die Achtung und das Zutrauen gegen ihn, und behandelte Struensee mit aller Auszeichnung und Gnade.

Von nun an überhäufte ihn der König mit allen Zeichen seiner Gunst, und jeder Anlaß war ihm willkommen, Struensee's Glück zu befördern. Als Struensee daher im Jahre 1770 dem Kronprinzen mit Glück die Blattern einimpfte, erhob ihn der dankbare Monarch zum Conferenz-Rathe und zu seinem und der Königinn Vorleser. Struensee legte nun seine Praxis als Arzt nieder, widmete sich mit vollem Eifer den Staatsgeschäften, und schloß sich immer mehr an die Königinn an, die ihm mit ihrem gänzlichen Vertrauen entgegen kam, und ihm die Erziehung des Kronprinzen übergab.

Diese ehrgeitzige Frau hatte längst darnach gestrebt, die Zügel der Regierung an sich zu reißen; aber es hatte ihr seit dem an einem Werkzeuge gefehlt, das ihr dabey behülflich gewesen wäre. Struensee's Besitz war ihr daher das willkommenste Geschenk, und bald hatte man es durch seinen Freund, den Grafen Brandt, dahin gebracht, daß der junge üppige König sich in einem Meere von Vergnügun-

gen betäubte, sich um die Regierungsangelegenheiten nur beyläufig bekümmerte, und seine redlichen Warner, die Grafen Bernstorf und Holk, von sich stieß.

In kurzen hatten die Königinn und Struensee die Freude, die Früchte ihrer politischen Anstrengungen zu genießen; aber noch war Vieles zu besiegen übrig. Doch alles gelang nach Wunsch. Die Entlassung des Staatsrathes im Jahre 1770, an dessen Stelle eine sehr eingeschränkte Conferenz-Commission gesetzt wurde, war ihr Werk, und nicht lange darauf sah man mit Erstaunen die meisten Freunde des Königs, die auf ihn einigen wohlthätigen Einfluß behauptet hatten, und unter andern den Grafen Ranzau und den Cabinetts-Secretär Romming, von allen Geschäften entfernt, und Struensee als Director aller Cabinetts-Arbeiten. —

Struensee's Entwürfe zum Wohle und Ruhme des Staates, zur Beglückung des Volkes, zur Verbesserung der Finanzen, der National-Industrie, des Civil- und Militär-Wesens überhaupt, waren freylich wohl eben so vortrefflich, als seine Willenskraft und seine Thätigkeit außerordentlich, allein die Unstätigkeit seines schwankenden Geistes ließ wenig zur Reife gedeihen, und am meisten verfehlte er es

darin, daß er die Macht des Adels entkräften wollte, der nun die Wirksamkeit des kühnen Ministers immer mehr einzuschränken bemüht war. Nicht minder machte sich Struensee durch die Abschaffung der meisten Hof-Chargen und durch die allzu ökonomische Einschränkung der Ausgaben eine Menge Hofbedienter zu Feinden. Unterdessen suchte Struensee seine Macht immer mehr zu befestigen; die Zerstreuungen des Königs und die fortdauernde Vertraulichkeit mit der Königinn hoben Struensee von Stufe zu Stufe. Er erhielt den Grafentitel, und die von ihm erfundene Charge: Geheimer Cabinetts-Rath. Dieses Amt brachte es mit sich, daß die Aufdrückung des Cabinets-Siegels die nähmliche Kraft, wie die eigenhändige Unterschrift des Königs, hatte. Welch ein weites Feld für einen Geist des Mißbrauches!

Bey aller der Kühnheit, die Struensee's Character bezeichnete, wurde er doch zugleich von einer gewissen Kleinmuth und Aengstlichkeit beherrscht; am wenigsten traute er den Gesinnungen der Nation. Um diese auf die natürlichste Art zu erfahren, begünstigte er die Preßfreyheit; aber, indem er seinen Zweck dabey wohl erreichte, erfuhr er zu gleicher Zeit, wie freymüthig und rücksichtslos sich das Volk

über seinen Mißbrauch der königlichen Gewalt beklagte, und welche Drohungen man sich erlaubte. Struensee setzte Belohnungen auf die Entdeckung der Verfasser, aber diese Maßregel, die eben seine Besorgniß verrieth, machte das Uebel nur ärger; und seine Gegenpartey zu Friedensburg erhob sich nun plötzlich mit freyer Zuversicht.

In dieser bedenklichen Lage entdeckte sich Struensee der Königinn, und bath um seine Entlassung. Aber die ehrgeitzige Fürstinn erklärte ihm mit entscheidenden Worten, daß er bleiben müsse. Von nun an änderte der befangene Minister seinen ganzen Character; seine Kühnheit verwandelte sich in Kleinmuth, seine Kleinmuth in Demuth, seine Demuth in Furcht, und diese ging so weit, daß er selbst die Wachen verstärkte. Ja, als in der späten Jahreszeit die verwitwete Königinn und der Erbprinz das Lustschloß Hirschholm verließen, um nach der Residenz zurück zu gehen, hatte Struensee den Muth nicht, dahin zu folgen; er blieb mit dem Könige und der Königinn auf dem Schlosse Fridrichsburg. Das Mißvergnügen des Volkes, welches nun allenthalben unverhohlen hervor brach, war die Ursache davon. Indessen erwarteten Struensee auf dem Schlosse Fridrichsburg neue Prüfungen; denn er sah

sich hier in der Mitte seiner gewichtigsten Gegner. Die Vorstellung, daß man sich hier persönlich an ihm vergreifen könne, versetzte ihn in eine solche Bangigkeit, daß er die Unvorsichtigkeit beging, die königliche Leibwache fortzuschaffen. Diese abgedankten Leute geriethen in eine solche Wuth, daß sie zu den Waffen griffen, und mit der Besatzung, die gegen die Zornigen ausgerückt war, in einen blutigen Kampf geriethen; selbst die Erscheinung des Commandanten von Kopenhagen, des General-Majors Gude, vermochte den Aufstand, zu dem sich nun das Volk geschlagen hatte, nicht zu dämpfen; man riß ihn vom Pferde, und mißhandelte ihn mit seinen beyhabenden Officieren auf das zügelloseste. Während dieses Tumults hörte man den Nahmen Struensee, mit Verwünschungen begleitet, oftmahls ausrufen.

Diese Umstände erhöheten den Muth von Struensee's Gegenpartey, und bestimmten sie, mit kräftigeren Maßregeln gegen ihn vorzugehen. Die verwitwete Königinn, die schon längst unter seine Feinde gehört hatte, vereinigte sich nun gegen ihn mit den Obersten Köller und Eichstädt, und dem Grafen Ranzau. Der Plan wurde entworfen, und zur Ausführung die Nacht vom 17. auf den 18. Jänner 1772,

wo großer Ball bey Hofe war, festgesetzt. — Gegen drey Uhr des Morgens erklärt der Oberste Köller den Wachen, daß er vom Könige beauftragt sey, die junge Königinn und den Grafen Struensee in Verhaft zu nehmen. Die Garden, übereilt und leichtgläubig genug, folgen ihm zur alten Königinn, wo sich auch der Prinz Fridrich und die Grafen Ranzau und Guldberg eingefunden hatten. Während der Oberste Eichstädt mit Dragonern das Schloß besetzt hält, bringt der Prinz Fridrich mit den beyden Grafen in des Königs Schlafzimmer, und zwingt ihn, den Befehl zu unterzeichnen. Ehe dieß noch geschehen war, hatte der Oberste Köller den Grafen Struensee aus dem Bette weggehohlt, und der Graf Ranzau sich der jungen Königinn bemächtiget. Diese mit ihrer Tochter wurde nach dem Schlosse Kronenburg, und Struensee in die Citadelle gebracht.

So aufgebracht der König über diese Gewaltthätigkeiten Anfangs auch war: so wußte man ihn doch bald mit der Versicherung zu beruhigen, daß sie mit dem Willen des Volkes ausgeübt worden seyen. Schwach, wie er war, ergab er sich willig in alle Verfügungen der Verschwornen, und mußte es sogar geschehen lassen, daß man an alle Behörden den Befehl gab, keiner Acte, die von dem Könige unter-

zeichnet wäre, Folge zu leiſten, wenn ſie nicht auch mit dem Handzeichen des Staatsrathes autoriſirt ſey.

Die Puncte, die man beym Verhöre gegen Struenſee aufſtellte, waren: Ein Anſchlag auf die Perſon des Königs, und der Entwurf, ihn zur Entſagung der Krone zu zwingen; der vertrauliche Umgang mit der Königinn; die Methode bey der Erziehung des Kronprinzen, und der Mißbrauch ſeiner Macht. — Struenſee hatte allen Muth, alle Beſonnenheit verloren, und vergaß ſich in ſeiner Angſt ſo weit, daß er ſogar gegen die Ehre der Königinn ausſagte, was ihm dann als ein neues Verbrechen zur Laſt gelegt wurde.

Da kein Hinderniß vorhanden war, den Prozeß mit Struenſee zu verzögern: ſo wurde ihm und dem Grafen Brandt, der gleichzeitig mit ihm war verhaftet worden, ſchon am 25. Aprill des nähmlichen Jahres das Todesurtheil angekündiget, und der nächſte Tag zur Vollziehung beſtimmt. — Eine zahlreiche Escorte brachte Struenſee auf den Richtplatz. Die Todesfurcht hatte ihn übermannt; aber allmählich gewann er ſeine Faſſung wieder, die ſich immer mehr in ruhige Ergebung auflöſete. Er entkleidete ſich ſelbſt, und legte ſich ſchnell auf den Block zurechte. Der Scharfrichter verrich-

tete sein Amt mit einer solchen Geschwindigkeit, daß Hand und Kopf in einem Augenblicke auf dem Boden lagen. Alsdann wurde der Rumpf geviertheilt, jeder Theil auf ein besonderes Rad geflochten, und der Kopf auf eine Stange gesteckt.

Die Königinn, welche bey ihrem Verhöre eine heldenmüthige Standhaftigkeit und eine wahrhaft edle Großmuth gegen Struensee bewies, wurde durch ein Ehescheidungsurtheil am sechsten April von ihrem Gemahle getrennt, und begab sich mit ihren beyden Kindern nach Celle im Hannöverischen. — Ueberwältigt von Gram, starb sie daselbst den zehnten May 1775.

Heinrich von Taleyrand, Graf von Chalais,

Aufseher über die Königlich-Französische Kleiderkammer.

Graf von Chalais wurde mit dem jungen Ludwig dem XIII. von Frankreich als Edelknabe gleichzeitig auferzogen, und gewann durch seine Lebhaftigkeit und Munterkeit so wohl, als durch seine wirklichen Geistesvorzüge das

Wohlwollen und die Liebe des Prinzen in einem solchen Grade, daß ihn dieser von dem Augenblicke an, da er den Thron bestieg, mit Gnaden, Auszeichnungen und Ehrenstellen überhäufte, und ihm unter andern auch das ansehnliche Amt eines Aufsehers über die königliche Kleiderkammer verlieh.

Chalais war nicht gewohnt, von solchen Begünstigungen des Glückes weitere Vortheile zu ziehen, ja nicht einmahl die gegenwärtigen zu behaupten. Sein muthwilliger, jugendlicher und leichtsinniger Character verwickelte ihn alle Augenblicke in Widerwärtigkeiten; und im Vertrauen auf die Freundschaft seines Herrn erlaubte er sich die sträflichsten Ausschweifungen. In der That war Ludwigs Nachsicht gegen die oftmahligen Vergehungen des Grafen gränzenlos, und er bedingte sich bloß die Enthaltsamkeit von blutigen Auftritten aus. Als daher der Graf von Chalais zu Anfange des Jahres 1626 den jungen Herrn von Pontgibaut, einen Enkel des Marschalls von Schomberg, in einem muthwilligen Duell erstach, gerieth der König in den heftigsten Zorn, ließ den Grafen gefangen setzen, und ohne Barmherzigkeit zum Tode verurtheilen. Allein da man wohl wußte, wie sehr man sich den Monarchen verbindlich machen würde, wenn man alle Gründe für die

Begnadigung des Verurtheilten geltend zu machen suche: so verwendete sich alles für Chalais; und wirklich hätte es der kräftigen Fürbitten des Herzogs von Anjou, und dessen natürlichen Bruders, Alexanders von Bourbon, Groß-Priors von Frankreich, kaum bedurft, um dem Lieblinge des Monarchen Verzeihung zu verschaffen.

Der ganze Hof freuete sich über die Rettung des Grafen von Chalais, insbesondere aber Ludwig selbst, und mit Vergnügen bemerkte er bey dem ersten Wiedersehen an seinem Jugendfreunde die Spuren einer Todesangst, von der man sich den vortheilhaftesten Einfluß auf die Umstimmung seines händelsüchtigen Geistes versprechen zu können glaubte.

Allein die unruhige und verwöhnte Gemüthsart des Grafen trieb ihn unaufhörlich in neue Verirrungen, und verflocht ihn endlich in ein Labyrinth, aus dem er nicht mehr zu retten war. Seine Unvorsichtigkeit machte ihn nähmlich zum Theilnehmer an dem Anschlage auf das Leben des berühmten Cardinals Richelieu, dessen Herrschsucht und schrankenlos um sich greifende Macht mehrere Große des Französischen Hofes gegen ihn aufgewiegelt hatten. Der Zusammenhang dieser Thatsache ist nachstehender:

Schon lange war es der Plan Mariens von Medicis, der Mutter Ludwigs des XIII., gewesen, die Prinzessinn von Montpensier, die einzige Tochter des Herzogs von Bourbon, ihres ausgezeichneten Ranges, ihrer ausnehmenden Schönheit und ihrer ungeheueren Reichthümer wegen, mit Ludwigs Bruder, dem Herzoge Gaston von Anjou, zu verbinden. Von beyden Seiten waren durch geraume Zeit alle nöthige Unterhandlungen gepflogen worden; aber mancherley Umstände hatten die Vollziehung noch verzögert. Nun im Jahre 1629, da Ludwigs eilfjährige Ehe mit Annen von Oesterreich noch immer unfruchtbar geblieben, glaubten seine Mutter und der Cardinal, um so lebhafter auf jene Vermählung dringen zu müssen. —

So sehr jedoch diese Heirath den allgemeinen Gründen der Politik entsprach, eben so sehr durchkreuzte sie die besonderen Interessen vieler Großen am Französischen Hofe. Hauptsächlich mißfiel sie dem Herzoge von Soissons, in dessen Entwürfen es lag, die Prinzessinn von Montpensier mit seinem Sohne zu verbinden; der Herzoginn von Condé, deren Wünsche den Herzog von Anjou ihrer aufblühenden Tochter zum Gemahle bestimmten; und den Herzogen von Vendome, die den Plan

hatten, dem Prinzen ihre Schweſter zur Gemahlinn zu geben. Am heftigſten abgeneigt aber war die Königinn ſelbſt, weil ſie die Beeinträchtigung ihres Anſehens um ſo mehr beſorgen mußte, wenn jene Ehe geſegneter als ihre eigene ſeyn ſollte. Der Graf von Chalais endlich, ſo gleichgültig ihm die ganze Sache als ſolche war, wurde gar bald gleichfalls in dieſe abgeneigten Geſinnungen durch die Herzoginn von Chevreuſe gezogen, die ſeine Geliebte war, und als die vertrauteſte Freundinn der Königinn deren Wünſche treulich mit ihr theilte.

Mit den Geſinnungen dieſer Gegenparteyen vereinigte ſich noch die entſchiedene Abneigung der Hauptperſon ſelbſt, des Herzogs von Anjou, die ihm durch ſeinen Hofmeiſter Ornano, welcher kürzlich Marſchall von Frankreich geworden war, und der Alles über ihn vermochte, war eingeflößt worden. Ornano war einer der eifrigſten Widerſacher der alten Königinn, des Königs ſelbſt, und des Cardinals Richelieu insbeſondere; und die Hintertreibung dieſer Heirath ſchien ihm die günſtigſte Gelegenheit, ſeine Rachgierde an dieſen Perſonen zu ſättigen. Dabey konnte er auf den Schutz der jungen Königinn, die ihn unaufhörlich dazu aufforderte, rechnen; und der Prinz

war das natürlichſte Werkzeug dazu, ohne es zu ahnden; denn Ornano hatte in die Gründe gegen jene Verbindung das Intereſſe ſeines Herrn auf das ſchlaueſte zu verweben, und ihm beſonders die Vorſtellung, daß er durch dieſen Schritt einſt als König ſich in eine völlige Abhängigkeit von dem Cardinal begebe, auf das lebhafteſte einzuprägen gewußt. Der Cardinal Richelieu both nun eben Alles auf, jene Verbindung zu beſchleunigen, und da er der Hauptgegenſtand des Haſſes ſo vieler Großen war: ſo bildete ſich bald eine mächtige Partey, ihn zu ſtürzen, an deren Spitze Ornano und der Graf von Chalais ſtanden.

Doch wie hätte dem Scharfblicke des Cardinals, und den Argus-Augen ſeiner zahlreichen Kundſchafter ein ſolcher Anſchlag verborgen bleiben können? — Richelieu hatte nicht ſo bald Nachricht von dieſer kühnen Verſchwörung erhalten, als er den Marſchall Ornano und den Herrn von Chaudebonne, erſten Quartier-Meiſter des Prinzen, auf das Schloß Vincennes, und die beyden Brüder des erſtern in die Baſtille gefangen ſetzen ließ. Durch dieſen neuen Beweis von Richelieu's Gewalt und Eigenmächtigkeit ſtieg der Haß ſeiner Feinde, und beſonders des Herzogs von Anjou, des Grafen von Chalais und Alexanders von Bourbon,

natürlichen Sohnes Heinrichs des IV., zu einer solchen Erbitterung, daß sie einhällig den Entschluß faßten, unter der Maske einer Jagd als Gäste auf seinem Landgute Fleury bey ihm einzukehren, um ihn daselbst zu ermorden.

Wahrscheinlich würde dieser Entwurf zur Ausführung gekommen seyn, wenn der Graf von Chalais seine natürliche Unvorsichtigkeit zu zähmen gewußt hätte. Diese war es, die Alles vereitelte. Der Graf, theils in der wohlmeinenden Absicht, den Anhang zu verstärken, theils aus dem Antriebe der Offenherzigkeit, hatte sich dazu verleiten lassen, dem Commenthur von Valencay das Geheimniß mitzutheilen. Dieser, zwar eben nicht ein Freund des Cardinals, aber ein Mann, der vor dem bloßen Begriffe der Verwirrungen, welche dieser plötzliche Tod des Cardinals nach sich ziehen würde, schon zurück schauderte, erschrak nicht wenig über eine solche Vermessenheit, und wußte die Gesinnungen des Grafen von Chalais mit demjenigen Uebergewichte, welches die reifen Gründe einer männlichen Ueberlegung und Klugheit auf den flüchtigen Anreitz der blinden Leidenschaft und der jugendlichen Uebereilung behauptet, bald so umzustimmen, daß dieser beschloß, mit dem Commenthur alsogleich sich nach Fleury zu begeben, um dem Cardinal

die ganze Verschwörung zu entdecken. Es ist begreiflich, mit welcher Ueberraschung, mit welchem Dankgefühle Richelieu diese Nachricht aufnahm; er umarmte diese Retter seines Lebens mit der zärtlichsten Rührung, und bath sie, unverzüglich auch den König mit dieser glücklichen Vereitelung bekannt zu machen. Als Ludwig die Gefahr, in welcher sein unentbehrlicher Minister schwebte, vernahm, ließ er unverzüglich 30 Mann von der Leibwache und eben so viele Reiter zu Richelieu's Sicherheit nach seinem Landgute abschicken, und die alte Königinn vermehrte sie noch mit mehreren Edelleuten. Durch die Kunde von diesen Anstalten lösete sich die Verbindung in ihrer Entstehung auf.

Richelieu's Feinde waren über das Mißlingen dieses Planes eben so entrüstet, als sie sich verwunderten, wie er dem Cardinal habe verrathen werden können. Was aber dem ruhig berechnenden Auge der Männer entging, das durchschaute der Scharfblick der Herzoginn von Chevreuse, der Geliebten des Grafen von Chalais. Sein leichtfertiger Character und seine Vorliebe zu gefährlichen Unternehmungen ließen sie mit Recht vermuthen, daß er an jener Verschwörung Antheil gehabt haben möge; und es hätte ihrer zärtlichen und ver-

ſchmeichelten Aufforderungen nicht bedurft, um durch ſein Bekenntniß die Beſtätigung zu erhalten. Dieſes Bekenntniß legte der Graf in ſeiner unbefangenen Offenherzigkeit ſeiner Freundinn in Gegenwart der jungen Königinn ab, die ſich über das Vorhaben der Verſchwornen mit allen Aeußerungen des Beyfalles und des Bedauerns erklärte. Dieſe öffentliche Erklärung der Monarchinn war den Verbündeten die kräftigſte Aufmunterung zu wiederhohlten Verſuchen, und der Cardinal hatte nun alle Behuthſamkeit und Aufmerkſamkeit nöthig, um den liſtigen Schlingen ſeiner kühnen und zahlreichen Gegner zu entgehen.

Ein ſolcher Zwang vertrug ſich nicht mit dem Charakter eines Mannes, der gewohnt war, mit der freyeſten Willkühr zu ſchalten; und Richelieu entſchloß ſich daher, den Anſchlägen ſeiner Feinde dadurch für immer zuvor zu kommen, daß er ſie ſelbſt verdärbe. Es koſtete ihm nicht viel Mühe und Verantwortung, den Herzog von Vendome und ſeinen Bruder Alexander von Bourbon auf das Schloß Amboiſe gefangen zu ſetzen; ja ſein gewaltiger Arm erſtreckte ſich ſo weit, ſelbſt den Herzog von Anjou, welcher nun freylich durch die Gefangenſchaft des Marſchalls Ornano ohne alle Stütze war, dazu zu zwingen, daß er, und

mit der unerbittlichſten Strenge vorzugehen, um jedermann von einem neuen Verſuche, mit dem characterloſen Herzoge von Anjou, nunmehrigen Herzoge von Orleans, neue Verbindungen gegen den Cardinal und den Hof anzuknüpfen, abzuſchrecken. Inzwiſchen wäre dieſe Strenge nicht nöthig geweſen, um einen ſo befangenen und ſchwachen Inquirenten, als der Graf von Chalais war, durch ſeine eigenen Widerſprüche, unaufgeforderten Schuldbekenntniſſe und Ausſagen zu überweiſen und zu verdammen. Unter andern bezüchtigte man ihn, daß er den Bruder des Königs, Gaſton, dazu verführt habe, ſich mit den Reformirten zu verbinden; daß er die Commandanten mehrerer feſten Plätze beſtochen habe, dieſe dem Prinzen zur Vertheidigung gegen allenfällige Verfolgungen des Königs zu öffnen; und hauptſächlich verurtheilte ihn die freylich erwieſene Beſchuldigung der Verſchwörung gegen den Cardinal, und des Anſchlages, den gefangenen Marſchall Ornano mit Gewalt in Freyheit zu ſetzen. Vergebens ſuchte der Graf von Chalais die Entwürfe gegen jene Vermählung durch die Beyſtimmung der Königinn zu beſchönigen; ja er vergrößerte durch eine ſo widerſinnige Unvorſichtigkeit nur die Laſt ſeiner Vergehungen. Der Cardinal Richelieu, dem es, um zu verhindern, daß

die Güte des Königs und anderweitige Verwendungen den Grafen von Chalais nicht etwa von der Todesstrafe befreyten, darum zu thun war, den unglücklichen Gefangenen in noch straffälligere Aussagen zu verstricken, erniedrigte sich zu der Bübèrey, den Grafen in seinem Gefängnisse verkleidet zu besuchen, um den Leichtgläubigen unter dem Vorwande der Begnadigung zu bestimmen, anzuzeigen, daß die junge Königinn in eine Verschwörung eingewilliget habe, in Folge welcher man die Ehe des unfruchtbaren Monarchen durch den Papst habe trennen, ihn der Krone für verlustig erklären, und diese der Königinn Mutter, die den Bruder des Königs zu heirathen beschlossen hätte, habe aufsetzen wollen. Diese verschmitzte Verführung hatte nebstbey, daß sie den getäuschten Grafen unwiderbringlich verderben mußte, noch die Wirkung, daß Ludwig seine Gemahlinn vor den Staatsrath forderte, sich zu vertheidigen. Die Königinn, von dem Bewußtseyn ihrer Unschuld erhoben, bewies mit der edelsten Fassung und mit dem gerechtesten Stolze die Nichtigkeit einer so abscheulichen Zumuthung, indem sie zugleich darstellte, wie wenig sie bey einem solchen Tausche hätte gewinnen können; und überzeugte die ganze Versammlung von der Herrschsucht und den Verfolgungen ihrer

Schwiegermutter, als der vorzüglichsten Triebfeder dieser häßlichen Unruhen.

Der Cardinal Richelieu hatte alle Ursache, seinen niederträchtigen Betrug nicht zu bereuen; denn alle seine Gegner und alle Freunde der Gerechtigkeit und des so verdienten Mitleides mit einem Opfer, dessen Verbrechen einzig der Leichtsinn war, traten nun, da man an der Todesstrafe des Grafen von Chalais nicht mehr zweifeln konnte, mit Bitten, Fürsprechen und Verwendungen auf. Es war natürlich, daß die verzweifelnde Mutter des Grafen Alles anwendete, um ihn zu retten. Nachdem jedoch alle Anstrengungen fruchtlos blieben, machte sie noch den, obwohl hoffnungslosen, Versuch, das Herz der Königinn Mutter zu rühren. Allein diese entgegnete mit kaltem Stolze: »Ich bin eben so gut Mutter wie Sie; aber Sie sind die Mutter eines Sohnes, der mich um die Meinigen hat bringen wollen. Ihr Sohn hat frevelhaft dahin getrachtet, meine Kinder zu entzweyen; und es ist die Pflicht des Königs, mir und seinem Reiche auf solche Art Gerechtigkeit, Genugthuung und Sicherheit zu verschaffen."

Der Graf von Chalais war nun verloren. Wohl bewegte sich das Herz des Königs mit Nachsicht und Mitleid für seinen

theuern Jugendfreund und geliebten Günstling; doch Richelieu und das Gesetz, beyde gleich eisern, unterdrückten gewaltsam die Regungen der Menschlichkeit und des Wohlwollens. Es war am 8. August, daß dem unglücklichen Verirrten folgendes Urtheil angekündigt wurde: »Graf von Chalais soll ent»hauptet, sein Kopf auf einer Lanze über dem »Thore aufgesteckt, der Körper geviertheilt, die »vier Stücke an den Straßen von Nantes »aufgehängt, seine Nachkommen des adeligen »Standes entsetzt, sein sämmtliches Vermögen »für den König eingezogen, und er vor seiner »Hinrichtung noch gefoltert werden." In diesem Urtheile offenbaret sich deutlich genug die Rachgier des Cardinals Richelieu, und mit Mißvergnügen vernahm dieser unversöhnliche Minister, daß die Gnade des Königs es zu einer bloßen Enthauptung gemildert, und der Mutter des Grafen erlaubt habe, den Körper anständig beerdigen zu lassen.

Als der Tag der Hinrichtung anbrach, verfiel Ludwig in die tiefste Schwermuth; niemanden gelang es, ihn zu trösten; er schloß sich in seine Zimmer ein, und als er wieder heraus kam, wollte man Spuren von Thränen an ihm bemerkt haben. Endlich befahl er, eine zerstreuende Jagd zu veranstalten; er verließ

ganz ſtumpf war, hauete fünf Mahl in den Hals, ohne ihn zu trennen. Endlich mußte ihm der Beichtvater darin helfen; er legte den Kopf auf dem Blocke beſſer zurechte. Nie iſt eine Hinrichtung mit einem entſetzenderen Gemetzel vollzogen worden. Als ſich das Schwert durchaus unbrauchbar bewies, nahm der verwirrte Scharfrichter ein, ebenfalls ſchlechtes, Bandmeſſer, und erſt nach neun und zwanzig Hieben, die er in Kopf und Schultern meiſtens verfehlte, gelang es ihm, das gräßliche Werk zu vollenden!!!

Thomas Morus,

Kanzler von England.

Thomas Morus, (bey den Engländern More genannt,) zeigte ſchon in ſeiner früheſten Jugend außerordentliche Fähigkeiten und einen ungemeinen Hang zu den Wiſſenſchaften. Sein würdiger Vater, Johann Morus, verwendete ſeinen hoffnungsvollen Sohn vorzüglich für die Rechte, in denen er bald, ſo jung er auch

dasselbe versähen. — Unter diesen Zubereitungen verging fast der ganze Tag; und mit Recht befürchtete man von den ungeübten Händen der beyden Verbrecher die schmerzenvollste Vergrößerung der Todesqualen des armen Grafen.

Gegen 6 Uhr Abends führte man ihn durch zwey Reihen Soldaten, welche vom Gefängnisse an bis zum Richtplatze aufgestellt waren, nach der Blutbühne. Der Graf von Chalais betrug sich wider alle Erwartung mit der männlichsten Fassung und ruhigsten Ergebung. Er schloß sich vertrauend an den Beichtvater an, und küßte unaufhörlich das Crucifix mit Inbrunst. Mit festen und gleichsam fragenden Blicken betrachtete er die umstehende Menge, sandte einen tiefen Seufzer gegen Himmel, und entkleidete sich dann selbst. Chalais hatte jederzeit eine eitle Vorliebe für seinen schönen Knebelbart; und nur mit Unwillen ließ er sich jetzt gefallen, daß einer der gemietheten Henker ihm denselben abschnitt. Schnell kniete er darauf nieder, und, nachdem er sich die Augen selbst verbunden hatte, ersuchte er den einen Verbrecher, dem die Enthauptung aufgetragen war, daß er ihn nicht lange martern möchte. Allein der linkische Mensch, wahrscheinlich aus Zaghaftigkeit, und weil das Schwert, wie man nachher erst wahrnahm,

lichkeit verwarf dieſe ſchmählichen Mittel. Zum Beyſpiel überraſchte ihn einſt eine vornehme Partey mit zwey koſtbaren ſilbernen Krügen, in der Abſicht, ſeine beſondere Verwendung für einen bereits halb verlornen wichtigen Prozeß zu gewinnen. Allein der gewiſſenhafte Kanzler ließ dieſe beyden Krüge mit dem edelſten Weine aus ſeinem Keller füllen, und ſie dem Geber mit der Bedeutung zurück ſtellen, daß ihm noch mehr ſolchen Weines, wenn er Beyfall fande, zu Dienſten ſtände.

Häufige Verſuchungen ähnlicher Art, und die unaufhörlichen Widerwärtigkeiten, in welche Morus ſein wackerer Character mit den Großen verwickelte, gaben ihm den gelegenſten Vorwand, um ſeine Entlaſſung anzuſuchen, das er im Jahre 1537 that. Eigentlich aber war ſeine übertriebene Orthodoxie der Beweggrund dazu. Heinrich wollte ſich von ſeiner Gemahlinn trennen laſſen, um ſich mit Anna Bulley zu vermählen. Er ließ dießfalls bey dem Papſte Clemens dem VII. um Erlaubniß anſuchen, und als ihm dieſe verweigert wurde, entrüſtete ſich der König ſo ſehr, daß er augenblicklich an alle Unterthanen den Befehl ergehen ließ, ihn als das höchſte Oberhaupt der Engliſchen Kirche zu verehren. Der geſammte Rath ſtimmte mit dieſem Entſchluſſe des Kö-

nigs überein; nur der Kanzler Thomas Morus konnte seine Ueberzeugungen nicht verläugnen, und verweigerte seine Stimme. Morus sah die Folgen dieser Widersetzlichkeit voraus, und suchte ihnen durch eine freywillige Resignation auf sein Amt auszuweichen. Allein seine Vorwände, die er auch noch durch sein heran nahendes Alter zu verstärken suchte, fanden bey dem Könige nicht nur kein Gewicht, sondern brachten ihn sogar in den Kerker.

Vergebens machten ihm seine Freunde die dringendsten Vorstellungen, und forderten ihn auf, seinen Ruhm, seine Ehre und vielleicht sein Leben, durch die Verweigerung einer Beystimmung, die, als abgedrungen, sein Gewissen gleichwohl nicht beflecke, nicht auf ein gefährliches Spiel zu setzen; Morus verharrte bey seiner Erklärung, und antwortete: »Die ganze Kirche ist auf meiner Seite; diese ist der große Staatsrath der Christenheit.“ — Verzweifelnd vernahm seine trostlose Gattinn die Nachricht von dieser Unerschütterlichkeit; nicht ohne Schwierigkeiten besuchte sie ihn in seinem Gefängnisse, und beschwor ihn, das Wohl seiner Familie zu bedenken, und als gehorsamer Staatsdiener dem Willen seines Monarchen nachzukommen. Morus blieb unerbittlich, und fragte seine Gemahlinn, wie lange er nach ihrer

Meinung noch leben würde? Als sie ihm antwortete, daß ihm Gott doch noch mehr als 20 Jahre vergönnen werde, entgegnete er: »Ach liebes Weib, meinst Du denn, daß ich die Ewigkeit gegen 20 Jahre vertauschen soll?" Mit diesen kalten Worten entließ der orthodoxe Mann seine jammernde Gattinn; sie beweisen hinlänglich die rücksichtlose Strenge seiner religiösen Gesinnungen, und es ist begreiflich, daß er die Verwaltung seines Amtes nicht minder damit bezeichnet hat, wenn man in humaner Beziehung auch nicht eben »gebrandmarkt" sagen will. Eine Thatsache möge das rechtfertigen. Der Rechtsgelehrte Jacob Bainham war beschuldigt worden, sich zur Lutherischen Lehre bekannt zu haben. Der Kanzler Morus säumte nicht, diesen sonst so wackern Mann, dessen Religions-Abfall übrigens nichts weniger als erwiesen war, auf die Folter spannen zu lassen. Das war aber noch nicht genug. Eben dieser Thomas Morus, dieser gottesfürchtige, gelehrte und menschenfreundliche Morus, ließ den unglücklichen Bainham »als einen zurück gefallenen Ketzer" in Smithfield auf dem Scheiterhaufen verbrennen! — Die Erinnerung an diesen empörenden Zug des ausschweifendsten Fanatismus kann allein schon das Mitleid schmälern, das man sonst dem gewaltsamen

Ende dieſes Mannes in voller Rührung gezollt hätte.

Während Morus im Gefängniſſe ſchmachtete, und ſeine Rechnung mit dem Himmel machte, überließ er ſich noch ein Mahl den ſüßen Empfindungen der Freundſchaft, und gedachte dabey ſeines alten Freundes Bonvoiſi mit einer ſolchen Sehnſucht, daß er mit Kohle einen Brief an ihn entwarf, der hier zur näheren Characteriſtik dieſes unglücklichen Orthodoxen eine Stelle haben möge. Er lautet buchſtäblich alſo:

»Mein theuerſter Freund!

»Da mir mein Herz ſagt, (vielleicht irrt es ſich in ſeiner Ahndung, inzwiſchen ſagt es mir doch einmahl nichts anders,) daß ich nicht lange mehr die Freyheit genießen werde, mich mit Ihnen zu unterhalten: ſo muß ich Ihnen, weil ich es jetzt noch thun kann, durch dieſes Briefchen die Verſicherung wiederhohlen, daß ich in meinem Mißgeſchicke aus Ihrer ſtandhaften Freundſchaft unendlich viel Troſt ſchöpfe. Ob ich gleich außer Stande bin, Ihre freundſchaftlichen Gefälligkeiten zu erwiedern: ſo laſſen Sie doch gleichwohl nicht ab, mir dergleichen immerfort zu leiſten, und ſie ſogar von Tage zu Tage zu vermehren. Kurz, bey

meiner Niedergeschlagenheit erhalte ich im Gefängnisse noch solche Beweise Ihrer zärtlichen Freundschaft, wie sie gewöhnliche Freunde ihren Freunden mitten im Glücke, und in der besten Blüthe ihres Wohlstandes nicht leisten. Alles, was ich thun kann, ist, daß ich Gott bitte, er wolle die Schulden, die ich zu bezahlen nicht vermögend bin, bey Ihnen abtragen, und Ihnen durch seine Güte die Wohlthaten vergelten, mit denen Sie mich so unabläßig überschütten. Ich bitte ihn ferner auch, daß er uns aus den Trübsalen dieser Zeiten erretten, und uns in seine Ruhe versetzen wolle; da werden wir nicht mehr nöthig haben, Briefe an einander zu schreiben, um einander unsere Gedanken zu eröffnen; da werden wir nicht mehr durch Mauern getrennt seyn; da wird auch kein Kerkermeister unsere Unterredungen stören, sondern wir werden mit dem ewigen Vater eines Friedens ohne Ende genießen. Gott gebe, daß die Liebe zu einem so hohen Gute bey Ihnen, und bey mir, und bey allen Menschen eine Verachtung gegen alle Schätze und alle Ehre dieser Welt errege! — Leben Sie wohl, mein theuerster Freund, den ich schon seit langer Zeit meinen Augapfel genannt habe. Jesus Christus erhalte bey guter Ruhe Ihre Familie, bey der

ich, wie ich weiß, faſt nicht minder werth gegeachtet werde, als bey Ihnen ſelbſt!"

Thomas More.

Heinrich hatte erkläret, daß alle diejenigen, welche ihm nicht als oberſten Biſchof des Reiches huldigen würden, als Staatsverbrecher ſollten behandelt werden. Morus beharrte bey ſeinen Grundſätzen noch immer; und ward zum Tode verdammt. Er vernahm das Urtheil, auf welches er ſchon längſt vorbereitet war, mit der kälteſten Gleichgültigkeit, ja er wünſchte ſich Glück, ein Märtyrer ſeines Glaubens zu ſeyn. — Die ſeltſamen Widerſprüche, aus denen Morus zuſammen geſetzt war, äußerten ſich auch in den letzten Tagen ſeines Lebens. Von dem dumpfſten Tiefſinne ging er oft plötzlich zu der ausgelaſſenſten Heiterkeit über, um mit Einem Mahle wieder in die finſterſte Melancholie zu verfallen. Eines Tages beſuchte ihn der Arzt, und erkundigte ſich um ſein Befinden. »Ich habe," ſagte Morus lächelnd, »einen heftigen Streit mit dem Könige; die Frage iſt, ob er meinen Kopf haben, oder ob ich denſelben behalten ſoll; aber ich will nichts unterlaſſen, daß dieſer Kopf mein bleibe."

An dem Tage, da Morus das Todesurtheil angekündigt wurde, erwartete ihn auf dem

Rückwege nach dem Gefängnisse seine Tochter Margarethe, um ihren geliebten Vater noch Ein Mahl zu sehen, und von ihm Abschied zu nehmen. Diese Erscheinung machte nichts weniger als einen rührenden Eindruck auf den Mann, der, nun schon allem Irdischen entrückt, nur mit den Betrachtungen einer himmlischen Glorie beschäftigt war. Er verweilte einige Augenblicke bey Margarethen, aber nicht als zärtlicher Vater, sondern als kalter Prediger christlicher Ermahnungen; und er würde noch länger fortdeclamirt haben, wenn man ihn nicht an das Gefängniß erinnert hätte. Da brach Morus gleichfalls mit einem frostigen Abschiede auf; aber kaum war er einige Schritte gegangen, so eilte ihm seine jammernde Tochter nach, und flehte um seinen väterlichen Segen. Ihre Verzweiflung, ihre Seufzer, ihre Thränen erweichten endlich sein Herz, er umarmte die Trostlose, und weinte mit ihr. Doch plötzlich kehrte er sich weg, und überließ die Unglückliche ihrem Schmerze. Aus dem Gefängnisse schrieb er ihr mit Kohle: »Ich weiß, daß ich Dir jetzt vielen Kummer verursache, aber ich hoffe, daß ich in kurzer Zeit niemanden mehr zur Last fallen werde.“ Seine Gemahlinn ließ er durch die wenigen Freunde, die ihn noch besuchen durften, freundlich

grüßen, und ſie auffordern, ruhig zu ſeyn, da er nun bald am Ziele ſeiner heißeſten Wünſche ſey. Morus wünſchte ſich Glück, daß ſeine Hinrichtung eben auf den Tag des heiligen Thomas, ſeines Nahmens-Patrons, fiele, und er war ſchwach genug, ſich aus dieſem Zufalle eine günſtige Vorbedeutung für ſein Seelenheil zu abſtrahiren.

Der Tag ſeiner Hinrichtung erſchien; es war der 7. Julius 1535. Morus betrat nicht nur mit Gleichmuth, ſondern ſelbſt mit einer auffallenden Ironie, die Blutbühne, nachdem er einen der Umſtehenden erſucht hatte, ihn dabey zu unterſtützen. Zu dieſem ſagte er lächelnd: »Thut mir doch den letzten Dienſt; denn es hat nicht den Anſchein, daß ihr mir wieder herab helfen werdet.“ Mit einem mehr kalten als ernſten Blicke muſterte Morus die zahlreichen Zuſchauer, und hielt eine geiſtliche Rede an ſie, die aber eben wieder wegen ihres Froſtes keinen beſondern Eindruck machte. Dann warf er ſich auf die Knie, und bethete lange für ſeine arme Seele, und für das Wohl der Seinigen und des Königs. Nachdem er die Umſtehenden noch eine Weile wie fragend betrachtet hatte, legte er unaufgefordert den Kopf auf den Block, und als dabey ſein langer Bart ſich unter dem Kinne verſchoben hat-

te, sagte er zum Henker: indem er den Bart hervor zog: »Mein Bart hat keine Verrätherey begangen, es wäre unbillig, wenn er mit durchgehauen würde.“ Einige Augenblicke darauf empfing er den Todesstreich.

Es wird erzählt, daß man Morus Kopf, ehe man ihn auf den Pfahl steckte, ganz mürbe gekocht habe, um ihn unscheinbar zu machen, und zwar aus dem Grunde, damit der Pöbel, Morus, im Falle sein Kopf zufällig nicht bald verwesen sollte, nicht auch für einen unschuldigen Märtyrer und für einen Heiligen halte, wie es kurz zuvor bey dem Bischofe von Rossе geschehen, dessen abgeschlagenes Haupt auch mehrere Tage in einem unveränderten Zustande geblieben war. Andere sagen, daß Morus Tochter Margarethe seinen Kopf vom Scharfrichter gekauft, und in Weingeist wohl aufbewahrt habe, um sich bey ihm in einsamen Stunden mit Todesbetrachtungen zu unterhalten. — Sein Körper wurde in dem Schlosse zu Leyden begraben.

Ernſt Johann Herzog von Biron,

Ruſſiſcher Regent.

Auch dieſer Mann war zu dem glänzenden Gipfel des Glückes aus der Hefe des Volkes empor geſtiegen. Sein Großvater war Stallknecht bey dem Herzoge Jacob dem III. von Curland, und ſein Vater ein gemeiner Jäger desſelben Herrn. Der urſprüngliche Nahme dieſer Familie iſt eigentlich Bühren, aber ihre nachherige Glücksverbeſſerung bewog Ernſt Johanns eitlen Vater, denſelben in Biron zu verwandeln, und ſich ſogar die Wapen dieſes Stammes in Frankreich anzumaßen. Der alte Bühren hatte ſich nähmlich, getrieben von einem raſtloſen Ehrgeitze, durch mancherley Winkelzüge von dem ſelbſt geſchaffenen Range eines Lieutenants bey dem gutmüthigen Fridrich Auguſt bis zum General-Lieutenant zu erheben, und die Freygebigkeit der Kaiſerinn ſo zu gewinnen gewußt, daß ſie ihm ein Gut in Curland ſchenkte. Hier lebte der nun befriedigte Alte mit ſeinem Weibe und ſeinen drey Söhnen in der geräuſchloſeſten Stille.

Der mittlere Sohn Ernſt Johann wurde auf die Königsberger Univerſität geſchickt, und begab ſich einige Zeit darauf nach Petersburg, um eine Anſtellung zu ſuchen. Jedoch ſeine Bemühungeu blieben fruchtlos, und er ging nach Mietau, wo es ihm im Jahre 1720 gelang, bey der verwitweten Herzoginn Anna von Curland die Stelle eines Kammerjunkers zu erhalten. — Birons einnehmendes Aeußere und die Vorzüge ſeines Geiſtes verſchafften ihm die beſondere Neigung der Herzoginn. Doch mußte er ſich, um das Verhältniß ihrer wechſelweiſen Vertraulichkeit zu verſchleyern, dazu entſchließen, eine Dame zu heirathen, die ihm die Herzoginn vorſchlug. Dieſe war Benigne Gottliebe von Tratha, die Tochter eines angeſehenen Edelmannes, und von ſehr guter, aber armer Familie. Sie hatte einen unerträglichen Hochmuth, von der anderen Seite aber alle Eigenſchaften eines guten Eheweibes und einer wackeren Mutter und Hausfrau.

Im Jahre 1730 wurde Anna zur Kaiſerinn von Rußland erwählt, und nun begann Birons glückliche Laufbahn. In kurzer Zeit war er von dem Range eines Kammerherrn zu den Würden eines Deutſchen Reichsgrafen, wozu ihn der Deutſche Kaiſer erhob, eines Oberkammerherrn und Andreas-Ordens-Ritters ge-

ſtiegen, und mehrere auswärtige Höfe beehrten ihn mit ihren Orden.

Obgleich man es wagte, Biron, ſeiner gemeinen Herkunft wegen, öfter zum Gegenſtande des Spottes zu machen, und er ſich in ſeine Rolle Anfangs nur ziemlich linkiſch fügte: ſo ſchenkte ihm die Kaiſerinn dennoch ihre auszeichnendſte Gnade; denn — ſie hatte dem ſchönen Manne ihr Herz geopfert. Biron mußte mit ſeiner Familie in dem Pallaſte der Monarchinn wohnen, und alle Regierungsgeſchäfte mit ihr theilen, deren Leitung ſie ihm bald gänzlich überließ. Doch nicht lange, ſo begann Biron den unmenſchlichſten und ſchwärzeſten Character zu enthüllen. Er mißbrauchte ſeine Macht und das unumſchränkte Vertrauen ſeiner Gebietherinn zu den drückendſten Ungerechtigkeiten und Tyranneyen, und dieſe gingen endlich ſo weit, daß ſich im Jahre 1739 eine förmliche Empörung gegen die Kaiſerinn und ihren verworfenen Liebling anſpann. Die Verſchwörung wurde entdeckt; Biron ließ die Aufwiegler auf das grauſamſte hinrichten, und riß ihr Vermögen an ſich.

Birons Eigennutz und Prachtliebe verleiteten ihn zu den ſchändlichſten Handlungen. Sein Aufwand war ungeheuer, und wurde von der Freygebigkeit der Kaiſerinn beſtritten. Dieſe

Freygebigkeit verschaffte dem Geliebten in kurzer Zeit die ansehnlichsten Besitzungen; so erhielt er Wartenberg in Schlesien, und das Herzogthum Curland selbst.

Im Jahre 1740 gegen Ende des Octobers starb Anna, nachdem sie den Herzog zum Regenten während der Minderjährigkeit des Czarowitz Ivan Antonowitsch ernannt hätte. — Der Tod der Kaiserinn war das Signal zu Birons Sturz. Zwar hatte er einige Zeit die Regentschaft geführt, und im Nahmen des Kaisers einige Urkunden unterschrieben, doch waren dieß nur die letzten Aeußerungen seiner Herrlichkeit, zu deren Umsturz schon alle Maßregeln in Bereitschaft waren. Man kann glauben, daß sich der Untergang dieses Ministers noch einiger Maßen verzögert hätte, wenn er sich der Würde seines erhabenen Amtes gemäß würde benommen haben; doch dieses ließ sein despotischer und geldgieriger Character nicht zu.

An der Spitze von Birons verschwornen Gegnern standen die Großfürstinn Anna, die Mutter des Kaisers, eine wollüstige und herrschsüchtige Frau, der es darum zu thun war, den Thron an sich zu reißen; und der General-Feldmarschall Münnich, welcher sich in seinen Erwartungen von Birons gnadenvollen Rücksichten getäuscht gefunden hatte. — Den Abend

vor dem Ausbruche der Verschwörung befand sich Münnich bey dem Herzoge, der eben nicht in der redseligsten Laune war. Der Herzog, um doch etwas zu sprechen, frug den Feldmarschall: »ob er schon jemahls bey seinen Feldzügen einen gewagten und großen Streich in der Nacht ausgeführt habe?" Münnich, betroffen und in Furcht, daß diese Frage eine Folge des etwa verrathenen Anschlages sey, vermochte es kaum, seine Bestürzung zu verbergen; doch faßte er sich bald wieder, um abzuwarten, ob vielleicht eine wiederhohlte ähnliche Aeußerung seinen Verdacht bestätigen werde. Es geschah nicht, und Münnich verließ den Herzog um eilf Uhr mit verdoppeltem Muthe zur Vollführung.

»Als Münnich vom Hofe zurück gekommen war," sagte er zu seinem General-Adjutanten, dem Oberst-Lieutenant Mannstein, (so erzählt dieser Augenzeuge selbst in seinen Nachrichten über Rußland,) »er würde ihn morgen sehr früh, um zwey Uhr, nöthig haben. Um diese Zeit ließ er ihn rufen. Sie stiegen beyde allein in eine Kutsche, und begaben sich in den Winterpallast, den man nach der Kaiserinn Tode dem Kaiser und seinen Aeltern angewiesen hatte. Der Feldmarschall und sein Adjutant traten in die Wohnung der Prinzessinn durch ihr Kleiderzimmer. Er ließ das Fräulein

von Mengden, der Prinzessinn Anna Ehrenfräulein, aufwecken. Dieses sprach mit ihm, und weckte die Prinzessinn sammt ihrem Gemahle auf; die erste aber kam allein heraus, um mit dem Feldmarschall zu reden. Nachdem sie sich einen Augenblick zusammen besprochen hatten, befahl der Feldmarschall dem Mannstein, alle Officiere, die im Pallaste die Wache hätten, zu rufen, weil die Prinzessinn mit ihnen reden wolle. Als diese erschienen waren, stellte ihnen die Prinzessinn Anna in Kürze vor, welche Unwürdigkeiten sich Biron gegen den Kaiser, sie und ihren Gemahl erlaubt habe; sie hätte demnach beschlossen, ihn in Verhaft nehmen zu lassen, wozu sie den Feldmarschall Münnich gewählt habe; sie hoffe also, daß die Officiere sich nach seinen Befehlen fügen würden. Nun stiegen sie mit dem Feldmarschall die Treppe hinab, und ließen die Wache ins Gewehr treten. Der Graf Münnich sagte den Soldaten, was jetzt zu thun wäre. Man ließ das Gewehr laden, ein Officier mit vierzig Mann ward bey der Fahne zur Wache gelassen; die andern achtzig zogen mit dem Feldmarschall nach dem Sommerpallaste, in welchem der Herzog noch wohnte. Ungefähr zwey hundert Schritt vor dem Pallaste machten sie Halt; der Feldmarschall schickte Mannstein

an die Officiere der Wache beym Herzoge, um ihnen den Willen der Prinzessinn zu bedeuten. Sie erbothen sich von selbst, den Herzog zu verhaften. Darauf befahl der Feldmarschall dem Oberst-Lieutenant Mannstein, sich mit einem Officiere an die Spitze von zwanzig Mann zu stellen, in den Pallast zu gehen, den Herzog einzuziehen, und ihn, wenn er die geringste Gegenwehre unternähme, ohne Barmherzigkeit niederzumachen."

»Mit meiner Mannschaft," (erzählt eine anonyme andere bessere Uebersetzung dieses Schriftstellers, die in der ersten Person spricht, weiter,) »kam ich, ohne den geringsten Widerstand zu finden, an das Schlafzimmer. Ich gehe zuerst hinein, ziehe die Vorhänge vom Bette auf, und rufe laut: Wo ist der Regent? — Die Herzoginn, die mich zuerst gesehen hatte, fängt an zu schreyen. Biron stürzt sich aus dem Bette heraus, und schreyt: Wache! — Ich werfe mich auf ihn, und halte ihn, bis die Granatiere, die ich mitgebracht hatte, ins Zimmer gekommen waren. Sie ergriffen ihn, und da er sich von ihnen los reißen wollte, und aus vollem Halse schrie, stopfte man ihm ein Schnupftuch in den Mund, und trug ihn in das Vorzimmer, wo man genöthiget war, ihm die Hände zu binden. Ich

ließ ihn in den Wagen des Feldmarschalls setzen, und einen Officier von der Wache neben ihn. Soldaten umgaben den Wagen, der Feldmarschall ging voran, und so wurde der Gefangene in den Winterpallast gebracht."

Unterdessen man den Herzog wegschaffte, war die Herzoginn entwichen: niemand wußte wohin, bis sie plötzlich, als man mit dem Gefangenen bereits auf der Straße war, sich im bloßen Hemde und barfuß, wie sie sich aus dem Bette geflüchtet hatte, sehen ließ, um ihrem Manne nachzulaufen. Auf Mannsteins Befehl ergriff sie ein Soldat, um sie auf ihr Zimmer zurück zu bringen; da sie sich aber widersetzte: so warf er sie auf einen Schneehügel, und ging fort. Hier fand sie der Hauptmann der Wache, und schaffte sie in ihre Wohnung zurück. — Nachmittags wurden der Herzog und seine Gemahlinn auf die Festung Schlüsselburg gebracht, und noch an demselben Tage Couriere abgeschickt, um Birons älteren Bruder in Moskau, und den General-Lieutenant Bismark in Riga zu verhaften.

So fort erklärte sich die Prinzessinn Anna zur Regentinn während der Minderjährigkeit des Kaisers; und mit lautem Jubel leisteten ihr so wohl Volk als Militär den Eid der Treue; denn jedermann wünschte sich Glück, von Birons

Tyranney befreyt zu seyn. Kurze Zeit darauf ließ Anna ihrem Gemahle, als Vater des Kaisers, den Titel kaiserliche Hoheit beylegen, und ihn zum Mitregenten ernennen. Münnich aber hatte sich in seinen Hoffnungen bitter betrogen: es war sein Plan, die Stelle des gestürzten Ministers einzunehmen, allein die Regentinn erwiederte seine Wünsche mit den niederschlagendsten Erklärungen, weil sie Ursache hatte, zu besorgen, daß sein Ehrgeiz und seine Ränkesucht nicht minderes Unheil stiften würden. Endlich forderte und erhielt er seine Entlassung; und wurde zuletzt seiner unaufhörlichen Ränke wegen nach Sibirien verwiesen.

Nachdem man Biron in der Festung Schlüsselburg enge verwahrt hatte, wurde sogleich eine Commission aus den Mitgliedern des Senats gegen ihn niedergesetzt. Man confiscirte sein Mobilar-Vermögen, das sich auf vierzehn Millionen Rubel belief, wie seine Besitzungen; und in Mietau, Liebau und Windau legte man alle herzogliche Effecten unter Siegel. Alsbald nahm man Biron ins Verhör. Der Gefangene zeigte Anfangs ziemliche Fassung; denn er hoffte auf den Beystand Fridrich Augusts des II., der sein Oberlehensherr war. Doch die Verwendungen dieses Für-

ſten wirkten nichts für Birons Sache; er war einmahl in Ruſſiſchen Dienſten, und es war erwieſen, daß man das Recht habe, ihn als Staatsverbrecher zu behandeln. Nun ſuchte König Auguſt Münnich und Oſtermann zu gewinnen; allein dieſe waren Birons Feinde.

Dieſe Verhandlungen unterbrachen für eine Weile den Gang des Prozeſſes, welcher ſo fort in Schlüſſelburg ſelbſt fortgeführt wurde. Biron war überwieſen, und wäre auch dieß nicht geweſen, Anna und Münnich hatten ſeinen Untergang beſchloſſen; und ſo erfolgte denn ohne viele weitere Unterſuchungen im May 1741 das Urtheil gegen ihn, kraft welchem ihm das Leben abgeſprochen wurde. Dieſen Ausſpruch ließ man durch drey Sonntage in allen Kirchen des Reiches öffentlich bekannt machen. Biron ward das Leben abgeſprochen, doch die Regentinn ſchenkte es ihm wieder, und begnügte ſich damit, ihn nach Sibirien zu verweiſen. Man beſtimmte zu ſeinem Aufenthaltsorte daſelbſt das elende Städtchen Pelim, ſechs hundert Werſte hinter Tobolsk. Hier war ſchon ſeit längerer Zeit eine eigene Gattung von Gefängniß, deſſen Plan Münnich angegeben hatte, für ihn zubereitet worden; ein kleines enges Gebäude von Holz, mit

Palliſaden und einer Art von Verſchanzung verſehen.

Die Gewalt jener unverhofften Unfälle hatte Birons Geſundheit zerrüttet; es bedurfte längerer Zeit, ehe er ſich erhohlen konnte. Kaum war er geneſen, als man Anſtalten zur Abreiſe nach ſeinem Verbannungsorte machte. Biron erhielt einen Officier zu ſeiner Aufſicht, und einen ziemlich anſtändigen Unterhalt für ſich und ſeine Familie. Auch verſah man ihn mit einem Prediger und Wundarzte.

Zwanzig volle Jahre brachte Biron mit den Seinigen in Sibirien zu; da beſtieg die Prinzeſſinn Eliſabeth den Ruſſiſchen Thron. Eines der erſten Geſchäfte dieſer menſchenfreundlichen Fürſtinn war, den verbannten Unglücklichen zurück zu berufen. Schon war der Befehl zur Ausführung ergangen, als die noch immer nicht befriedigte Gegenpartey Birons die Kaiſerinn Eliſabeth zu bewegen wußte, dieſen Befehl zu widerrufen; er ward demnach nach Jaroslawl gebracht. Auf dieſer Reiſe geſchah es, daß Biron mit Münnich zuſammen traf, welcher eben nach Birons Aufenthaltsorte, nach Pelim, transportirt, und daſelbſt in das nähmliche Haus gebracht wurde, welches er einſt für ſeinen Feind Biron hatte bauen laſſen. — Es war natürlich, daß dieſe beyden Männer

durch ihren gegenseitigen Anblick in einem solchen Schicksale, seltsam ergriffen wurden; Erstaunen lähmte ihre Zungen, und ihre starren Blicke wurzelten in einander. — In Jaroslawl, einem kleinen Orte in der Provinz desselben Nahmens, lebte die Familie Biron bis zum Tode der Kaiserinn Elisabeth.

Bald nach demselben ließ Peter der III. im Jahre 1762 die Verbannten zurück kommen. — Mit einer unbeschreiblichen Mischung von Reue und Dankbarkeit, von Scham und Vertrauen betrat Biron die Schwelle des kaiserlichen Pallastes, und warf sich in lautloser Rührung schluchzend zu des Monarchen Füßen. Peter, in einer Anregung von Mitleid und Großmuth bey dem jämmerlichen Anblicke eines einst so mächtigen und gefürchteten Mannes, richtete ihn auf, und sagte mit freundlicher Stimme: »Wenn Sie auch nicht Herzog von Curland werden: so will ich Sie doch auf eine Art entschädigen, mit der Sie zufrieden seyn sollen." So sehr aber Biron von der Gnade seines Monarchen durchdrungen war: so konnte er gleichwohl den Grund zu dieser außerordentlichen Huld nicht fassen; und Alles, was er, um dem Kaiser seine Dankbarkeit auszudrücken, vermochte, war ein Strom von Thränen. Peter entließ ihn.

Nun lebte die Familie des Biron in Petersburg, und zwar in dem Hause seines Schwiegervaters, des Barons Tscherkassows, ganz anständig. Biron kam jetzt öfters an den Hof, und wurde stets mit der größten Auszeichnung empfangen. — Schon seit längerer Zeit ging die Rede, daß auch Münnich begnadigt und zurück berufen worden sey. Eines Tages, da Biron sich an dem Hofe befindet, siehe, da kommt ihm dieser Münnich entgegen! Peter, als er diese Zusammenkunft bemerkte, rief laut auf: »Ah! da sind ja zwey alte gute Freunde; geschwind lasset uns eins mitsammen trinken!" Es wurde Wein gebracht, und der Kaiser präsentirte Beyden eigenhändig das volle Glas. Peter ward eben abgerufen; (es betraf einen Wink von der im Werke begriffenen Verschwörung gegen ihn, den er jedoch gleichgültig aufnahm, und in diesem Augenblicke erwachte in Birons und Münnichs Gemüth der längst verhaltene Groll, so daß sie die Gläser wegschleuderten, und in schneller Bewegung aus einander rannten.

Das gewaltsame Ende Peters des III. im Jahre 1762 ist bekannt. Bey dieser tragischen Begebenheit konnte der kaum wieder empor gekommene Biron seinen verworfenen, undankbaren und unmenschlichen Character

nicht verläugnen. Mit zürnender Stimme rief er nach der vollbrachten Gräuelthat aus: »Man hätte Petern aufknüpfen, köpfen und rädern lassen sollen; dieses Schicksal wäre es gewesen, was er verdient hätte!" — Katharina die II. bestieg den Thron, und eröffnete ihre Regierung mit den großmüthigsten Bemühungen für Birons Glück, selbst auf Kosten des Reiches und der Billigkeit. Den Prinzen Carl, als rechtmäßigen Herrn von Curland, ließ sie gefangen halten, und Biron wieder als Herzog einsetzen, als welcher er auch im Jahre 1764 von dem damahligen Könige Stanislaus Poniatowsky von Pohlen bestätigt wurde.

Als unumschränkter Gebiether herrschte nun der Herzog mit der ganzen Grausamkeit eines Tyrannen, der einen mehr als zwanzig Jahre lang unterdrückten Grimm nun urplötzlich hervor brechen läßt; und nur die Abnahme seiner Lebenskraft konnte seinen seufzenden Unterthanen einige Erleichterung bringen. Endlich, unvermögend, seine Gewaltthätigkeiten fortzuüben, übergab der alte Biron die Regierung seinem ältesten Sohne Peter; und im Jahre 1772 verließ er ein Leben, das er unter sieben Monarchen mit so vielen Unthaten bezeichnet hatte. Er starb zu Mietau in einem Alter von 82 Jahren. Der Russische Hof würdigte gleich-

wohl sein Andenken damit, daß er auf acht Tage die Trauer anzog.

Zwey Söhne und eine Tochter waren die Früchte aus Birons Ehe. Sein ältester Sohn Peter soll eine außerordentliche Aehnlichkeit, nicht mit des Vaters Gemahlinn, sondern — mit der Herzoginn Anna von Curland gehabt haben, deren Neigung der Herzog bekanntlich genossen. Dieser Umstand, oder vielmehr die Grundursache desselben, mag vermuthlich nicht wenig zu dem schnellen Glücke beygetragen haben, welches dieser Peter Biron unter Peter dem III. machte. Seine Regierung in Curland war jedoch, da er auch den ränkesüchtigen Geld- und Ehrgeiz seines Vaters geerbt hatte, äußerst unruhig. Mehrere Mahle schon hatten seine mißhandelten Unterthanen Vorstellungen beym Petersburger Hofe angebracht; aber die Bestechungen des listigen Gebiethers hatten sie jederzeit entkräftet. Da jedoch der Herzog seinen Uebermuth und seine Willkühr aufs äußerste trieb, begab sich eine Deputation der Curländischen Stände, (von der es heißt, daß sie vom Russischen Cabinette dazu gewonnen worden sey,) in geheim nach Petersburg. Katharina, noch aufgebracht über die Eigenmächtigkeit, mit welcher der Herzog mit dem Preußischen Hofe gemeinschaftliche Sache gemacht

hatte, ergriff diese Gelegenheit mit Vergnügen, Biron ihre Herrschaft empfinden zu lassen, und nahm Curland ohne weitere Erklärungen in Besitz. Der Herzog wurde nach Petersburg berufen, und mußte im Jahre 1795 auf sein Land förmlich Verzicht leisten. An dem nähmlichen Tage ließ sich die Kaiserinn auf ihre eigene Veranlassung in einer besondern Audienz das »nun verwaisete Land" antragen; und dieselbe Deputation, welcher dieses Geschäft war aufgetragen worden, fügte dem Exherzog die Demüthigung zu, ihm gleich darauf die Aufwartung zu machen.

Alle diese Unfälle und Kränkungen ertrug Peter Biron mit dem bewunderungswürdigsten Gleichmuth. »Es ist der Launenwechsel des Schicksals," soll er kaltblütig geäußert haben, als er sich nach seiner Entsetzung vornahm, eine zerstreuende Reise zu machen. Während dieser, auf welcher er sich auch zuweilen auf seinen wenigen Gütern aufgehalten hatte, starb er den 13. Januar 1800.

Sebastian Joseph von Carvalho, Graf von Oeyras, Marquis von Pombal.

Portugiesischer Staats-Minister.

Dieser große Mann, der unter den Ministern der neuern Zeit einen so ausgezeichneten Rang behauptet, und dessen Andenken noch die späteste Nachwelt segnen wird, war 1699 in Portugal von armen Aeltern geboren. Was ihm das Schicksal an Glücksgütern versagte, das wollte und konnte er durch die Thätigkeit seines Geistes ersetzen. Mit dem feurigsten Eifer widmete er sich Anfangs dem Studium der Rechte, durch das er sich in den damahligen Verhältnissen seines Vaterlandes am schnellsten und ehrenvollsten ein vortheilhaftes Schicksal zu bereiten hoffen konnte. Allein der Mechanismus des Studiums und die Hinderniße seiner beschränkten äußerlichen Umstände bewogen ihn bald, der Themis zu entsagen, und sich dem Mars zuzuwenden. Carvalho wurde Soldat, und sein Muth, sein wohlgebildeter starker Körper gefielen sich in der ersten Zeit dieses Standes

ungemein. Sein Unternehmungsgeist fand jedoch in Portugiesischen Diensten zu wenig Beschäftigung; er verfiel in allerley Zerstreuungen, und gerieth zuletzt durch schlechte Gesellschaften auf mancherley Abwege, welche ihm das Mißfallen seiner Obern und die Verachtung seiner Untergebenen dergestalt zuzogen, daß er seine Stelle niederlegte.

Carvalho lebte nun von seinen mäßigen Einkünften einige Jahre als ruhiger Privat-Mann, und schloß sich an mehrere angesehene Familien-Zirkel an, die mit der freundschaftlichsten Bereitwilligkeit einen Mann als Mitglied aufnahmen, dessen gebildeter Geist, dessen vielseitige Kenntnisse, und liebenswürdiges Aeußere so wohl, als dessen reformirter Character jedermanns Verehrung in Anspruch nehmen mußten. Alles buhlte um Carvalho's Freundschaft; er war der Abgott aller Zirkel, und besonders wurde er das geheime Ziel zärtlicher Weiberherzen. Vorzüglich war ihm eine junge schöne und reiche Witwe zugethan; Carvalho kam ihren Wünschen mit den seinigen entgegen, und sie ward seine Gemahlinn.

Diese Verbindung begründete Carvalho's Glück durch die Verhältnisse, in denen diese Dame mittel- und unmittelbar mit dem Hofe stand. Carvalho ward bald der Liebling des Ho-

ses; und so wie er die Zirkel der Etikette mit seinem Witze, seinem Geiste und Tone bezauberte, eben so überraschten seine Einsichten in den Gegenständen der Staatswissenschaft die Großen. In kurzer Zeit hatte sich Carvalho bey Hofe unentbehrlich gemacht; ohne sich das Ansehen davon zu geben, hatte er in die Räder der Regierung eingegriffen, und alle seine Rathschläge und Verfügungen waren von dem sichtbarsten Segen begleitet. Es hätte der Verwendung seines Onkels, eines infulirten Canonicus, kaum bedurft, um Carvalho die ruhmvolle Stelle eines außerordentlichen Gesandten am Groß-Britannischen Hofe zu verschaffen. In dieser Eigenschaft reisete er von Lissabon ab, und hielt sich mehrere Jahre in London auf. Nun wurde er zurück berufen, und bald darauf mit geheimen Aufträgen nach Wien gesandt. Carvalho war ganz der Mann, um Marien Thereſiens Gnade zu gewinnen; diese große Monarchinn zeichnete ihn bey allen Gelegenheiten auf das ehrenvollste aus; und ihre Huld ging so weit, daß sie sich bey seiner zweyten Vermählung mit der jungen Gräfinn von Daun wie eine Mutter verwendete, die für das Beste ihres Sohnes zärtlich sorgt.

Im Jahre 1750 bestieg Joseph Emanuel den Portugiesischen Thron. Dieser Fürst hatte

längst die trefflichen Fähigkeiten Carvalho's zu schätzen gewußt, und suchte nun seine Gewogenheit gegen ihn dadurch auszudrücken, daß er ihn mit dem Amte des Staats-Secretärs der auswärtigen Angelegenheiten belohnte; mit einem Amte, das Carvalho eben so wohl zur Ehre gereichte, als von dem Vertrauen des Monarchen zeugte, da es den bedeutendsten Einfluß auf die gesammte Staatsverwaltung mit sich führte. Carvalho verwaltete seine Stelle mit der unermüdetsten Thätigkeit, mit dem preiswürdigsten Erfolge; unter seiner Leitung gewann Portugal in kurzer Zeit eine sichtbar wichtigere Gestalt unter den Europäischen Mächte. Aber Carvalho fühlte auch, was er geleistet; mit Stolz erkannte er seine Unentbehrlichkeit, und seine Eitelkeit und sein Ehrgeiz beschlossen, der Welt in dem Lichte desjenigen zu erscheinen, in dessen Händen die Macht des Monarchen und des Staates unumschränkt läge.

Aber der damahlige Zustand des Reiches war auch ganz dazu geeignet, das Genie eines Ministers, wie Carvalho, auf das lebhafteste zu beschäftigen. Portugals Finanzen waren erschöpft; die Staatsämter in schwachen, oder mißbrauchenden Händen; Alles unterlag der Tyranney der Jesuiten; die Küste war jegli-

chem Angriffe bloß gestellt, das Militär befand sich ohne alle Verfassung; kurz, das Reich bedurfte eines Wiederschöpfers.

Carvalho ging nun mit Energie an die Reformen seines Vaterlandes; er konnte Alles seyn, und Alles bewirken, weil er die Macht und Kraft zu Allem in seinen Händen, in seinem umfassenden Geiste besaß. Sein rastloser Eifer und seine von jeder kleinlichen Bedenklichkeit, gegen die damahligen Formen eines pfäffischen Obscurantismus zu verstoßen, weit entfernten Maßregeln erweckten auch die Thatkraft derer, die seither von einer niedern Zaghaftigkeit abgehalten wurden, ihrem Vaterlande durch das wohlthätige Licht einer vernünftigen Aufklärung nützlich zu seyn. In der That hatte es auch nur eines kühnen Impulses bedurft, um das schlummernde Portugal zu einem lebendigen Selbstbewußtseyn zu wecken, und es an seine innern Kräfte zur gedeihlichen Aeußerung zu erinnern. Dieser Impuls war Carvalho, und er hatte den Ruhm, Wunder zu wirken. Sein allmächtiger Einfluß offenbarte sich bald in allen Zweigen der Staatsverwaltung. Die erschöpften Finanzen erhohlten sich; eine ansehnliche Marine stand den Beunruhigungen der Corsaren verscheuchend entgegen; die Land-Armee gewann eine Achtung einflö-

ßende Organiſation, und die Landes-Induſtrie neues Leben, neue Quellen und neue Wege. Mit einem unerſchütterlichen Muthe, den nur das Selbſtgefühl des Genies und der unumſchränkten Macht einflößen kann, bekämpfte und beſiegte Carvalho bey ſeinen ſchöpferiſchen Umſtaltungen die anmaßenden Hinderniſſe, die ſich ihm von Seite des Adels und der Geiſtlichkeit entgegen ſtämmten. Mit Erröthen mußte der Adel bekennen, daß der Glanz einer verdienſtloſen Abkunft gegen Geiſt und Talent beſchämt verſchwände; und der Clerus ſah ſich zum erſten Mahle in ſeiner Uebergewalt gedemüthiget, und in engere Gränzen zurück geſetzt. Mit Erſtaunen und Bewunderung muß man das Regiment dieſes genialen Miniſters betrachten, wenn man erwägt, daß es ſeinen Anſtrengungen gelang, in einer finſtern Zeit, bey der Bigotterie eines Volkes, wie die Portugieſen, die Autos-da-fé zu unterdrücken, und die Inquiſitions-Gerichte, dieſe fürchterlichen Werkzeuge in den Händen der herrſchſüchtigen Jeſuiten, unter die Autorität und Oberaufſicht des Staatsrathes zu bändigen. Ja Carvalho wußte es ſogar zu bewerkſtelligen, daß die Jeſuiten die Beichtvaterſtelle bey der königlichen Familie, unter deren Schutze ſie ſich die verderblichſten Mißbräuche erlaubten, gänzlich verloren.

Ein denkwürdiges Beyspiel von der Gerechtigkeitsliebe und Gewalt dieses Ministers liefern unter andern die Strenge und Unparteylichkeit, mit welcher er im Jahre 1758, da das Leben des Königs durch einen verrätherischen Anschlag des Herzogs von Aveiro in Gefahr gekommen, gegen die schuldigen Mitglieder aus Adel und Geistlichkeit vorging. — Carvalho erkannte, daß das Daseyn des Jesuiten-Ordens seinen weitern Verfügungen durchaus im Wege sey; und — in kurzen erschien ein königlicher Befehl, der alle Professen dieses Ordens aus allen Staaten für immer verbannte. Man zog die Güter desselben ein, und verfuhr bey der Widersetzlichkeit dieser anmaßenden Geistlichen mit der entschiedensten Strenge, die sogar in einigen Fällen in Grausamkeit überging.

Aber selbst diese Triumphe konnten einem Minister nicht genügen, der es zu deutlich einsah, daß seine weit aussehenden Entwürfe nur durch eine völlige Unabhängigkeit von allem, was Clerus heißt, zur Verwirklichung gedeihen könnten. Carvalho arbeitete daher selbst gegen das Oberhaupt desselben, gegen den Papst. Auf Carvalho's Veranlassung wurde untersagt, in Ehesachen um Dispensationen beym päpstlichen Stuhle anzuhalten; und den Mönchs-Orden

seiner sechs und zwanzigjährigen Bemühungen überlieferte nun Carvalho der neuen Regentschaft einen Schatz von 78 Millionen Cruſaden, und einen Staat, befeſtigt durch Ordnung, durch wohlthätige Einrichtungen geſegnet, und durch feſt gegründete Unabhängigkeit in der Reihe der Mächte geachtet.

Carvalho zog ſich in die Stille des Privat-Lebens zurück, und lebte ganz abgeſchieden von dem Geräuſche des Hofes und der geſellſchaftlichen Formen auf ſeinem kleinen Flecken Pombal. Hier bereitete ſich dem großen Miniſter die empfindliche Kränkung, zu erfahren, mit welchen plumpen Griffen ſeine Nachfolger mit Einem Mahle dasjenige umſtürzten, was er durch eine lange Reihe von Jahren unter ſo vielen Anſtrengungen geſchaffen hatte. Der Adel und die Geiſtlichkeit griffen mit neuen Anmaßungen und Verkehrtheiten um ſich, und Alles verfiel wieder in den vorigen erbärmlichen Zuſtand. Aber Carvalho ſollte noch ſchmerzlichere Demüthigungen erfahren. Seine Feinde, deren vielleicht niemahls ein Miniſter zahlreicher gehabt haben mußte als er, nicht zufrieden mit ſeiner freywilligen Entfernung, wollten ihm jetzt in ſeiner machtloſen Einſamkeit eine Rache fühlen laſſen, die ſie in den Zeiten ſeiner Hoheit mit ſo viel

Selbstverläugnung hatten unterdrücken müssen. Diese niederträchtigen Seelen machten es sich zum eifrigsten Geschäfte, in dem Systeme des großen Ministers Mängeln und Gesetzwidrigkeiten nachzuspüren; und sie entdeckten, weil sie entdecken wollten. Man setzte förmliche und detaillirte Anklagen gegen Carvalho auf, und da es nicht schwer halten konnte, die Begriffe einer schwachen Königinn zu bestechen: so gelang es, ein Verbannungsurtheil gegen ihn auszuwirken. Der häßliche Undank der Monarchinn beschränkte sich inzwischen gleichwohl auf die Milderung dieses Urtheiles, in Folge dessen Carvalho auf zwanzig Meilen vom Hofe exilirt wurde. Diese schändlichen Mißhandlungen hatten auf Carvalho's Gesundheit einen so betrübten Einfluß, daß er sichtbar dahin welkte, und wider die Erwartung seiner sonstigen Gesundheitsfülle bald darauf im Jahre 1782 starb.

Eberhard Christoph Balthasar von Dankelmann,

Preußischer Staats-Minister.

Sylvester Dankelmann, Chur-Brandenburgischer und Oranischer Roth und Landrichter der Grafschaft Lingen, war der Vater dieses Mannes, welcher im November 1643 geboren wurde. Der junge Dankelmann widmete sich den Wissenschaften mit ausnehmender Vorliebe, und machte ungemeine Fortschritte in allen Fächern derselben. Kaum hatte er die akademische Laufbahn beschlossen, als er durch die Empfehlungen vieler gewichtiger Universitäts-Freunde eine Anstellung an dem Hofe des Churfürsten Fridrich Wilhelm des Großen von Brandenburg erhielt. Dankelmann wußte sich durch seine ausgebreiteten Kenntnisse und durch seinen angenehmen Character in dem Wohlwollen des Churfürsten in einem solchen Grade zu befestigen, daß dieser ihn im Jahre 1663 zum Hofmeister und Privat-Secretär des Churprinzen Fridrich beförderte.

Dankelmann hatte ganz die Eigenschaften, sich die Liebe und Achtung seines erlauchten Zöglinges zu erwerben; der Churprinz belohnte die Sorgfalt und den Eifer seines Hofmeisters mit der zärtlichsten Freundschaft, mit den dankbarsten Gesinnungen, und war auf alle Arten bemüht, sein Glück zu erweitern und zu befestigen. Die Dankbarkeit des Prinzen gegen Dankelmann wurde bald noch mächtiger in Anspruch genommen. Der Prinz war nähmlich in eine sehr gefährliche Krankheit verfallen; lange Zeit schmachtete er unter den Schmerzen derselben; die Kunst der geschicktesten Aerzte blieb fruchtlos, und jedermann befürchtete, daß er ein Opfer seines Uebels dahin sterben würde. Da hatte Dankelmann den Muth, seine, auch im Fache der Medicin gesammelten Kenntnisse an seinem kranken Freunde zu versuchen, und siehe, es gelang. Der ganze Hof huldigte dem glücklichen Retter, und der Churfürst kannte nun kein süßeres Geschäft, als Dankelmann mit Auszeichnungen und Belohnungen zu überhäufen.

Im Jahre 1669 gab ihm der Churfürst die Anwartschaft auf die Lehen zu Hausen nächst Hall in Schwaben, die denn das Jahr darauf von Kaiser Joseph dem I. auch bestätigt wurden. Diese außerordentliche Beloh-

nung will man der Verwendung des Churprinzen zuschreiben, der auch in der That auf das eifrigste bemüht war, selbst mit Hintansetzung seiner eigenen Ansprüche das Glück seines Retters und Wohlthäters zu befördern. Dankelmann hingegen, der nun einen entschiedenen Einfluß auf die Gesinnungen des Churfürsten behauptete, ließ es sich hinwieder thätigst angelegen seyn, für die Wünsche des Prinzen zu wirken. Zum Beyspiel war es das Werk Dankelmanns, daß der Churfürst den Prinzen im Jahre 1683 mit dem Geschenke von 30,000 Thalern an Spanischen Subsidien-Geldern und Straßfurthischen Salzkosten überraschte. Von diesem sprechenden Beweise einer geräuschlosen Anhänglichkeit wurde der Prinz so angenehm ergriffen, daß er Dankelmann das Gut Marzahn zum Geschenke aufdringen wollte, der nur mit vieler Mühe einer so großmüthigen Zumuthung widerstehen konnte. Doch ein Jahr darauf ließ es der Churprinz nicht zu, daß Dankelmann das Dorf Etzin als Geschenk ausschlug; und als dieser Prinz die Regierung übernahm, war es sein erstes Geschäft, diesen seinen geliebten Freund zum geheimen Kriegs-, Kammer- und Lehensrathe zu erheben; und bald nachher beförderte er ihn zum Ober-Präsidenten, zum Staats- und

Kriegsrathe zu Cleve, und zum Amtshauptmanne zu Neuſtadt an der Doſſe.

Dankelmann, wechler das Vertrauen des Churfürſten ohne dieß bereits im vollen Umfange beſaß, wußte es durch die Geſchmeidigkeit ſeines Characters in kurzer Zeit dahin zu bringen, ſich den Monarchen ganz abhängig zu machen. Achtung, Liebe, Dankbarkeit und eine gewiſſe Scheu vor Ueberlegenheit waren die Gefühle, die den Churfürſten unwillkührlich unter die Obergewalt dieſes Mannes bannten; und nicht nur in Regierungsgeſchäften, ſondern ſelbſt in allen Privat-Angelegenheiten unterzog ſich der Churfürſt bey jeglichem Schritte der Meinung und dem Ausſpruche Dankelmanns; niemahls hat ein Günſtling den Willen ſeines Herrn unumſchränkter beherrſcht, als er.

Allein Dankelmann überdachte wohl, daß ſein Einfluß auf die allgemeinen Angelegenheiten durch den einzelnen Monarchen nicht von wünſchenswerther Dauer ſeyn dürfte, wenn er ſich nicht dergeſtalt befeſtigt hätte, daß jeder Anſchlag der Cabale an ſeiner Macht erlahmte. Zwar hatte ſich Dankelmann durch ſeinen ſchlauen Character mit dem Hofe und den Großen in das freundſchaftlichſte Einvernehmen geſetzt, und ihr Intereſſe bey allen

seinen Operationen eifrigst vor Augen gehabt; doch mußte es ihm nicht minder darum zu thun seyn, seine Gewalt auch bey den entfernteren Verwaltungsbehörden zu begründen; und für diesen Plan schienen ihm seine sechs Brüder die wünschenswerthesten Werkzeuge. Einem Dankelmann konnte es nicht viele Mühe kosten, sie bald nach seinen Zwecken anzustellen. In kurzen war sein Bruder Daniel Rudolph geheimer Staats- und Kriegsrath und Consistorial-Präsident; Thomas Ernst Gograf und Landrichter der Grafschaft Lingen; Sylvester Jacob geheimer Rath, Kammergerichts- und Consistorial-Präsident; Johann, Cleve-Märkischer geheimer Regierungs- und Churprinzlicher geheimer und Kammerrath; Nikolaus Bartholomäus geheimer Rath und Regierungs-Präsident von Magdeburg, und Wilhelm Heinrich geheimer Rath und Kanzler des Herzogthums Minden.

Aber eben diese Begünstigungen, statt Dankelmanns Macht zu befestigen, waren vielmehr die Gegenstände, sie zu erschüttern und umzustürzen. Es erwachte die geschäftige Mißgunst, und lauerte nur auf eine Gelegenheit, gegen den Gewaltigen sich feindselig zu erheben. Die Unzufriedenheit des Hofes, nun nicht mehr in gleichgestimmter Gemeinschaft mit dem

Minister, kündigte sich zuerst in Persiflagen und Epigrammen an. So nannten die Höflinge diese auch politische Verbrüderung das Siebengestirn, und versäumten keinen Anlaß, die Dankelmanne in den Augen des Monarchen und des Volkes lächerlich zu machen, oder zu verkleinern. Allein alle dergleichen Anstrengungen blieben fruchtlos, da sie wenig Theilnehmer finden konnten; denn der Churfürst erklärte sich laut für diese Familie, und drohte jedem, der es wagen würde, ihr zu nahe zu treten, mit dem Verluste seiner Gnade und mit der härtesten Ahndung. Durch diesen Ernst wurde denn die Hofpartey gar bald zum Schweigen gebracht; und das Publicum war von den trefflichen Einsichten dieser Männer zu fest überzeugt, und von ihrem wohlthätigen Wirken zu dankbar durchdrungen, als daß es eine Stimme der Unzufriedenheit gegen sie hätte erheben sollen. Die Dankelmanne konnten sich nun in voller Sicherheit dünken, und sich ungestört ihrem Triumphe überlassen.

Die wirklichen Verdienste dieser Männer wurden auch billig von der übrigen Welt anerkannt und gewürdigt; insbesondere schätzte und bewunderte man den Ober-Präsidenten, und sein Staat selbst mußte in ihm dankbar den Schöpfer seines blühenden Finanz-Zustandes

verehren. Der einzige Vorwurf, der die Verwaltung dieſes Mannes treffen könnte, wäre das Project zu einer Afrikaniſchen Handelsgeſellſchaft, das er mit Aufopferung ungeheurer Summen vergebens zu verwirklichen getrachtet hätte. — Inzwiſchen hätten Dankelmanns Sparſamkeit und ſeine weiſen Finanz-Operationen ihren Zweck gleichwohl niemahls erreichen können, wenn es ſeinen Bemühungen nicht gelungen wäre, die Verſchwendungsſucht des Churfürſten zu bändigen, oder ſie wenigſtens auf Gegenſtände zu lenken, bey denen ſie wieder einen vortheilhaften Einfluß auf das allgemeine Beſte behaupten könnten. So brachte Dankelmann ſeinem Herrn eine lebhaftere Vorliebe für Künſte und Wiſſenſchaften bey, um deſſen Aufwand zur Verſchönerung Berlins, zur Gründung der Akademie der Künſte und Wiſſenſchaften, der Univerſität Halle, und der anſehnlichen Bibliotheken und Kunſtanſtalten zu benutzen; und ſchon dieſe Inſtitute allein können Dankelmanns Andenken ruhmwürdig verewigen.

Bey allen den unläugbaren Vorzügen als Menſch und Staatsmann hätte Dankelmann dennoch kein Sterblicher ſeyn müſſen, wenn er nicht auch Mängel an ſich gehabt hätte. Seine gefährlichſten Fehler waren der Stolz auf die

Selbstständigkeit seiner Macht, und auf das Bewußtseyn seines schrankenlosen Einflusses auf den Willen seines Souverains. Das Erstere ließ ihm gegen jedermann den Ton der Anmaßung oder wohl gar der Verachtung annehmen, und das Letztere verleitete ihn zu einem so übermüthigen Benehmen gegen den Churfürsten, daß es zwischen ihnen nicht selten zu Zwistigkeiten kam. Dankelmann hatte zu viel Vertrauen auf die Anhänglichkeit und Lenksamkeit seines ehemahligen Zöglings, als daß er sich in seinen Grundsätzen hätte sollen irre machen lassen; und mit demjenigen Gefühle, welches die Ueberzeugung einer folgerechten Ergebenheit einflößen kann, verwarf er jegliches Mittel, den Launen und Leidenschaften des Churfürsten zu fröhnen; ja er ließ nicht selten den gebietherischen Hofmeister blicken.

Ein solches Verfahren war denn freylich psychologisch falsch; denn mit den Leidenschaften verändern sich auch die Gesinnungen, und der Churfürst, unaufhörlich von dem Verlangen nach der Königswürde getrieben, sah es nur mit geheimem Unwillen, wenn Dankelmann einem solchen Entwurfe nicht nur nicht beystimmte, sondern ihn sogar als kleinliche wesenlose Nachahmungssucht des Prinzen von Oranien, Wilhelms des III., (der König von

England, und des Churfürsten August des II. von Sachsen, welcher König von Pohlen geworden,) verwarf. Der Churfürst Fridrich, dessen Denkungsart nicht erhaben genug war, um mit Dankelmann über eine hohle Titulatur mit philosophischer und staatskluger Gleichgültigkeit hinaus zu sehen, und nicht stark genug, den Drang seiner Eitelkeit dem Wohle seines Landes aufzuopfern, bestritt die gründlichen Einwürfe seines weisen Ministers zum ersten Mahle mit Machtsprüchen, und beharrte auf seinem Vorsatze mit einem Eigensinne, der, statt Dankelmann zu einer politischen Nachgiebigkeit zu stimmen, ihn vielmehr zu der Unvorsichtigkeit verleitete, gegen seinen Herrn neuerdings mit der lautesten und entschiedensten Mißbilligung aufzutreten. Die Höflinge, seither immer in eine ohnmächtige Unthätigkeit zurück gebannt, fanden in dieser Spannung zwischen Dankelmann und dem Monarchen die schicklichste Gelegenheit, den Minister mit seinem Herrn völlig zu entzweyen, um seinen Sturz, nach dem sie längst getrachtet, nun unerbittlich herbey zu führen. Es gelang, und da Dankelmann begriff, daß er die Gnade und das Vertrauen des Churfürsten auf eine Art verloren habe, die ihn nicht konnte hoffen lassen, sie wieder zu gewinnen: so forderte er

im Jahre 1697 seine Entlassung. Er erhielt sie mit einer Pension von 10,000 Thalern, eine Summe, die hinlänglich von dem nicht ganz erloschenen Wohlwollen des Monarchen zeugen konnte.

Eben dieser Umstand war Dankelmanns Gegnern ein neuer Sporn der Rachsucht; sie hatten seinen völligen Sturz erwartet, und nun mußten sie noch Ursache haben, zu besorgen, ihn geachtet und geliebt, wie er es von dem ganzen Volke war, neuerdings von einem Herrn empor gehoben zu sehen, der als sein einstmahliger Zögling und als Regent den Funken der Dankbarkeit noch nicht ganz hatte unterdrücken können. Diese niedrigen Seelen vereinigten sich nun zu einer förmlichen Verschwörung gegen Dankelmann; und den Künsten ihrer Intriguen gelang es endlich in der That, zu bewerkstelligen, daß Fridrich sich so weit vergaß, den großen Mann, dessen Verbrechen in der Vertheidigung der Wahrheit und der gesunden Staatsklugheit bestanden hatte, verhaften und nach Spandau abführen zu lassen. Nicht genug. Man hatte die Kühnheit, einen Prozeß über ihn zu verhängen, und die Unverschämtheit, 31 Klagepuncte gegen ihn aufzustellen, deren Inhalt eben so abgeschmackt als niederträchtig war. Sie bestanden in allgemeinen Be-

züchtigungen seines Nepotismus und seine Anmaßungen gegen den Monarchen. Die ganze Welt verachtete diese oberflächlichen Anklagen als die elenden Werke eines schändlichen Privat-Hasses, und erwartete einen günstigen Ausschlag für den Gefangenen; allein man hatte beschlossen, ihn straffällig zu finden; die Gründe hatten also hier wenig zu bedeuten, und die ganze Welt hatte vergebens erwartet.

So geschah es denn, daß über Dankelmann folgendes harte Urtheil ausgesprochen wurde; »Der als Verbrecher überwiesene Dankelmann ist zu einer lebenslänglichen Gefangenschaft verdammt, und seines sämmtlichen »Vermögens und seiner Pension für verlustig erklärt.« — Und diese Sentenz wurde an dem Unglücklichen auch in der That vollzogen.

Zehn Jahre schmachtete der Verkannte in dieser traurigen Lage; dann, nachdem die Rachsucht seiner Feinde zum Theile abgekühlt war, wurde ihm eine Pension von 2000 Thalern bewilligt. Doch als nach sechs Jahren Friedrich Wilhelm der I. den Thron bestieg, genoß Dankelmann die versöhnende Genugthuung, von diesem gerechten Fürsten in Freyheit gesetzt, und mit allen Ehrenbezeigungen an den Hof berufen zu werden, wo er sich durch das innige Vertrauen des Königs bald wieder auf

den Gipfel seines vorigen Glanzes würde haben schwingen können, wenn ihn nicht der Tod überrascht hätte. Er starb den 31. März 1722.

Dankelmanns Brüder, obgleich Anfangs in sein Unglück mit verwickelt, aber, um den zum völligen Sturze des Ober-Präsidenten so nothwendigen Anschein der Gerechtigkeit nicht zu verletzen, gleichwohl wieder für schuldlos erklärt, behielten Zeitlebens ihre Aemter, die sie auch mit ununterbrochenem Eifer, mit stäter Einsicht und Treue verwalteten.

Heinrich Franz d'Aguesseau,

Kanzler von Frankreich.

Unter den Familien, deren Verdienste das Buch der Geschichte mit unauslöschlichen Zügen aufbewahrt, gebührt der des d'Aguesseau eine ruhmwürdige Stelle. Dieses wackere Geschlecht hatte sich seit seinem dunkelsten Ursprunge auf der Bahn der Ehre, der Tugend und Auszeichnung würdig behauptet, und von Stamm zu Stamm seine großen Eigenschaften fortgeerbt.

Der Vater dieſes Heinrich Franz war Präſident des großen Rathes von Languedoc und Intendant von Limoges. Hier war es, wo dieſer nachherige edle Staatsmann am 27. November 1668 das Licht der Welt erblickte.

Von je her war es in dieſer trefflichen Familie Sitte, daß die Aeltern ſelbſt die Erziehung ihrer Kinder auf ſich nähmen. Auch der junge d'Agueſſeau erhielt von ſeinem Vater unmittelbaren Unterricht, und ſein empfänglicher Sinn ließ ihn die außerordentlichſten Fortſchritte in allen Lehrgegenſtänden machen. Da der alte d'Agueſſeau den Grundſatz hatte, die Erziehung ſeines Sohnes fremden Händen durchaus nicht anzuvertrauen: ſo nahm er ihn auf ſeinen Reiſen, welche ihm ſein Amt als Intendant auferlegten, jedes Mahl mit ſich. Auf dieſen Wanderungen entwickelte ſich durch die weiſen Erklärungen des Vaters zuerſt der höhere Sinn des jungen Menſchen, welcher bald vor Begierde brannte, durch die Ausbreitung ſeiner Kenntniſſe die Bemühungen ſeines würdigen Lehrers zu belohnen. Dieſe edlen Anſtrengungen wurden auch bald durch den bewunderungswürdigſten Erfolg gekrönt; in kurzer Zeit hatte Heinrich nicht nur die lebenden, ſondern auch die meiſten todten Sprachen inne, und

in der Poesie, Philosophie und Jurisprudenz konnte man ihm Wenige an die Seite stellen.

Heinrich Franz d'Aguesseau hatte sich nicht vergebens bemüht, sich eine so ungemeine Bildung zu erwerben. Als er zwanzig Jahre alt war, erhielt er die Advocaten-Stelle des Königs im Chatelet. Nun war d'Aguesseau in einer Sphäre, in welcher er seine Eigenschaften geltend machen konnte. Jedermann bewunderte den gelehrten und gründlichen jungen Mann, und ehe drey Monathe verflossen, war er General-Advocat bey der ersten Gerichtsstelle in Frankreich. Auf diesem eben so ehrenvollen als gefährlichen Posten bestand d'Aguesseau mit solchem Glücke und Ruhme, daß der Präsident a Mortier Dionysius Talon sagte: »So wünschte ich aufzuhören, wie dieser junge Mensch anfängt.“ Und dieses Lob verdiente der geniale junge Mann in vollem Maße; jedermann behandelte ihn mit der aufrichtigsten Würdigung, und der König schenkte ihm seine besondere Huld.

Im Jahre 1700 wurde d'Aguesseau zum General-Procurator befördert; ein Amt, das seiner innigen Menschen- und Gerechtigkeitsliebe das weiteste Feld eröffnete. D'Aguesseau bezeichnete es mit den weisesten Reformen; die unterdrückte Unschuld segnete seine Gerech-

tigkeit; die Armuth seine Wohlthätigkeit; und manche Opfer einer kurzsichtigen oder barbarischen Justiz dankten ihm ihre Freyheit, ihr Leben. D'Aguesseau's Rechtschaffenheit und seine umfassenden und gründlichen Einsichten verschafften ihm nicht selten den Triumph, daß die Minister und der Monarch selbst sich bey ihm Rathes erhohlten, und seinen Aussprüchen mit einer Lenksamkeit nachkamen, als wenn er ihr Vorgesetzter wäre.

Angebethet vom Volke, geachtet, geliebt und bewundert von den Großen, konnte es nicht anders seyn, als daß d'Aguesseau bey der neuen Regentschaft des Herzogs von Orleans, der schon längst sein inniger Verehrer gewesen, würdig befördert wurde. Der Herzog, welcher d'Aguesseau's Talente nicht entbehren konnte, suchte diesen großen Mann mit dem Interesse der Krone näher zu verbinden, und ernannte ihn im Jahre 1717 zum Kanzler von Frankreich. Doch dieser Wirkungskreis war wohl für d'Aguesseau's Kenntnisse, aber nicht für seine stoische Wahrheitsliebe; und seine Ueberzeugungen geriethen daher alle Augenblicke in den schwankenden Kampf mit den Anforderungen der Politik. —

D'Aguesseau entwarf einen trefflichen Plan zur Herstellung des zerrütteten Finanz-Wesens,

deſſen Ausführung jedoch zwar Bedächtigkeit und die Reife der Zeit erfordert, aber deſto ſicherer zum wohlthätigen Zwecke geleitet haben würde. Der Herzog hingegen, raſch und ungeduldig wie er war, ging, Trotz der einleuchtenden Vorſtellungen ſeines weiſen Kanzlers, mit den gewaltſamſten und entſchiedenſten Maßregeln zu Werke, und brachte das Reich einem Verfalle nahe, der wieder nur durch eben ſo zerſtörende Hülfsmittel abzuwenden war. Das Erſtere hatte d'Agueſſeau voraus geſagt; über das Letztere erklärte er ſich mit der unverhohlenſten Wahrheitsliebe, und verwarf mit den überzeugendſten Gründen das verderbliche Syſtem des Law, in welches der Herzog ſeine einzigen Hoffnungen ſetzte. Es kam zwiſchen dieſem und dem Kanzler von nüchternen Erörterungen bald zu den heftigſten Streitigkeiten; d'Agueſſeau blieb der Sache der Wahrheit mit der unerſchütterlichſten Freymüthigkeit getreu; der Herzog von Orleans verharrte unabänderlich auf ſeiner kurzſichtigen Meinung, und d'Agueſſeau erfuhr die Schmach, daß man ihm die Siegel abnahm, und ihn auf ſein Gut Freſne verwies. — D'Agueſſeau verließ den Hof, bedauert von den wenigen Freunden der Wahrheit, beweinet von dem Volke, aber über eine ſo empfindliche Glücksveränderung

durch sein eigenes edles Bewußtseyn, und durch die Tröstungen seiner gleichmüthigen Gattinn erhoben, die ihn in dem Augenblicke der traurigen Bothschaft mit der ganzen Fassung des reinen Selbstgefühles und der großmüthigen Entsagung zu der Vorstellung aufforderte: daß er nun weder Weib noch Kinder habe.

Kaum war der weise und wohlthätige Kanzler von den Staatsgeschäften entfernt: so verfielen sie, nur von ihm mit Geist und Kraft zusammen gehalten und gelenkt, in den verworrensten Zustand, der sich durch die Einführung des Lawischen Systems alle Augenblicke verschlimmerte. Es bedurfte der Hand eines kundigen kräftigen Mannes, um die gänzliche Auflösung abzuwehren; mit Demuth erkannte man, daß d'Aguesseau in dieser Noth der einzige Retter seyn könne, und mit Selbstverläugnung berief man ihn im Jahre 1720 in sein verwaisetes Amt zurück. Doch d'Aguesseau hatte seine Wahrheitsliebe noch nicht verlernt; und so sehr man Anfangs mit seinen Reformen und Einrichtungen zufrieden war, so sehr stieß man sich an seinen weiteren Operationen, welche stillschweigend auf die Unterdrückung der Lawischen Plane, die man noch immer mit dem entschlossensten Eifer vertheidigte, abzweckten; und d'Aguesseau wurde neuerdings abgesetzt und auf seinen vo-

rigen Landsitz verwiesen. Hier, in einer gänzlichen Zurückgezogenheit von politischen Machinationen und dem Geräusche des Hofes, lebte der gelehrte Mann mit seiner edlen Familie in stiller Häuslichkeit, und füllte seine Mußestunden mit dem Studium der Gesetzgebung und der heiligen Schrift aus, welche er mit gelehrten Anmerkungen bereicherte.

Fünf Jahre hatte der Staat die Thätigkeit dieses großen Ministers, das Volk die Wohlthaten seines aufrichtigsten Freundes entbehrt: da berief ihn im Jahre 1727 ein königlicher Befehl wieder in sein Amt. Die Siegel jedoch verweigerte man ihm, ungeachtet das Parlament Einwendungen machen wollte. D'Aguesseau hätte sie jedoch selbst nicht angenommen. »Zu meinem Ruhme, und zu meinem Glücke," erklärte er sich hierüber, »ist es »hinreichend, daß man mich eines Amtes würdig hält, das man mir abschlägt; allein der »König hat gesprochen, und ich muß ein Beyspiel des Gehorsams geben."

D'Aguesseau widmete sich nun besonders der Verbesserung der Gesetze, und in kurzen genoß der Staat die Früchte seiner Einsichten, die er während eines fünfjährigen Studiums außerordentlich erweitert hatte. D'Aguesseau, aufgemuntert durch das Gedeihen seiner Be-

mühungen und durch die Erkenntlichkeit des Hofes und der Nation, verdoppelte nunmehr seine Anstrengungen, und setzte dabey alle Rücksichten auf seine Gesundheit so bey Seite, daß ihn der König oft ersuchen und auffordern ließ, seiner Kräfte zu schonen. Allein der patriotische Mann entgegnete dann immer: »Kann ich müßig seyn, wenn ich das Winseln eines unglücklichen Volkes vernehme?" — Die wenigen Augenblicke, die d'Aguesseau von den Staatsgeschäften erübrigen konnte, theilte er zwischen der Erziehung seiner Kinder und zwischen literarischen Beschäftigungen; die mathematischen Wissenschaften cultivirte er späterhin mit ungemeiner Liebe, und mit so ausgezeichnetem Glücke, daß der Ruf davon bis nach England drang, welches ihn bey der Verbesserung des Kalenders zu Rathe zog, und seinen Angaben pünctlich nachkam.

Begleitet von dem Segen der Nation starb dieser so oft verkannte große Staatsmann im Schooße seiner Familie im Jahre 1751 in einem Alter von 83 Jahren. D'Aguesseau's Schriften nehmen in der Literatur einen nicht unrühmlichen Platz ein; es gibt von ihnen mehrere Auflagen, von denen die vollständigste im Jahre 1763 zu Yverdün in 24 Bänden gedruckt ist.

Peter Graf von Greiffenfeld,

Dänischer Großkanzler.

Der Familien-Nahme dieses Opfers eines wandelbaren Glückes ist Schumacher. Peters Aeltern waren von der gemeinsten Abkunft und in den dürftigsten Vermögensumständen. Seinen Vater verlor er frühzeitig, und seine Mutter, durch den Tod ihres Mannes in die kümmerlichste Lage versetzt, ernährte sich mühsam von dem Geschäfte einer kleinen Weinschenke. Dieses verständige Weib bemerkte nicht so bald die keimenden Talente ihres Sohnes, als sie mit eigener Aufopferung selbst ihr kärgliches Einkommen dazu verwendete, ihm eine Bildung geben zu lassen, die ihn fähig machte, ein günstigeres Schicksal als das seiner Aeltern und Vorältern zu erringen. Nicht nur, daß sie ihn in den untern Schulen unterrichten ließ, auch in den freyen Künsten hielt sie ihm Lehrmeister, und bald hatte sie die Freude, zu sehen, welche Bewunderung ihr Sohn

durch seine außerordentlichen Fortschritte in Wissenschaften und Künsten einerntete. Besonders vervollkommnete sich Peter in dem Studium der Römischen Classiker und in der Kenntniß der Lateinischen Sprache in einem solchen Grade, daß selbst die Gelehrten seinen Umgang und seine Freundschaft suchten.

Die erste Frucht dieser Verbindungen und die Grundlage zu Peters Ruhm und künftiger Größe war, daß er die Stelle eines königlichen Bibliothekars in Dänemark erhielt. Dieser Posten gab Petern die vielseitigsten Gelegenheiten an die Hand, seinen Geist fortzubilden, seine Kenntnisse zu erweitern, sein ungemeines Genie weiter zu entwickeln. Doch blieb das Studium der Lateinischen Sprache immer sein vorherrschendes Lieblingsgeschäft.

Einige Zeit hierauf geschah es, daß am Hofe des Königs Christian des V. eine auswärtige Gesandtschaft anlangte, die denn den Gegenstand ihrer Sendung, da damahls die Französische noch nicht die allgemeine Hofsprache war, Latein vortrug. Sonderbar genug fand sich unter den Ministern und am ganzen Hofe niemand, der im Stande gewesen wäre, auf eine gewandte Art in derselben Sprache zu antworten. In dieser Verlegenheit wünschte man sich Glück dazu, auf den Bibliothe-

kar Peter Schumacher zu verfallen, und schickte unverzüglich nach ihm. Schumacher, von einer so ehrenvollen Auszeichnung auf das angenehmste überrascht, eilte unverſäumt nach Hofe, wo der König voll Ungeduld bereits seiner harrte, und ihm mit der Frage entgegen kam, ob er sich getraue, vor Verlauf einer Stunde der Gesandtschaft in einer wohl abgefaßten Rede in Lateinischer Sprache zu antworten? Der gelehrte Mann bedingte sich zum Erstaunen des Monarchen nur eine Viertelstunde aus. Noch vor Ablauf dieser kurzen Frist hielt er denn, in Gegenwart des Königs, der königlichen Prinzen und der Minister, der Gesandtschaft eine Antwortsrede, die eben so wohl von dem Geschmacke als von der Gelehrsamkeit des Verfassers zeugte, und ihm den Beyfall der Ambassade und die Bewunderung des ganzen Hofes in vollem Maße erwarb.

Dieser Vorfall gründete Schumachers Erhebung zu den rühmlichsten Ehrenstellen. Mit Vergnügen und geheimem Stolze auf den Besitz eines so genialen Mannes ernannte ihn der König zuerst zum königlichen Rathe; und beförderte ihn so fort im Jahre 1673 über 19 Räthe, und zur Reichskanzlers-Würde mit der ausdrücklichen Begünstigung: »daß sein Rang »unmittelbar nach dem Statthalter Güldenlöw

und dem Feldmarschall seyn, und er auch alle seitherige Aemter und Einkünfte beybehalten solle." — Peter Schumacher stieg nun rasch von Stufe zu Stufe. Im Jahre 1674 erhielt er die durch den Tod des Herrn von Retz erledigte Stelle eines Hofkanzlers mit dem Titel Großkanzler, und bald darauf erhob ihn der gnädige Monarch in den Grafenstand mit dem Geschlechtsnahmen Greiffenfeld, und verlieh ihm den Elephanten-Orden.

Doch die Sonne eines so schnellen Glückes lächelte diesem Emporkömmlinge nur eine kurze Zeit von drey Jahren; da zog sich ein Verderben drohendes Ungewitter über seinem Haupte zusammen. — Mit stillem Befremden hatte der König die Bemühungen bemerkt, womit der Graf von Greiffenfeld den Krieg gegen Schweden mit geringerem Eifer fortzusetzen, und gleichwohl zugleich jeder Anknüpfung irgend einer Friedensunterhandlung unter allerley Vorwänden auszuweichen gesucht hatte. Doch verschloß Christians Vorsicht diese Bedenklichkeit tief in seiner geheimnißvollen Brust, und begnügte sich damit, das Benehmen des Großkanzlers mit einem aufmerksameren Auge zu beobachten, und seinen Schritten in geheim nachspüren zu lassen. Eine der ersten Folgen davon war die Kunde, daß der Französische Ge-

sandte am Kopenhagner Hofe, Terlon, von den geheimsten Kriegsplanen gegen Schweden auf das genaueste unterrichtet, — durch den Grafen von Greiffenfeld unterrichtet sey. Zu unläugbaren Beweisen dieser Treulosigkeit dienten mehrere Briefe aus Frankreich von Terlon, welche unter der Adresse des Grafen eingegangen waren. Dennoch schränkte sich der Unwille des Königs darauf ein, Terlon aus Dänemark zu entfernen, welches Schicksal aus ähnlichen Gründen auch der Schwedische Gesandte Lilienkron mit ihm theilen mußte. Greiffenfelds Handlungen wurden nun auf das strengste beobachtet, und als man endlich einen Brief von ihm an Terlon auffing, in welchem die Worte vorkamen: »Die Geheimnisse Frankreichs und Schwedens sollen nirgends besser bewahrt seyn, als in meinen Händen:" so glaubte man mit Recht, keinen Augenblick versäumen zu müssen, den Grafen für einen Verräther zu erklären, und als solchen zu behandeln.

So fort wurde der Graf von Greiffenfeld nach Hofe gefordert, und ihm durch den General Arensdorff Verhaft angekündigt. Greiffenfeld entsetzte sich über dieses Schicksal dergestalt, daß er lange kein Wort vorbringen konnte, und am ganzen Leibe fieberhaft zit-

terte. Endlich fragte er mit ſtotternden Worten: »Wenn es des Königs beſtimmter Wille »iſt: ſo muß ich wohl gehorchen. Was aber »ſoll aus mir werden, was gedenkt man mit »mir vorzunehmen?" — Greiffenfeld fing ſchon an, Hoffnung auf eine gute Wendung zu ſchöpfen, und die ganze Verhaftung für einen Irrthum zu halten, als ihm nichts weiter widerfuhr, als daß man ihn in die königliche Bibliothek ſperrte. Höchſtens, dachte er ſich, hat man von meinen Veruntreuungen eine ferne Vermuthung, oder wohl auch einige nähere Erfahrungen; und man will mir daher durch dieſen Arreſt in der Sphäre meiner urſprünglichen Erhebung einen ſtummen Verweis geben, indem man mich an die erſte Stufe zu meinem Glücke demüthigend erinnert. Allein wie erſtaunte Greiffenfeld, als man ihn gegen Abend mit Soldaten abhohlen, und auf einem Bothe nach dem Caſtell führen ließ. Auf Befehl des Monarchen wurden ihm nun Degen und Orden abgenommen, und Tags darauf ſein Vermögen, das in 17 Tonnen Goldes, meiſt in Franzöſiſchem Gelde, beſtand, confiscirt. Zu gleicher Zeit wurde dem Churfürſten von Brandenburg der Lehenbrief zurück geſchickt, mit welchem er den Grafen kürzlich über die Inſel Wollin beehrt hatte, und in ganz Dänemark

erging der königliche Befehl, daß alle, welche Güter, die dem Grafen gehörten, in Händen, oder eine Forderung an ihn hätten, sich bey dem Kronschatzmeister melden sollten.

Der Gang des Prozesses begann mit der Anklage und der Ueberführung, daß Greiffenfeld Recht und Aemter zu Gegenständen seiner Bereicherung gemacht habe. Sogleich erging auch eine nachdrückliche Verordnung, daß alle jene, welche sich unterständen, sich eine Bestechung zu erlauben, bey Entdeckung doppelt so viel Strafe erlegen; und diejenigen, welche überwiesen würden, derley Geschenke angenommen zu haben, ohne Unterschied des Amtes und der Geburt, an Leib, Ehre und Gut bestraft werden sollten.

Greiffenfelds Verhör wurde von königlichen Commissären gepflogen, und er beschwerte sich hierüber, da er als Reichskanzler unmittelbar unter das Gericht des Königes selbst gehöre. Allein man machte nicht viele Weitläufigkeiten mit einem überwiesenen Verräther, und erklärte ihm, daß der Monarch befohlen habe, ihm den Prozeß zu machen, auf welche Art man wolle. Die Bezüchtigungen des Grafen von Greiffenfeld bestanden in folgenden Puncten: »daß er nicht nur für große Summen Rechtssprüche ertheilt, sondern auch denje-

nigen, welche sich nicht zu Geschenken verstehen wollten, ihre rechtlichen Entscheidungen verzögert oder vorenthalten habe; daß er die Geheimnisse des Cabinetts an auswärtige Minister verrathen, daß er zu Gunsten seines Privat-Interesse die Veräußerungen mancher Provinzen der Krone veranlaßt, und endlich viele Schreiben fremder Mächte und königliche Verordnungen unterschlagen habe.

Der Graf von Greiffenfeld suchte nun um die Erlaubniß an, eine schriftliche Vertheidigung entwerfen zu dürfen; man gönnte ihm hierzu nicht nur einige Tage, sondern gab ihm auch einen Rechtsgelehrten zur bessern Aufstellung seiner Gegengründe. Doch da seine Rechtfertigung in nichts Anderen als in hohlen Ausflüchten und grundlosen Betheuerungen seiner Unschuld bestehen konnte: so schritt man unverzüglich zur Fällung des Urtheiles. Dieses lautete: »daß Graf von Greiffenfeld der »Verbrechen wegen, durch die er die göttliche »und menschliche Majestät beleidigt, Leben, Gut »und Ehre verwirkt, dadurch des Grafenstan»des und aller Ehrenämter entsetzt, und dazu »verurtheilt sey, daß sein Nahme und Ge»dächtniß vertilgt, ihm Helm, Wapen und »Schild durch des Henkers Hand zerbrochen, »sein sämmtliches Vermögen dem Fiscus zuer-

»kannt, er nunmehr wieder Peter Schumacher »genannt werde, und durch das Schwert den »Kopf verliere.«

Schumacher benahm sich bey Anhörung dieses Ausspruches ziemlich standhaft, und bath um die Verschonung seines Wapens, und um die Gunst, seinen Leichnam in das Grab, welches er wolle bereiten lassen, anständig beerdigen lassen zu dürfen. Als ihm diese Bitte verweigert wurde, begab sich seine Mutter mit ihrer vierjährigen Tochter zum Monarchen, und warf sich ihm zu Füßen; allein ihr Flehen blieb unerhört. Alles, was sie erwirken konnte, war ein Aufschub von vier Tagen.

Den 14. Junius, zwey Tage vor Schumachers Tode, trat der General-Adjutant Schock in sein Gefängniß, und verkündigte ihm die Todesstunde. Schumacher hörte dieß mit bewunderungswürdigem Gleichmuthe an, erklärte, daß er nun bloß mit dem Heile seiner Seele beschäftigt sey, und bath um einen Beichtvater. Nachdem man diese Bitte sogleich erfüllt, und er das heilige Abendmahl empfangen hatte, brachte man sein Wapen und den Prunksessel, auf welchem er sonst in der Kirche zu sitzen pflegte, das Todtengeräthe und den Sarg auf das Schloß, und vollendete die nöthigen Zubereitungen zur Hinrichtung.

Den 16. Junius gegen Abend erschien der General-Adjutant Schock auf dem Schlosse, und gab Befehl, zur Vollziehung des Urtheiles zu schreiten. Nun wurde Schumacher auf das mit schwarzem Tuche ausgeschlagene Todtengerüst geführt, und dabey von einem Lackey des Königes begleitet. Kaum wurde der Verbrecher den Henker ansichtig, als er sich schnell die Haare aufband, und ihn bath, mit der Execution zu eilen. Vorher wurde jedoch vor seinen Augen das Wapen zerbrochen, wobey er mit betrübter Stimme ausrief: »Der König »hat es mir gegeben; der König nimmt es mir »wieder! Es geschehe nach dem Willen des Herrn, »dem ich meine arme Seele empfehle!" Hierauf kniete Schumacher nieder, und erinnerte den Scharfrichter, sein Amt beherzt zu verrichten; das Verbinden der Augen verbath er sich. Nachdem er nun noch ein Mahl inbrünstig gebethet hatte, streckte er den Hals weit aus, und gab selbst das Zeichen zum tödlichen Streiche. — Doch — in diesem Augenblicke ruft der General-Adjutant Schock dem Henker zu: »Halt ein, der König hat ihm das Leben geschenkt!" —

Man will behaupten, daß Schumacher von dieser Begnadigung schon früher unterrichtet gewesen sey, weil er sich in dem Augenblicke derselben nichts weniger als mit den Neu-

ßerungen der Ueberraſchung benahm. Schumacher ſtand ganz gelaſſen wieder auf, reichte allen Umſtehenden mit unveränderter Miene die Hand, und dankte dem Könige für die erwieſene Gnade.

Schumacher war zum ewigen Gefängniſſe verdammt, und wurde ſogleich dahin abgeführt. Seine Mutter und ſeine Freunde bothen Alles auf, den König zu bewegen, das großmüthige Werk zu vollenden, und ihm die Freyheit zu ſchenken, und zwar mit einem ſolchen Ungeſtüm, und mit einer ſolchen öffentlichen Unruhe, daß der Monarch, der dieſen Zumuthungen nicht Gehör geben konnte, ohne ſeine Güte in Schwachheit ausarten zu laſſen, Befehl gab, den Verbrecher in eine entferntere Gegend gefangen zu ſetzen. Dieſe bloße Veränderung des Gefängniſſes erzeugte bey Schumachers Freunden den Wahn einer völligen Befreyung, und ſie erſchienen, da man denſelben aus dem Kerker brachte, in feſtlichen Aufzügen, und mit den zärtlichſten Glückwünſchungen. Doch bald fanden ſie ſich in ihren theilnehmenden Erwartungen getäuſcht, da ſie wahrnahmen, daß man ihren Freund zu Schiffe bringe, um ihn nach Norwegen abzuführen. Als er dieſes beſtieg, rief er der trauernden Menge mit weh-

müthiger Stimme als Lebewohl zu: „Una salus miseris, nullam sperate salutem!"

Schuhmacher wurde nach dem Hafen von Drontheim gebracht, um daselbst seine Tage zu beschließen, wobey man ihm die Freyheit ließ, unter gehöriger Aufsicht in einem gewissen Umkreise herum zu gehen. Schumacher versuchte während seiner Verbannung noch Manches, seine volle Freyheit zu erlangen, und bemühete sich in dieser Absicht ganz besonders, bey dem Könige, während des kurzen Aufenthaltes desselben in Drontheim, Gehör zu erhalten; doch es wurde ihm verweigert. Er starb endlich den 18. März 1699 am Nierenstein, nachdem er Tages zuvor eben 23 Jahre in dieser Gefangenschaft verlebt hatte. Zwey Tage nach seinem Tode wurde er ohne alle Ceremonien begraben. Der Stein aus seiner Blase, im Gewichte sieben Loth, wurde zur Erinnerung nach Kopenhagen gebracht.

Julius Graf Alberoni,

Cardinal und Spanischer Premier-Minister.

Der Ruhm dieses außerordentlichen Ministers konnte durch den Contrast der gemeinsten Herkunft nur noch erhöhet werden. Julius Alberoni war der Sohn eines dürftigen Gartenarbeiters, und 1664 zu Piacenza geboren. Ohne allen Unterricht heran gewachsen, diente Julius längere Zeit als Altarknabe; gewann aber nach und nach durch seine munteren Einfälle und die Gelehrigkeit seines Geistes die Theilnahme eines Priesters, der ihm einige Kenntnisse vom geistlichen Stande beybrachte. Mehr durch seine Laune als durch wirkliche Berufseigenschaften erhielt er endlich von dem liberalen Bischofe die Tonsur und die Priesterweihe.

In dem Maße, als Alberoni seine Umstände verbessert sah, stieg auch sein unersättlicher Ehrgeiz, der jederzeit ein Grundzug seines Characters blieb. Er verließ mit einem ge-

wissen Doctor Gardini Piacenza, um sich nach Ravenna zu begeben, wo dieser sein Glück zu befördern versprochen hatte. In der That fand hier Alberoni bey dem päpstlichen Vice-Legaten Barmi die beste Aufnahme, und erhielt, nachdem er ihm einige Zeit als Haushofmeister gedient hatte, eine Präbende. Alberoni, aufgemuntert durch diese glücklichen Fortschritte, legte sich nun, von einem unaufhörlichen Hange eine große Rolle zu spielen, getrieben, mit dem lebendigsten Eifer auf das Studium der Wissenschaften, welches ihn bald in den Stand setzte, der Hofmeisterstelle bey dem Neffen des Bischofes, die er sich zu verschaffen wußte, mit Würde vorzustehen. Nach vollendetem Erziehungsgeschäfte gelang es Alberoni durch sein Talent eines guten Gesellschafters bey dem Bischofe Borgo St. Domino, Grafen von Ronconieri, das Amt eines Hausgeistlichen zu erhalten. Diese Verbindung war die erste Stufe zu Alberoni's nachheriger Hoheit.

Der Bischof St. Domino war als ein geschickter Staatsmann von dem Herzoge von Parma zu Unterhandlungen mit dem Herzoge von Vendome, der bey dem damahligen Spanischen Successions-Kriege das Französische Commando gegen Italien führte, auserlesen worden, und Alberoni begleitete ihn als Secretär.

Alberoni wurde durch seinen Geist und Witz bald der Liebling des Herzogs von Vendome, welcher ihn immer seinen lieben Abbé nannte; und behauptete durch die Gabe seiner Conversation einen entscheidenderen Einfluß auf die bezweckten Unterhandlungen, als der Bischof mit seiner kalten Politik. Dieser überließ denn auch Alberoni das ganze Geschäft, welcher es sofort auch als Bevollmächtigter des Herzogs von Parma zu dessen völliger Zufriedenheit schlichtete. Als Vendome im Jahre 1706 das Commando in den Niederlanden übernahm, vertauschte der schlaue Alberoni seinen ephemeren Gesandtschaftsposten mit der Stelle eines Capellans und Privat-Secretärs dieses Feldherrn, und gewann dessen Achtung und Liebe bald in einem solchen Maße, daß er von ihm Ludwig dem XIV. als ein talentvoller Kopf empfohlen wurde.

Obgleich Alberoni in Frankreich alle Auszeichnungen und, unter andern auch eine Pension genoß; so schien ihm doch dieses Land nicht geeignet, sein aufblühendes Glück rasch zu verfolgen, und mit Vergnügen ging er im Jahre 1711 mit dem Herzoge von Vendome nach Spanien, der dahin zur Rettung abgerufen wurde. War Vendome als Spaniens Schutzgeist, Trotz der Intriguen der Fürstinn Ursini,

die damahls für Spanien das war, was nachher die Pompadour für Frankreich, der Gegenstand von Philipps des V. Dankbarkeit und Verehrung: so konnte sich Alberoni, als das wirksamste Werkzeug des Herzogs, nicht minder der Gunst des erlöschten Königs erfreuen. Alberoni offenbarte nun seine Gewandtheit durch die Kunst, mit der er sich in dem Vertrauen seines Herrn eben so sehr zu erhalten, als jenes der Prinzessinn Ursini, welche ihr Uebergewicht ungern mit Vendome theilen wollte, zu gewinnen verstand. Diese verschmitzte Frau, die Alberoni's Genie durchschaute, und ihn zum Beförderer ihrer herrschsüchtigen Plane erkohren hatte, verlieh ihm eine ansehnliche Pension, und schenkte ihm ihr volles Vertrauen, als im Jahre 1712 der Herzog von Vendome starb. Um in die Staatsgeschäfte mit mehr Fug eingreifen zu dürfen, mangelte Alberoni nichts mehr, als ein öffentlicher Geschäftsposten, und diesen erhielt er durch seinen Landesherrn, den Herzog von Parma, der ihn, nach geschlichteten Mißhälligkeiten zwischen Spanien und seinem Lande, zu seinem Residenten in Madrit erhob.

Ein treuer Gefährte der Fürstinn Ursini, die sich in einer langen Reihe von Jahren ganz des Willens des schwachen Philipps, und aller

Zweige der Staatsverwaltung bemächtigt hatte, gewann Alberoni mit seinem überwiegenden und schmiegsamen Geiste bald den entscheidendsten Einfluß auf die Regierung. Die Königinn war den 14. Februar 1714 nach einer unglücklichen Niederkunft gestorben, und die Prinzessinn Ursini, die nur ihr hohes Alter abhalten konnte, sich selbst zur Monarchinn zu erheben, besorgt, bey einer zweyten Gemahlinn Philipps ihre Gewalt wo nicht zu verlieren, doch in einen Zustand der Abhängigkeit zu kommen, entwarf mancherley Plane, dem Könige eine neue Gemahlinn zu bestimmen, bey der sie ihre gewohnte Macht würde behaupten können. Ursini berieth sich darüber mit Alberoni. Dieser schlaue Mann, in der gerechten Voraussetzung, sein Ansehen und seinen Einfluß durch eine zu Stande gebrachte Verbindung der Tochter seines Landesherrn mit dem Könige von Spanien auf immer zu begründen, schlug der Fürstinn Ursini die junge Prinzessinn von Parma vor; es bedurfte nur ihrer Meinung, Philipp willigte ein, und die Verlobung wurde den 14. December 1714 durch den Cardinal Aquaviva vollzogen.

Alberoni war listig genug gewesen, der Fürstinn Ursini den Character der Prinzessinn von Parma ganz nach ihren Absichten zu schil-

dern, unterdessen seine eifrigste Bemühung dahin ging, die junge Königinn durch die gründlichsten Vorstellungen zu bestimmen, ihre Einwilligung zur Verbindung nur unter der Bedingung zu geben, daß Philipp die Ursini vom Hofe entferne. — Alberoni war der jungen Königinn als außerordentlicher Gesandter mit der Würde eines Grafen entgegen gereiset, hatte sie mit den Verhältnissen des Hofes und mit dem Character der Prinzessinn näher bekannt gemacht, und die nöthigen Verabredungen mit ihr getroffen. Der König war zwar Anfangs unentschlossen, aber die Erscheinung seiner schönen Gemahlinn brachte ihn bald auf beyfällige Gesinnungen; und Alberoni's Beredsamkeit, verbunden mit den Vorstellungen des Französischen Gesandten, besiegten seinen letzten Zweifel. Die Fürstinn Ursini, der es darum zu thun war, die Königinn gleich bey der ersten Zusammenkunft ihre Obergewalt fühlen zu lassen, stellte sich ihr als Oberhofmeisterinn vor, und empfing sie mit den anmaßendsten Bemängelungen. Der Königinn kam dieses Benehmen sehr gelegen; sie hatte dadurch die beste Rechtfertigung, der Ursini zu befehlen, daß sie abtrete; und einige Tage darauf mußte sich die übermüthige Gouvernante plötzlich dazu anschicken, in Begleitung eines Detache-

ments der königlichen Garde, Spanien zu verlassen. — Vergebens suchte dieses gedemüthigte Weib in Frankreich durch ihre Freundinn, die Frau von Maintenon, ihren vorigen Wirkungskreis an Philipps Hofe wieder zu erringen: Alberoni hatte durch sein Einverständniß mit Ludwig dem XIV. schon längst dafür gesorgt, daß man ihr kein Gehör gebe; und es blieb der Verlassenen nichts übrig, als von der Zeit den Fall desjenigen abzuwarten, der sie so schmählich hintergangen und gestürzt hatte. Sie begab sich nach Rom, wohin durch Alberoni's Beschleunigung ihre Effecten und Papiere nachgeschickt wurden.

Alberoni, der nun freyen Spielraum für seine Herrschbegierde hatte, machte sich jetzt der Königinn ganz unentbehrlich. Gemeinschaftlich mit ihr regierte er den schwachen Philipp; alle Anhänger der Ursini wurden von den Hofämtern entfernt; niemand als Donna Laura, Amme der vorigen Königinn, und ihre Tochter wurden in den stillen Privat-Zirkel des Monarchen gezogen; Alles ging durch Alberoni's Hände: er übte die Macht eines Premier-Ministers in ihrer völligen Unumschränktheit aus, ohne irgend einen bestimmten Titel zu tragen; er war in seiner Wirksamkeit Alles, und nichts nach seinem äußerlichen Character. Aber Alberoni war

zu ehrgeizig, und überlegte zu wohl, wie sehr es in der Welt auf Decorationen ankomme, als daß er nicht auch nach äußerer Hoheit hätte trachten sollen. Sein Streben ging, ehe er sich als Premier-Minister förmlich befestigen wollte, nach dem Cardinals-Hute, und man will sogar behaupten, daß es in seinen Planen lag, den päpstlichen Stuhl zu besteigen. Die zweydeutige Art, mit welcher der Papst den Antrag, Alberoni den Cardinals-Hut zu verleihen, aufnahm, ließ diesen nicht die besten Hoffnungen schöpfen; allein der schlaue Italiäner hatte schon Mittel in Bereitschaft, die Gesinnungen des heiligen Vaters für sich zu gewinnen. Alberoni meldete nach Rom, daß auf seine Verwendung dem päpstlichen Nuntius wieder erlaubt sey, nach Madrit zu kommen, und daß er den König bestimmt habe, sich mit Oesterreich und Venedig gegen den Erbfeind der Christenheit, die Türken, zu vereinigen. Der Papst war dankbar, und ernannte den 12. Julius 1717 den Abbé Alberoni zum Cardinal.

Kaum war diese Erhebung in Madrit angelangt, als der König Alberoni zum Grand von Spanien erster Classe und zum wirklichen Premier-Minister ernannte. Noch mehr. Der Cardinal, der Grand und Premier-Minister hatte sich von seinem Entzücken noch nicht

erhohlt: da werden ihm das eben erledigte Bisthum Mallaga und der Bischofsstab mit einem jährlichen Einkommen von 60,000 Ducaten zu Theil. Alberoni's Wünsche waren gesättigt, vor der Hand gesättigt; denn noch ging sein eifrigstes Streben dahin, seine Macht durch die Demüthigung des gewaltigen Oesterreichs der ganzen Welt furchtbar zu machen.

Alberoni's Plane zur Verbesserung der Finanzen, zur Belebung der Industrie, und überhaupt zur Vergrößerung Spaniens, waren so ausschweifend entworfen, und mit einer solchen Lebhaftigkeit und Energie der Ausführung näher gebracht, daß ihre völlige Verwirklichung nur durch außerordentliche Hülfsmittel, aus den Zeitumständen und den politischen Verhältnissen der Europäischen Staaten abgeleitet, möglich gemacht werden konnte, und Alberoni benutzte diese mit einer seltenen Kühnheit und Kraft.

Durch den Krieg zwischen der Pforte und Venedig sah Oesterreich sich veranlaßt, seine Gränzen zu besetzen. Dieser Umstand erzeugte bey Alberoni den Entwurf, das offene Oesterreich feindlich anzufallen; und die angeblichen Rüstungen gegen die Türken, in denen Spanien eben am eifrigsten begriffen war, sollten die täuschendste Maske dabey abgeben.

Um jedoch Oesterreich und England, die über diese Rüstungen gleichwohl unruhig zu werden begannen, völlig sicher zu machen, ließ Alberoni die Spanischen Flotten bis in das Mittelländische Meer um die Küste von Neapel Italien hinauf, fortsegeln; doch plötzlich — siehe da wenden sie sich nach Sardinien, machen eine schnelle Landung, und besetzen die Insel. Damit mußte sich Alberoni einstweilen begnügen; denn sein Plan, Neapel zugleich wegzunehmen, mißlang, obgleich er mit den Häuptern der Bourbonischen Partey schon längst geheime Verbindungen angeknüpft hatte.

Es ist begreiflich, welche Ueberraschung dieser kühne Schritt auf die Europäischen Mächte machen, und welche verwickelte Mißverständnisse er unter ihnen hervor bringen mußte. Besonders empörte er den beleidigten Deutschen Kaiser, und er war nunmehr gezwungen, seine übrigen Italiänischen Staaten unter großen Anstrengungen in einen kräftigeren Vertheidigungsstand zu setzen. Die ganze Lage der Dinge rieth Alberoni, die Unternehmung auf günstigere Zeitumstände zu verschieben; allein dieser ehrgeizige Mann war von dem Augenblicke an, als er den Cardinals-Hut aufgesetzt hatte, von einem gränzenlosen Eigensinne, der ihm nicht erlaub-

te, ein aufgegriffenes Project unausgeführt zu lassen, und von einem solchen Stolze und einer solchen Härte beherrscht, daß der ganze Hof über seine Anmaßungen erstaunte, und sich vor seiner Tyranney scheute. Das einzige Ziel von Alberoni's Anstrengungen war die Vernichtung Oesterreichs; er setzte seine Rüstungen mit dem unermüdetsten Eifer, ja mit einer Art von Wuth fort, und da die gewöhnlichen Staatseinkünfte dazu nicht hinreichen konnten, so legte er dem Volke die drückendsten Lasten auf.

Der Deutsche Kaiser, da er von Seite Spaniens seine Länder immer mehr bedroht sah, wünschte nichts mehr, als den Krieg mit der Pforte zu beschließen, und machte dem Groß-Sultan die billigsten Bedingnisse. Alberoni, dem Alles an der Fortsetzung dieses Krieges gelegen war, suchte den Groß-Sultan dazu durch den Fürsten Ragozzi zu bewegen; allein es war zu spät. Die Vereitelung dieser so viel versprechenden Hinterlist reitzte Alberoni's Haß gegen Oesterreich nur noch mehr; und wenn er seither nur im Stillen machienirt hatte: so trat er jetzt als bestimmter öffentlicher Feind auf; und Spanien kündigte in einem eigenen Manifeste dem Deutschen Kaiser förmlich den Krieg an. Diese Halsstarrigkeit

und Verwegenheit setzte ganz Europa in Erstaunen; und besonders mußten sich England und Frankreich, die Alles aufgebothen hatten, die Gährung zwischen Spanien und Oesterreich in freundschaftliches Einvernehmen zu verwandeln, beleidiget finden. Doch eben diese friedlichen Bemühungen hatten bey Alberoni, in dessen Augen sie eine stillschweigende Anerkennung seiner Wichtigkeit waren, nur die Wirkung haben können, seinen Eigendünkel noch mehr zu erregen; und es schmeichelte seinem Stolze, dasjenige auszuführen, wozu die größten Mächte Europa's den Muth nicht zu haben schienen.

Unter Umständen, die nie ungünstiger hätten seyn können, eröffnete das kecke Spanien diesen Feldzug, und zwar mit der Besitznahme von Palermo. Eben waren die Spanischen Truppen damit beschäftigt, die Insel Sicilien, auf deren Eroberung Alberoni's Operations-Plan gebaut war, wegzunehmen, als der Englische Admiral Bing, der mit seiner Flotte der Spanischen gefolgt war, diese angriff, und sie vollkommen schlug. — Alberoni war der Mann nicht, durch die Nachricht von diesem vernichtenden Schlage muthlos oder gemäßigter zu werden; und wo er von seinen verderblichen Planen gegen Oesterreich abzukom-

nen schien, da wußte die ehrsüchtige Königinn seine Rachgier aufs neue in Aufruhr zu bringen. Alberoni gab also seine Entwürfe nicht auf, begnügte sich aber einstweilen damit, ein schmähsüchtiges Schreiben gegen England drucken und in Umlauf setzen zu lassen, in welchem er den Sieg des Admirals Bing für eine »schändliche und niederträchtige Handlung« erklärte. England ließ sich herab, dieses unwürdige Schreiben in einem eigenen Memoire zu beantworten; und dadurch gerieth Alberoni in eine solche Erbitterung, daß er den Spanischen Gesandten alsogleich aus London zurück rief.

Während Alberoni die Kriegsrüstungen mit den ungeheuersten Anstrengungen fortsetzte, und gegen England alle Arten von Feindseligkeiten ausübte, machte er das Project, durch seine Conspirationen in Frankreich den Herzog von Orleans, als Regenten während der Minderjährigkeit des Kronprinzen nach Segovien zu entführen, abzusetzen, und sich selbst zum Statthalter dieses Reiches erklären zu lassen, um es zu Gunsten Spaniens zu beherrschen. Elisabeth hatte an diesem Complotte einen sehr thätigen Antheil, und ihr ausschweifender Zweck dabey war, daß Ludwig der XV. ehestens sterben, und Philipp dann den Fran-

zösischen Thron besteigen solle. Man war schon nahe daran, die Ausführung dieses abenteuerlichen Anschlages durch die Aufhebung des Herzogs von Orleans zu beginnen, als er durch einen Schreiber des Spanischen Gesandten in Paris verrathen wurde. Durch diesen kamen der Französischen Regentschaft die beweisliefernden Papiere zu Handen, und die Folge davon war, daß Frankreich dem intriguanten Spanien den 6. Junius 1719 den Krieg erklärte.

Bereits den 27. December des Jahres zuvor hatte ihm auch das beleidigte England den Krieg angekündiget. Alberoni's Fassung schien nun erschüttert zu seyn. Die gegen England bestimmte Flotte war kaum einige Tage in See, als ein Sturm sie vernichtete: welch eine Demüthigung für Alberoni! Zweyen Fregatten hatte es geglückt, an der Schottischen Küste zu landen, und sich durch ein zahlreiches Heer aus den Anhängern des Hauses Stuart zu verstärken; allein bald sahen sie sich von den Englischen Truppen geschlagen und zerstreut.

Bey allen diesen getäuschten Erwartungen und Unglücksfällen, von allen Mächten Europens eingeengt, ohne Flotten, ohne Heer, und erschöpft an innern Hülfsmitteln, hatte

Alberoni noch das Schicksal, zu sehen, daß selbst seine letzte Hoffnung auf eine günstige Wendung des Kampfes mit Frankreich, scheiterte. Alberoni hatte darauf gerechnet, das Französische Heer für Spanien zu gewinnen; doch der Herzog von Berwick drang siegreich bis Catalonien vor. Alberoni, mit dem Könige und seiner Gemahlinn, begab sich persönlich zur muthlosen Armee, aber ohne Wirkung; und Berwick breitete sich auf der Insel immer weiter aus.

In diesem verhängnißvollen Zeitpuncte verschwor sich das Unglück von allen Seiten gegen Spanien. — Sicilien war größten Theils wieder in den Händen der Oesterreicher, und die Spanischen Truppen theils aufgerieben, theils zu schwach, sich lange zu halten; die bisher noch immer neutralen General-Staaten schlossen sich nunmehr an Spaniens Feinde an; Portugal machte Miene, dasselbe zu beobachten; Carl der VII., auf dessen Beystand Alberoni mit so viel Sicherheit hatte rechnen können, starb, und der Papst gehörte schon seit einiger Zeit unter seine erklärten Gegner. Endlich verbreitete sich auch unter dem mißhandelten Spanischen Volke ein Geist des Mißvergnügens und des Hasses gegen den verderblichen Minister, und die Klagen wurden so laut,

daß sie um so eher zu den Ohren des Königes drangen, als selbst die Großen des Reiches im Ganzen mit Alberoni's übermüthigen Operationen unzufrieden waren.

Alberoni's einzige Stütze war nun die Königinn; doch auch sie, so sehr sie mit seinen Planen jederzeit einverstanden war, ja so sehr sie zum Theile die ihrigen gewesen, erkannte bald die traurigen Folgen jener unbesonnenen und kühnen Unternehmungen; und, indem ihr die Gefahr nicht entging, in welcher mit Spaniens Selbstständigkeit ihre Herrschaft schwebte, begegnete sie dem verlassenen Minister mit der sichtbarsten Ungnade. Nicht minder benahm sich Philipp gegen ihn mit einer Kälte, die nur zu deutlich den Verlust auch seiner Huld offenbaren mußte; und diese Kälte verwandelte sich bald in die entschiedenste Abneigung, als Spaniens Feinde erklärten, daß die Kriege nur dem Minister gälten, und daß man sich nur unter der Bedingniß zu einem billigen Frieden verstehen werde, wenn Alberoni, als der frevelhafte Störer des Völkerglückes und der Ruhe in Europa, von allem Einflusse entfernt sey. —

Dieses Ungewitter, weit entfernt, Alberoni's Gesinnungen herab zu stimmen, vermehrte nur seinen Stolz und seine Anmaßungen; er glaubte, daß er das plötzliche Mißlingen sei-

ner Plane und seinen eigenen Sturz nur dadurch verhindern könne, wenn er dem Könige und der Königinn auf eine imposante Art sein Uebergewicht und seine Unentbehrlichkeit in einer Verlegenheit empfinden ließe, aus der die Spanische Nation zu reißen nur er allein im Stande sey. Insbesondere schien es ihm nöthig, die Königinn, die während seines Flores einen wesentlichen Antheil an den öffentlichen Geschäften genommen hatte, nun um so eher in die Gränzen ihrer Subordination zurück zu weisen, da er erfahren hatte, daß sie es war, wodurch der König so gegen ihn eingenommen wurde. Allein dieses Benehmen konnte bey einem herrschsüchtigen Weibe, wie Elisabeth, und bey einem furchtsamen Könige, wie Philipp, nur dazu dienen, Alberoni unausstehlich zu machen; und der König, wie seine Gemahlinn, waren darauf bedacht, sich eines Ministers zu entledigen, den sie nun weder mehr fürchten, noch achten oder lieben konnten, und bey dessen Anblick sich ihnen nichts als das traurige Bild ihres unglücklichen Landes darboth.

Wie Alberoni auf den König und die Königinn durch Furcht imponiren wollte: so zog er auf der andern Seite auch die geringfügigsten Staatsgeschäfte, besonders wenn

sie auswärtige Mächte betrafen, an sich; alle Angelegenheiten wollte er selbst besorgen, und die Minister und Staats-Secretäre beschäftigte er als bloße Abschreiber. Da es denn unmöglich war, daß die durch die Zerrüttung des innern und äußern Zustandes des Reiches so vielfältig vermehrten Geschäfte von Alberoni allein geschlichtet werden konnten: so ergaben sich in kurzer Zeit so viele Unordnungen und Verwirrungen in allen Zweigen der Verwaltung, daß die öffentlichen Klagen gegen den Minister sich täglich vermehrten. Diese Erfahrung versetzte den Cardinal in eine so ängstliche Behuthsamkeit, daß er Alles anwandte, um jedermann von dem Könige und der Königinn entfernt zu halten, der nur den Anschein hätte, sie mit der wahren Lage der Dinge bekannt machen zu wollen. In diesem peinlichen Zustande beschlossen der Monarch und seine Gemahlinn, sich dieses lästigen Ministers zu entledigen. Doch das Schicksal hatte eben denjenigen, der Alberoni's Hoheit am Spanischen Hofe begründet hatte, dazu bestimmt, ihn auch zu stürzen.

Der Herzog von Parma war seit Alberoni's Erhebung zum Cardinal von diesem nicht nur durch dessen Fehden mit dem Deutschen Kaiser in mancherley nachtheilige Verwickelungen gezogen, sondern auch mit dem zügellose-

sten und undankbarsten Uebermuthe behandelt worden; und mit Schmerz sah er die traurige Lage, in welche Alberoni seine Tochter als Königinn des dem Verderben nahe gebrachten Spaniens versetzt hatte. Mitten unter solchen Betrachtungen erhielt er von dem Regenten von Frankreich eine an den König und die Königinn von Spanien gerichtete Vorstellung, in welcher der unruhige Alberoni als das einzige Hinderniß eines friedlichen Vereins geschildert wurde, mit der Aufforderung, zur Vermittelung zwischen Frankreich und Spanien, kraft seines Verhältnisses zur Königinn, mitzuwirken. Um den beabsichteten Erfolg dieser Vorstellung unzweifelhaft zu machen, hatte sich der Cardinal Dubois, Premier-Minister des Französischen Regenten, an die Donna Laura, die schon seit längerer Zeit unter Alberoni's Feinde gehörte, und noch den meisten Einfluß auf die Königinn behauptete, angeschlossen, und sie ohne viele Mühe dafür gewonnen, die Königinn auf jenes Schreiben vorzubereiten, und für den Zweck desselben zu stimmen.

Ganz unerwartet erschien denn als Abgesandter des Herzogs von Parma der Marchese Scotti zu Madrit, und übergab, Trotz der Gegenbemühungen Alberoni's, der zwar nicht das Mindeste ahndete, dem Könige in einer

geheimen Audienz die verhängnißvollen Depeschen, indem er sie, vereinigt mit der Königinn und ihrem Beichtvater, mit den nöthigen Gründen mündlich unterstützte. — Der Erfolg äußerte sich bald. Den 5. December 1719 begab sich der König mit seiner Gemahlinn, wider die sonstige Sitte ohne Begleitung Alberoni's, auf die Jagd nach Prado; und alsogleich darauf empfing Alberoni durch den Staats-Secretär Marchese di Tolosa ein eigenhändiges Cabinetts-Schreiben des Monarchen. Mit Entsetzen las der Gestürzte den harten Beschluß, daß er seiner Aemter entsetzt, und dazu verurtheilt sey, binnen acht Tagen Madrit, und binnen drey Wochen Spanien zu verlassen. —

Die schonungslose Art dieses Sturzes war Alberoni empfindlicher als der Sturz selbst. Er hatte gehofft, wenigstens nur von den Geschäften entfernt, und auf sein Bisthum Mallaga verwiesen zu werden; und im heftigsten Gefühle seines beleidigten Stolzes ergriff er Anfangs ohne alle bestimmte Richtung allerley Maßregeln, sich zu retten, oder wenigstens seine Macht in einer kräftigen Rache fühlen zu lassen, die aber nur zu seiner größten Schmach bald wieder in ihr Nichts zurück fallen mußte. Neue Demüthigungen standen ihm bevor, da er um eine Unterredung mit dem Könige an-

ſuchte. Sie ward ihm verweigert; kühn genug behielt er die wichtigſten Staatspapiere zurück; doch wie er an der Gränze des Reiches anlangt, unterſucht man ihn wie einen Spion, und nimmt ihm die Papiere weg.

Madrit vernahm den Fall dieſes unheilbringenden Miniſters mit einem Jubel, wie wenn man den Untergang eines Tyrannen feyerte; niemand hielt ihn des Mitleids würdig, und in den Provinzen ſah er ſich ſogar thätlich mißhandelt. Als Alberoni in Frankreich, an deſſen Gränze ihn ein Detachement Franzöſiſcher Dragoner, zur Begleitung nach Italien, empfangen hatte, ankam, erſuchte er den Herzog Regenten um eine Unterredung, in welcher er ihm die Nahmen derer, die an der Verſchwörung gegen ſeine Regentſchaft Theil genommen hatten, entdecken wolle; allein der Herzog würdigte den Intriguanten keiner Antwort. —

In Italien war Alberoni kaum angekommen, als neue Mißgeſchicke über ihn herein brachen. Clemens der XI. ſetzte ein förmliches Gericht gegen ihn nieder, deſſen Reſultate nur durch den Tod dieſes Papſtes verhindert wurden. Doch Clemens Nachfolger gab ihm die Genugthuung, ihn in ſeine Würde als Cardinal völlig wieder einzuſetzen. Dieſe günſtige Wen-

dung erregte Alberoni's Herrschsucht aufs neue, und sein geheimes Streben ging auf nichts Geringeres hinaus, als sich auf den päpstlichen Stuhl zu schwingen. Der Einfluß, den dieser Cardinal bey mehreren Päpsten gewann, bestärkte ihn in seinen Hoffnungen; und in dem Posten eines päpstlichen Legaten zu Ravenna und Bologna arbeitete er rastlos nach der Erringung der dreyfachen Krone hin. Doch da bey allen neuen Papstwahlen seine Anstrengungen fruchtlos blieben: so gab er endlich ein Verlangen auf, dessen Erfüllung ihm bey einem heran nahenden Greisenalter ohnehin keinen wünschenswerthen Genuß versprechen konnte. Ja Alberoni zog sich in einem Alter von 80 Jahren von allen Geschäften in ein ruhiges Privat-Leben zurück. Er begab sich in seine Vaterstadt Piacenza, und starb daselbst, nachdem er durch acht Jahre seine unbesonnenen Vergehungen durch die Stiftung von mehreren wohlthätigen öffentlichen Anstalten einiger Maßen zu vergüten gesucht hatte, den 26. Junius 1752, nach einer kurzen Krankheit ruhig an der Auflösung des Alters.

Mons de la Croix,

Kammerherr der Kaiserinn Katharina der I. von Rußland.

Der Vater dieses unglücklichen Opfers der gerechten Eifersucht Peters des Großen war ein gemeiner Weinwirth aus Frankreich, welcher, nachdem er sein Gewerbe Anfangs in Riga einige Zeit getrieben hatte, sich in Moskau in dem so genannten Deutschen Quartiere niederließ.

Mons de la Croix war von der Natur mit den verschwenderischten Gaben ausgestattet worden. Seine majestätische Gestalt, seine überaus anmuthigen, sprechenden, und regelmäßig schönen Gesichtszüge, sein heller, durchdringender Blick, seine edle Haltung, alles dieses, verbunden mit der kräftigsten, blühendsten Gesundheit, und der lebendigsten Munterkeit, gewannen ihm Aller Herzen. Bey diesen äußern Vorzügen besaß Mons einen empfänglichen und gebildeten Geist, welchen er

allenthalben auf die imposanteste und doch anspruchloseste Weise geltend zu machen verstand.

Man weiß, daß Peter der Große, wie nachmahls Fridrich gleichen Beynahmens, mit der entschiedensten Vorliebe für die Ausländer eingenommen war; nicht genug, daß er sie zu sich berufen ließ, um sie auf alle Arten zu begünstigen: er selbst suchte sie auf, und bewarb sich um ihre Freundschaft. Und so geschah es denn auch bald, daß Mons mit dem Czar bekannt ward. Der Monarch wurde von den äußern und innern Eigenschaften des jungen Mannes so entzückt, daß er ihn an den Hof berief, um für sein weiteres Glück zu sorgen. Die Schwester des Mons hatte Peter schon früher gekannt, geschätzt, geliebt; und man will behaupten, daß dieser Umstand zur Erhebung des jungen Menschen nicht wenig beygetragen habe. —

Mons war ganz der Mann, um ein Temperament, wie das Katharinens, in Aufruhr zu bringen; ihr Herz brannte für den schönen, kräftigen Fremdling; und ihre Schlauheit war darauf bedacht, ihm eine Stelle zu verschaffen, in welcher sie mit ihm ohne Verdacht einen vertrauten Umgang anknüpfen und unterhalten könnte. Aber noch war sie selbst ohne bestimmten Einfluß auf den Czar; doch als dieser ihr

seine Hand schenkte, und sie zur Kaiserinn erklären ließ: da kostete es ihr nicht viel Mühe, Mons Anfangs zum Kammerjunker und bald darauf zu ihrem Kammerherrn zu befördern. In der That der angemessenste Posten zur Begünstigung ihrer glühenden Wünsche.

Die beyden Liebenden überließen sich von nun an ganz dem Zauber ihres Glückes; in der ersten Zeit zwar mit der größtmöglichen Vorsicht, aber, wie es in ähnlichen Verhältnissen zu geschehen pflegt, bald mit einer solchen Unbehutsamkeit, daß das Geheimniß nicht lange verborgen blieb. Selbst Peter gerieth nicht selten auf die Spur dieses Verständnisses; allein seine Zuversicht zu Katharinens Tugend, und seine Reformations-Plane brachten ihn immer wieder davon ab. Ja, als ihm einst die noch ganz junge Prinzessinn Elisabeth in ihrer naiven Unbefangenheit von der Unordnung erzählte, in welche Katharina und Mons durch ihre Dazwischenkunft gerathen waren, hielt er diese Erinnerung für das nichtige Geschwätz eines Kindes, und achtete nicht weiter darauf.

Allein das Gerede wurde immer lauter, immer öffentlicher, und Peters Freunde forderten ihn ernstlich auf, zur Rettung seiner ehelichen Ehre die Sache nachdrücklicher zu untersuchen. In dieser Verlegenheit wendete sich

der Czar an die Generalinn Balk, die Schwester des Kammerherrn Mons, und ersuchte sie, ihren Bruder und die Kaiserinn sorgfältig zu beobachten, und ihm die Resultate unverzüglich mitzutheilen. Dieses sonderbare Mittel konnte natürlich zu keiner Entdeckung führen; die Generalinn Balk, obschon dem Czar, wegen ihrer frühern Verhältnisse mit ihm, zärtlich zugethan, wollte an dem Bruder nicht zum Verräther werden, und so erfuhr Peter wieder nichts, als unzulängliche Vermuthungen, die weder für noch wider seine Erwartungen sprachen. Endlich wurde gewisser Maßen Katharina selbst die Verrätherinn ihres Umganges mit Mons, obgleich nur negativ, durch den General Jaghuschinsky. Den Verfolg und den tragischen Ausgang dieser Begebenheit liefere ich nach dem Französischen des Grafen Rabutin, Oesterreichischen Gesandten am Petersburger Hofe, der als aufmerksamer Augenzeuge alle Katharinen und Petern betreffenden Thatsachen schnell und getreulich dem Wiener Hofe mittheilte.

Es konnte, heißt es, die Czarinn es ganz und gar nicht vertragen, daß der General Jaghuschinsky, so zu sagen, das Herz ihres Gemahles mit ihr theilen, und fast mehr als sie selbst bey ihm gelten solle, weßwegen sie, obwohl

immer vergebens, ihn in des Czars Ungnade zu bringen suchte. Jaghuschinsky aber, besorgt, daß es Katharinen gleichwohl einmahl gelingen möchte, ihn zu stürzen, entschloß sich, ihr zuvor zu kommen, wozu ihm ihr Verhältniß mit dem Kammerherrn Mons die erwünschteste Gelegenheit darboth.

Die Kaiserinn hatte befohlen, daß, während der Zeit, als der Czar im Jahre 1723 mit seiner Flotte nach Reval gesegelt war, und künftig bey seiner jedesmahligen Abwesenheit, die beyden Kammerherren immer in ihrem Vorzimmer schlafen sollten. Nun erfuhr der lauernde Jaghuschinsky von einem seiner Spione, daß Katharina fast halbe Nächte durch mit Mons bey hellem Mondenscheine im Garten lustwandle. — Alles dieses wußte er dem Czar in einem so verbrecherischen Lichte darzustellen, daß es diesen wohl gereuete, Katharinen haben krönen zu lassen; doch es war zu spät, und Peter begnügte sich einstweilen damit, seine Gemahlinn von allem Antheile an der Regierung auszuschließen, und ihren Schritten mit mehr Aufmerksamkeit selbst nachzuspähen. Den getreuen Kundschafter Jaghuschinsky belohnte Peter mit dem blauen Bande des Annen-Ordens.

Es dauerte wohl noch ein halbes Jahr, ehe der Czar hinter die Wahrheit kommen konnte; endlich entschloß er sich zu einer List, die entscheiden sollte. Er unternahm eine Reise nach Ladoga, und als er nach einer kurzen Zeit nach Petersburg zurück kam, sagte er zu Katharinen, daß er noch denselben Abend sich auf sein Landhaus Dupka begeben wolle, um sich daselbst einige Tage aufzuhalten. Er nahm zärtlich Abschied von ihr, doch, statt nach Dupka zu reisen, verbarg er sich in dem Winterpallaste in Petersburg. Hier hielt er sich drey Tage in der vorsichtigsten Heimlichkeit auf, und schickte, um jeden Verdacht hintan zu halten, täglich seinen Pagen Drevenick an die Kaiserinn ab, um ihr seinen Gruß zu bringen, und nebstbey auszukundschaften, wo er konnte. Als Drevenick am dritten Tage seinem Herrn rapportirte, daß nun eben an Mons die Reihe sey, in Katharinens Vorzimmer zu schlafen: so machte sich Peter in der Nacht auf, um sie im Garten zu überraschen. Wirklich traf er Katharinen und Mons, Trotz des kalten Wetters, in einer Laube sitzend an, während die Generalinn Balk, Mons Schwester, mit einem Hofjunker in der Nähe lustwandelte, gleichsam Schildwache zu halten. Man denke sich das Erstaunen des zärtlichen Paares,

als plötzlich Peter mit wüthenden Geberden in die Laube trat! Ohne eine Sylbe zu sprechen, bediente er sich auf der Stelle seines gewöhnlichen cathegorischen Imperativs, und schlug derb zu, wohin er treffen konnte; doch Mons und seine Schwester verschonte er sorgfältig, als wollte er sie einer bedächtigeren Rache aufsparen; und nach dieser kurzen Execution schlich jeder wie eine Katze vom Taubenschlage davon und nach Hause.

Peter ließ einige Tage ruhig verstreichen, um geltendere Gründe aufzufinden, Mons und seine Schwester einer öffentlichen Todesstrafe opfern zu können. Während dessen kam der Kammerherr Mons, seiner Charge gemäß, täglich nach Hofe, und jedermann überredete sich, daß die Sache auch dieses Mahl ignorirt werden würde.

Man hatte sich aber sehr getäuscht. Eines Abends, da Katharina mit Mons sich eben bey einer Leckertafel gütlich that, siehe, da tritt mit verdrießlicher Miene der Czar herein, und fragt nach der Glocke. Als die Kaiserinn ihm ihre Repetir-Uhr vorhält und ihm sagt, daß es 9 Uhr sey, reißt sie ihr Peter mit Ungestüm aus der Hand, dreht mit dem Uhrschlüssel den Zeiger herum, und erklärt, es wäre 12 Uhr, und folglich Zeit, zu Bette

zu gehen. Hierauf begaben sich Alle schweigend zur Ruhe. Gegen Mitternacht kam der Czar ganz allein mit dem General-Major Uschakoff in das Zimmer des Mons, da dieser eben bey einer Pfeife Tabak des seltsamen und bedenklichen Vorganges nachsann, ihn aus dem Bette zu hohlen. Peter ließ sogleich alle Effecten, die sich sehr hoch beliefen, versiegeln, und brachte Mons gefangen in den Winterpallast zu Petersburg, wo er ihn in ein festes Zimmer verschloß, eine starke Wache vorsetzte, und den Schlüssel zu sich steckte, auch so oft Mons Speise oder Trank gebracht wurde, persönlich dabey erschien.

Schnell wurde nun so wohl gegen Mons, als gegen seine Schwester, die Generalinn Balk, ein peinlicher Prozeß eingeleitet, und von dem Czar und dem General-Major Uschakoff ganz allein geführt. Er währte nicht länger als acht Tage, weil Mons, so bald er sich gefangen sah, und sich wohl einbilden konnte, worauf es abgesehen war, um der Tortur zu entgehen, alles freywillig bekannte, was man von ihm zu wissen begehrte. — Die von dem Czar selbst entworfenen, vorgeblichen Klagepuncte bestanden darin, daß Mons und seine Schwester sich durch Bestechungen bereichert, und die Verwaltung von Katharinens Einkünf-

ten gemißbraucht hätten. Dieſe Beſchuldigungen legte Peter der gewöhnlichen Juſtiz vor, um darüber ein Urtheil zu fällen; und da des Czars Abſicht deutlich genug am Tage lag: ſo lautete dieſes Urtheil bey Mons natürlich auf die Todesſtrafe. Es wurde Tags darauf vollzogen, dem unglücklichen Mons der Kopf vor die Füße gelegt, und ſein Leib auf das Rad geflochten.

Die Generalinn Balk, welche nicht gewußt, daß ihr Bruder Alles bekannt hatte, läugnete ſtandhaft; der Czar aber nahm abermahls das Büttelamt auf ſich, und zwang ſie mit dem erſten Knutenſtreiche, Alles zu bekennen. Hierauf fällte die Juſtiz ihr Urtheil, in Folge deſſen ſie auf dem öffentlichen Gerichtsplatze mit der Knute dreyzehn Mahl geſtrichen, und dann nach Sibirien exilirt wurde. Die ſpeciellen Klagepuncte gegen dieſe Büßerinn fielen in der That ins Läppiſche, und bewieſen deutlich, daß man ſie durchaus ſchuldig finden wolle. Sie wurde nähmlich bezüchtigt, daß ſie einige Franzöſiſche Fächer und Tabatieren zum Geſchenke angenommen habe, um einige Leute bey ihrem Bruder zu empfehlen; der Sentenz wurde noch die Clauſel angehängt: »und um anderer Urſache willen, — die man nicht ſagen kann.“ —

Katharina, die wohl begriff, daß mit Fürbitten und Vorstellungen nichts zu gewinnen sey, wollte wenigstens ihrer geliebten Balk die Schmach und den Schmerz einer öffentlichen Züchtigung ersparen, und both Alles auf, Petern dahin zu bewegen; aber er blieb unerbittlich. — Man erzählt, daß sie ihre vergeblichen Bitten vor einem Fenster von Venetianischem Spiegelglase anbrachte. »Sieh das Glas an," rief voll Zorn der Czar, »der verächtliche Stoff, aus dem es entstand, ward veredelt durch das Feuer, und jetzt dient er zur Zierde dieses Pallastes. Aber siehe! Ein Schlag meiner Hand, und es kehrt in den Staub seiner Abkunft zurück!" In diesem Augenblicke schlug er die Scheibe entzwey. — »Und war denn," sagte Katharina mit einem wehmüthigen Seufzer, »war denn diese Zerstörung eine Handlung, die Deiner würdig ist? Und ist Dein Pallast dadurch verschönert worden?" — Peter umarmte die treffende Sprecherinn schweigend, und begab sich hinweg.

So schmerzhaft Katharinen der Verlust ihrer Günstlinge auch fallen mußte, so verstand sie es gleichwohl meisterlich, ihre Gefühle zu verbergen; und an demselben Tage, da Mons enthauptet wurde, bezeigte sie sich ungemein heiter und fröhlich. Die junge Prin-

zessinn mit dem Tanzmeister ließ sie am Abende zu sich kommen, und brachte ihn unter den rauschendsten Lustbarkeiten hin.

Peter hatte die Grausamkeit, Mons vor Katharinens Augen, die aus Schmerz sich schlossen, auf der so genannten Petersburger Seite, enthaupten zu lassen; aber noch nicht zufrieden mit dieser Kränkung, fuhr er mit der Gebeugten nach der Hinrichtung an der Richtstätte, dicht vor dem Haupte des Günstlings, das hier zur Schau ausgesteckt war, vorüber, um sich an dem Entsetzen seiner Gemahlinn zu weiden. Doch Katharina verlor ihre Ruhe nicht; sey es aus Stumpfsinn, oder aus Kraft, genug, ohne sichtbare Gemüthsbewegung äußerte sie bloß: »Es ist traurig, daß unter den Hofleuten so große Verbrechen eingerissen sind."

Tages darauf ließ Peter unter dem Vorwande, allenfälligen Mißbräuchen im Nahmen der Czarinn vorzubeugen, alle ihre Effecten- und Domainen-Kanzelleyen versiegeln. Dadurch wurde denn Katharina von allem Gelde mit Einem Mahle so entblößt, daß sie die tausend Ducaten, welche sie dem Günstlinge Peters, Wasili Petrowitz, zum Geschenke machte, um seinen Herrn zu bewegen, ihr zu verzeihen, von ihren Hof-Damen, nahmentlich

der Oberſthofmeiſterinn Alzuffiof, der Madame Kumpenhauſen, und Villebois zuſammen borgen mußte.

Peters Rachſucht war jedoch mit jenen ausgeſuchten barbariſchen Strafen, die er über Katharinen verhängt hatte, um ſo weniger geſättigt, als ihm ihr unbegreiflicher Gleichmuth die Unwirkſamkeit derſelben bemerken ließ. Er ließ Mons Kopf in Weingeiſt ſetzen, und verdammte Katharinen dazu, ihn mehrere Tage hindurch vor ſich zu ſehen. Hierauf übergab der Czar den Kopf der Akademie der Wiſſenſchaften mit dem Befehle, ihn in einem beſonderen Gemache mit einem andern Kopfe, welcher ſchon vorhanden war, ſorgfältig aufzubewahren. Die Aufſeher der Präparate conſervirten dieſe beyden Reliquien Anfangs ſehr gut; allein da die Kaiſerinn darauf ganz zu vergeſſen ſchien: ſo achteten ſie ihrer nicht weiter. Erſt in den achtziger Jahren, als die Knejina Duſchkow, als Präſident der Akademie der Wiſſenſchaften, bey der Reviſion der Rechnungen ihre Verwunderung über den großen Verbrauch von Spiritus äußerte, kamen dieſe beyden Köpfe wieder in Erinnerung. Man machte nähmlich den weiblichen Präſidenten aufmerkſam, daß die zwey Köpfe, die im Keller verwahrt ſeyen, ſo viel Weingeiſt wegnähmen. Die Für-

ſtinn fragte den Aufſeher über dieſen Keller, und erfuhr, daß in demſelben ein Kaſten, zu welchem er allein die Schlüſſel habe, verwahrt ſey, in dem ſich jene Köpfe befänden; niemand aber wußte beſtimmte Auskunft darüber zu geben. Man ſchlug alſo im Archive nach, und es zeigte ſich, daß es die Häupter des Mons und des Fräuleins Hamilton *) ſeyen, und daß Peter der I. ſie dahin zur Aufbewahrung gegeben habe. Katharina II. ließ hierauf dieſe beyden Köpfe hohlen, und ſie, nachdem man die unverkennbarſten Spuren ihrer ehemahligen Schönheit bewundert hatte, in demſelben Keller begraben.

*) Das Fräulein Hamilton war, nach Stählins Anecdoten von Peter dem Großen, deßwegen enthauptet worden, weil ſie ihr eigenes Kind ermordet hatte; und der Vater dieſes Kindes war — Peter ſelbſt.

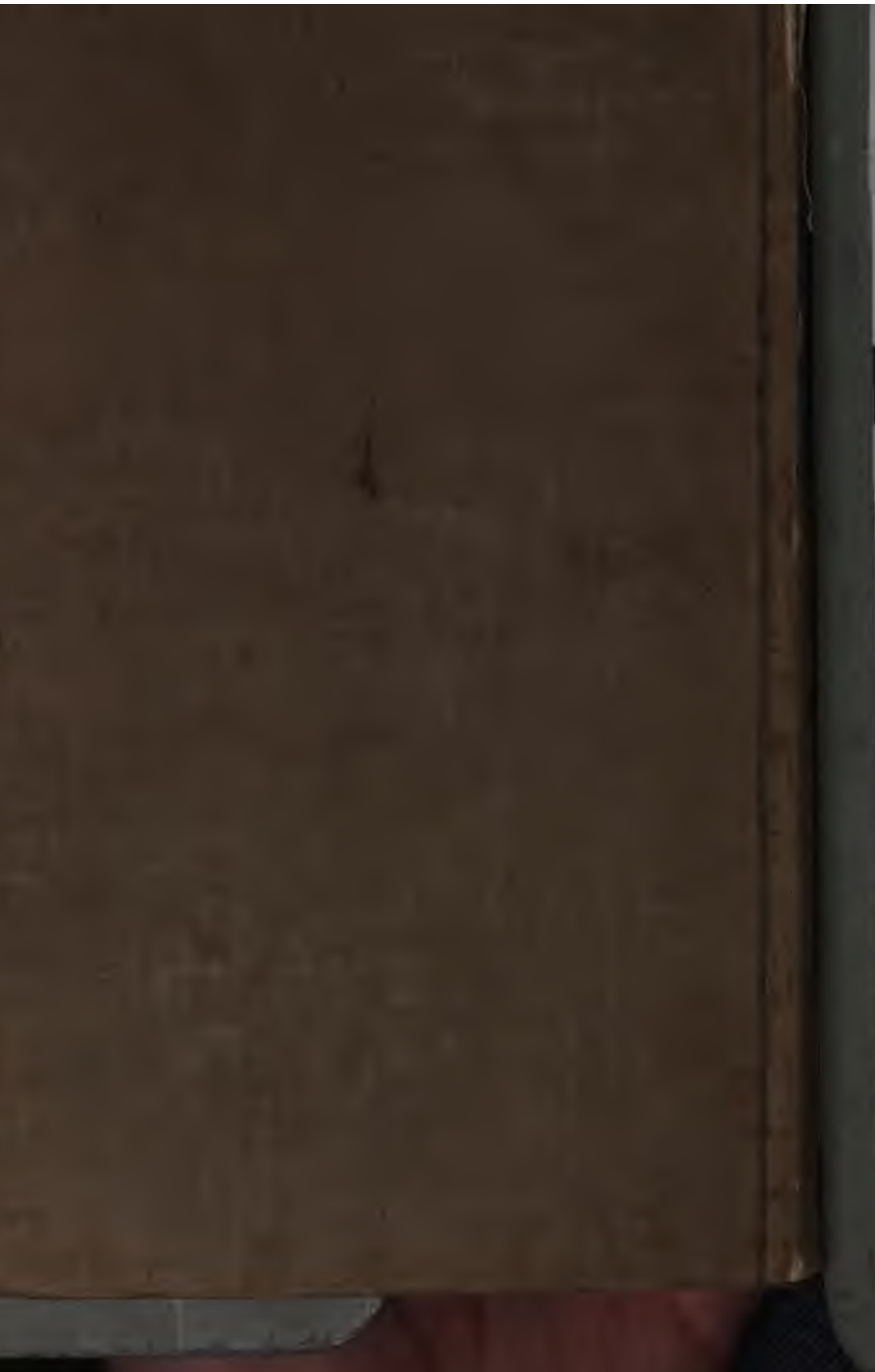
Inhalt.

Seite

Corfiz Graf von Ulefeld, Dänischer Reichshofmeister 5
Carl von Gontaut, Herzog von Biron, Admiral und Marschall von Frankreich . 19
Robert Graf von Essex, Englischer Großmarschall 34
Alexander Fürst von Menzikow, Russischer Staats-Minister 57
Roderich Calderon, Graf von Oliva, Spanischer Schatzmeister 74
Georg Heinrich Freyherr von Görz, Schwedischer Staats-Minister 83
Marchese Monaldeschi, Oberstallmeister der Königinn Christine von Schweden. . 92
Johann Fridrich Graf von Struensee, Dänischer Staats-Minister. 106
Heinrich von Taleyrand, Graf von Chalais, Aufseher über die Königlich-Französische Kleiderkammer 115
Thomas Morus, Kanzler von England . 132
Ernst Johann Herzog von Biron, Russischer Regent 143
Sebastian Joseph von Carvalho, Graf von Oeyras, Marquis von Pombal, Portugiesischer Staats-Minister . . . 159
Eberhard Christoph Balthasar von Dankelmann, Preußischer Staats-Minister . 170
Heinrich Franz d'Aguesseau, Kanzler von Frankreich. 181
Peter Graf von Greiffenfeld, Dänischer Großkanzler 189
Julius Graf von Alberoni, Cardinal und Spanischer Premier-Minister 201
Mons de la Croix, Kammerherr der Kaiserinn Katharina der I. von Rußland . . 223

CT 9998 .G7
Cabinett historischer Trauerge
Stanford University Libraries
3 6105 041 342 440

G7 3

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.